Eine Heilige und zwei Sünder

Roman von Robert Saudek

Verlag: Carl Reissner · Dresden.

:: Eine Heilige ::
und zwei Sünder

Eine Heilige und zwei Sünder

Roman

von

Robert Saudek

Dresden
Verlag von Carl Reißner
1912

Copyright 1912 by Carl Reißner

Druck von Petzſchke & Gretſchel, Dresden-A.

PT
2637
A82
E4

Erſter Teil

Der alte Friedrich Dannhauſen glich eher einem Gelehrten als einem Lakaien. Niemand hätte in dieſem Manne, der mit ſo freundlichem Ernſt die Welt durch ſeine ſchwarzumrandeten Brillengläſer betrachtete und jetzt mit unerſchütterlich überlegener Ruhe in ſeinem Zimmer ſaß, einen Diener vermutet.

Ein Heft der „Architektur" lag vor ihm. Er wendete leiſe die Seiten und ſah aufmerkſam nach den Zeichnungen. Das letzte Blatt prüfte er beſonders lange, ſo lange, bis ein ironiſcher Zug um ſeinen glatt raſierten Mund ſpielte.

„Alles Pfuſcher!" flüſterte er vor ſich hin, ſchob das Heft beiſeite und rückte die Brille dichter an die Augen. „Sie machen es alle meinem ſeligen Herrn Profeſſor nach." Dann ſchloß er die Augen.

Er dachte über ſeinen jungen Herrn nach. Zwei Jahre war er jetzt ſchon in ſeinem Dienſt.

Vierzehn Tage nachdem der ſelige Herr Profeſſor Altenberg das Zeitliche geſegnet hatte, machte ſich der junge Herr Wehrmann als Baumeiſter ſelbſtändig und kaufte von den Erben die eben fertig gewordene Villa im Grunewald.

Lachend ſchlug er damals Friedrichs Zweifel nieder: „Unbeſorgt, Friedrich, ſobald heirate ich gewiß noch nicht. Kommen Sie nur ruhig zu mir. Sie ſollen in der Wirtſchaft keine Frau über ſich haben."

Da nahm der Alte an. Der junge Herr hatte es ihm mit ſeiner friſchen Luſtigkeit und ſeinen Kavaliermanieren immer ſchon angetan. Er war ein ganzer Mann, tüchtig in ſeinem Fach, gewiß aus vornehmem Hauſe, reich obendrein und hatte er es in kurzer Zeit mächtig vorwärtsgebracht.

Es pochte an die Tür, ſo daß der alte Diener verwirrt die Augen aufſchlug.

Der Chauffeur trat ein.

„Seit einer Stunde warte ich draußen", meldete er. „Fährt der Herr denn nicht in die Stadt?"

Der Alte ſah auf ſeine große Zylinderuhr und erhob ſich. Er wunderte ſich ſelbſt darüber, daß der Fremde, den er vorhin gemeldet hatte, ein kleiner, beweglicher jüdiſcher Herr, ſo lange beim Baumeiſter geblieben war.

Über einen langen Gang ſchritt er lautlos dem Arbeitszimmer des Herrn zu. Als er die Tür öffnete, ſah er, daß es dunkel im Zimmer war.

Sollte der Herr . . .? Nein, dort in der Fenſterecke lag er auf der Chaiſelongue und hielt die Hände vor die Augen.

Er war allein. Der Beſuch war vielleicht ſchon vor Stunden gegangen, ohne daß der Herr geklingelt hatte.

„Machen Sie Licht!" befahl Wehrmann und ſprang auf. Sonderbar verſtört klang die Stimme.

Der Baumeiſter trat ganz dicht ans Fenſter und blickte in die Nacht hinaus, als wollte er ſich dem Anblick ſeines Dieners entziehen.

„Das Auto ſteht ſchon draußen? Wie ſpät iſt es denn?“ fragte er unnatürlich laut.

„Elf Uhr.“

„Schon?“

„Herr Baumeiſter hat geſchlafen?“

„Nein.“

Unruhig, haſtig und nervös lief Wehrmann im Zimmer umher. Er, der ſich ſonſt unter Lachen, ſeinen geſchmeidigen und ſehnigen Körper reckend, über allen Ärger hinwegzuſetzen wußte, war heute zerfahren, müde und zermürbt. „Hören Sie, Friedrich, ich möchte, daß Sie heute nacht wach bleiben.“

„Wie der Herr befiehlt.“

Wehrmann ſchritt zweimal das Zimmer ab, bevor er in ſeinen Befehlen fortfuhr: „Halten Sie ſich hier im Zimmer beim Telephon auf. Ich fahre in die Stadt und ſchicke den Chauffeur dann nach Hauſe. Ich erwarte eine wichtige Meldung. Ich werde in der Nacht jede Stunde aus der Stadt anrufen, um zu hören, ob jemand eine Nachricht für mich zurückgelaſſen hat.“

„Wer ſoll die Nachricht bringen?“ fragte der Alte.

„Vielleicht wird telephoniert werden, vielleicht wird man einen Brief oder ein Telegramm abgeben. Ich werde mir den Brief oder das Telegramm von Ihnen vorleſen laſſen. — Haben Sie den Frack zurechtgelegt?“

„Gewiß, Herr Baumeiſter.“

Friedrich ſtand ſtumm da, bereit, ſeinem Herrn in das Ankleidezimmer zu folgen oder weitere Befehle entgegenzunehmen. Es war ſonſt nicht die Art ſeines Herrn, verſonnen und unentſchloſſen ſtehen zu bleiben. Wenn er ſeine Befehle erteilt hatte, pflegte er im Nu hinten und ein paar Minuten ſpäter ſchon im Auto zu ſein.

Heute aber ſchritt er, in Gedanken verloren, zur Tür und ſchaltete das volle elektriſche Licht ein, trotzdem er ſonſt Halbdunkel und Dämmerlicht liebte.

Langſam ſchweifte ſein Blick über die Bücherrücken in den weiten Regalen, über die Schreibtiſchfläche, auf der Haufen ungeordneter Papiere lagen, über den Zeichentiſch und über die koſtbaren Felle, die das Sofa und den Boden bedeckten. Dann blieb er auf dem Geſicht ſeines Dieners haften.

Dem Alten war es, als ob der junge Architekt mit dieſem zärtlichen, weichen und ſchmerzlichen Blick von all den lieben Dingen ſeiner Umgebung Abſchied nehmen wollte.

Wehrmann ſah die ſtille Ergebenheit und treue Sorge des alten Dieners, und ein Gefühl der Dankbarkeit wurde in ihm wach. Ganz ohne Zuſammenhang fragte er plötzlich: „Wie lange haben Sie beim ſeligen Profeſſor gedient, Friedrich?“

„Siebzehn Jahre.“

Wehrmann ſchritt zögernd zur Tür und blieb mit der Klinke in der Hand ſtehen. „Wir haben heut' Silveſter, morgen iſt Neujahr“, ſagte er und war wieder ſo verſonnen wie früher, als ihn der Eintritt des Dieners aus ſeinen Gedanken geriſſen hatte.

„Ja gewiß, Herr Baumeiſter", beſtätigte Friedrich erſtaunt.

„Es iſt möglich, daß ich morgen früh auf ein paar Tage verreiſen werde. Nein — Gepäck brauche ich nicht. Wenn ich alſo bis morgen zehn Uhr nicht zurück ſein ſollte . . ."

„Ja, bitte?"

„Warten Sie . . . alſo dann kaſſieren Sie einen Scheck, den ich Ihnen geben werde. Pünktlich um zehn Uhr — vergeſſen Sie nicht. Das Geld für Sie — zu Neujahr — nichts zu danken." Er holte das Scheckbuch aus der Schreibtiſchlade, riß ein Blatt heraus, bedeckte es mit ein paar Federzügen und ſchloß es in einen Briefumſchlag. „So, das Kuvert öffnen Sie erſt morgen früh! Verſtanden?"

„Jawohl, Herr Baumeiſter."

„Und jetzt will ich mich umkleiden, damit ich vor Mitternacht in der Stadt bin."

Man durfte Franz Wehrmann nicht nach ſeinem Ankleidezimmer beurteilen. Sonſt hätte man einen eitlen Gecken voll weibiſcher und weichlicher Inſtinkte in ihm vermuten müſſen. Die Wände des regelmäßigen ſechseckigen Raumes beſtanden aus großen ſcharfgeſchliffenen venezianiſchen Spiegeln. Die Flächen waren durch ſchmale, ſilberfarbene Bronzeleiſten geſchieden und die Schlöſſer in kleinen Ornamenten aus dem gleichen Metall verborgen. In ſechs großen eingebauten Schränken, deren Vorderwand durch Kriſtallſpiegel gedeckt wurde, waren die Kleider, die Schuhe, die Wäſche des Architekten geordnet. Unabſehbare

und außer Zweifel überflüſſige Mengen lagen darin zur Wahl bereit.

Dennoch beſchäftigte ſich Franz Wehrmann nie mit ſeinen Garderobenſchätzen; Friedrich traf die Wahl für ihn und legte, ohne zu fragen, alles bereit.

„Will der Herr kalt brauſen?" fragte der Alte.

Der Baumeiſter blieb eine Weile ſtumm, ſo daß man nicht wußte, ob er die Frage nicht gehört oder über die Antwort nachdachte. Dann lachte er plötzlich auf. „Nein", klang es faſt heiter, „ich brauſe nicht."

Während er ſich im Nebenzimmer die Hände wuſch, mußte er noch über das Bild lachen, das die Frage ſeines Dieners in ihm wachgerufen hatte.

Das wäre Komik: wenn er ſich heute nacht einen Schnupfen holte, bevor er ſich am frühen Morgen eine Kugel vor den Kopf ſchöſſe! Mit einer plebejiſch naſſen Schmutznaſe würde er aufgefunden werden! Er, Franz Wehrmann, dem äußere Harmonie und Schönheit ſein Leben lang mehr bedeutet hatten als Glück und Ruhe.

Achtlos entkleidete er ſich mit raſchen Griffen.

Das Bewußtſein ſeiner phyſiſchen Kraft überwand für kurze Sekunden alle niederdrückenden Hemmungen ſeines Geiſtes. Mit einem Schlage fühlte er ſich wieder rüſtig, ſtark genug, alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Er wurde beinahe heiter und ſcherzte, während er Stück für Stück der friſch duftenden Wäſche aus den Händen des Dieners nahm und ſich ankleidete.

„Ich war heute vormittag draußen am Südpark", erzählte er, mehr ſich ſelbſt als dem Diener. „Donnerwetter, Friedrich, da werden Sie auf Ihre alten Tage

noch etwas erleben! Laſſen Sie uns erſt zehn Jahre älter ſein. Eine ganze Stadt wird dort draußen auf meinem Terrain ſtehen. Fabriken und Arbeiterhäuſer und öffentliche Gebäude . . . das war einmal etwas, was mir geglückt iſt."

Der Diener hielt ihm den Frack hin. Während Wehrmann hineinſchlüpfte, hatte er plötzlich ein dumpfes Gefühl. Er empfand ganz deutlich, daß er Komödie ſpielte und ſelbſt an keines ſeiner Worte glaubte. Wozu das alles? Wollte er vor der Nachwelt den Grund ſeines Selbſtmordes verſchleiern? Sollte der Diener ſeine freudige Zuverſicht kurz vor der Kataſtrophe bezeugen? Als ob nicht alles doch klar zutage treten müßte!

Friedrich hielt den Pelz bereit und fragte: „Iſt der Herr Baumeiſter heute nacht noch telephoniſch zu erreichen?"

„Nein, ich weiß noch nicht, wohin ich gehe. Ich habe alle Einladungen abgelehnt. Aber ich werde Sie anrufen. Haben Sie mich vorhin richtig verſtanden?"

„Gewiß, Herr Baumeiſter."

Mit feſten elaſtiſchen Schritten eilte Wehrmann vor ſeinem Diener den Korridor entlang und durch die Vorderzimmer dem Haustor zu. Vor fremden Augen beſaß er immer noch die Kraft, den ſiegesbewußten, ſelbſtſicheren Mann zu ſpielen.

Nur vor dem Alleinſein graute ihm in dieſen Stunden. Im Jubel und Lärm der Silveſternacht, im dichten Gedränge der Friedrichſtadt hoffte er ſich vor ſeinen Gedanken zu retten und die Angſt, die in ihm wach geworden war, zu betäuben.

Das Auto ſetzte ſich in Bewegung. Franz Wehrmann ſaß allein in ſeinem eleganten Coupé.

Lautlos glitten die Gummiräder des elektriſchen Kraftwagens über das Pflaſter, und in regelmäßigen Zwiſchenräumen huſchten die Lichter der ſpärlich beleuchteten Grunewaldkolonie vorüber. Der Chauffeur hatte die kleine Lampe im Innern des Wagens ausſchalten müſſen.

Wehrmanns große, ſtarke Geſtalt ſchien immer kleiner zu werden, die Furchen um ſeinen ſchmerzlich zuſammengezogenen Mund immer tiefer. Faſt ſcheu und verängſtigt kauerte er in der Wagenecke.

Sein ganzes Fühlen drängte zu einer Ausſprache. Er war zu ſchwach, um die Sorgen, die über ihn zuſammengebrochen waren und ihn zu begraben drohten, allein tragen zu können. Aber er wußte niemanden, dem er ſich anvertrauen durfte, niemanden, mit dem er innig genug befreundet war, um ihm all den Schmutz enthüllen zu können, in den er ſich geſtürzt hatte.

Nein, es wäre komiſch, lächerlich, unſinnig und zwecklos, ſich ſelbſt preiszugeben, ſolange noch ein Fünkchen Hoffnung beſtand.

War er wirklich verloren, dann machte er der Sache ein Ende. Das war die klarſte und ſelbſtverſtändlichſte Konſequenz, die er aus ſeiner eigenen Handlungsweiſe ziehen konnte. Gab es aber noch eine Rettung, wendete ſich ihm das Glück und der Erfolg im letzten Augenblick noch zu, dann durfte keiner in dem großen Kreiſe, in dem er eine Rolle ſpielte, auch nur die Gefahr ahnen, in der er geſchwebt hatte.

Worauf wartete er noch?

Auf den wohlverdienten Erfolg ernſter Arbeit? Nein, auf ein Glücksſpiel. Auf das unwahrſcheinliche, kaum noch mögliche Eintreffen einer wunderbaren Zufälligkeit.

Moritz Beinſtein war eben bei ihm geweſen, ein Mann, der in den Kreiſen der Bauſpekulanten als letzte Rettung der Verzweifelnden galt. Der wollte ihm morgen früh oder vielleicht ſchon im Laufe dieſer Nacht Beſcheid telephonieren.

Wehrmann legte ſich noch einmal die Frage vor, ob er die große Gefahr nicht geſehen hatte, als er ſich in dieſes Terraingeſchäft hineinwagte.

„Ach was!“ Mit einer läſſigen Handbewegung ſchlug er die quälenden Zweifel nieder. „Man muß wagen können, wenn man gewinnen will!“

Wenn irgendwo, ſo gab es hier zu gewinnen. Mit Naturnotwendigkeit ſtrebte Berlin über den Südpark hinaus auf die weiten Liegenſchaften zu, die er unter ſeine Macht hatte bringen wollen. Ein ganzes Stadtviertel wäre dort unter ſeiner geiſtigen und wirtſchaftlichen Führung entſtanden, wenn ſich ihm die Terraingeſellſchaft mit der ihr verbündeten Großbank nicht in den Weg geſtellt hätte.

Vorbei! Der brache Grund und Boden gehörte ihm, die Verwertung war auf Jahre hinausgeſchoben, nirgend öffnete ſich der Ausblick auf eine beſchleunigte Bebauung, und der Traum, der ihn monatelang narrte, der ihm das Glücksgefühl eines Gründers und Schöpfers ſchenkte, dieſer Traum war verſunken.

Verſunken das Bild von Hunderten von ſchaffenden Menſchen, die ſeine Gedanken in Wirklichkeit ge-

wandelt, die draußen auf ſeinem Grund und Boden eine neue Welt hervorgebracht hätten, verſunken der Traum der eigenen Größe, verſunken die Viſion gewaltiger Taten!

Was war geblieben?

Eine verdammt nüchterne Tatſache: das Bewußtſein, daß übermorgen, am 2. Januar, eine halbe Million Hypothekenzinſen zu bezahlen war.

Die Terraingeſellſchaft hatte durch die Großbank die vorteilhaftere Hälfte der Hypotheken angekauft, die auf ſeinem Grunde laſteten, und ſtand jetzt gleich einem Erpreſſer mit dem Revolver in der Rechten da, während ſie ihm die Linke, Zinſen heiſchend, entgegenſtreckte.

Gewiß, man konnte die Zahlung bis zum 3., bis zum 4. Januar ſchieben, bis zum 6., wenn es ſein mußte, aber was war damit gewonnen? Was konnte ſich in den wenigen Tagen ändern?

Nichts?

Doch, ſeine Defraudation konnte entdeckt werden. Wenn das geſchah, dann half ihm auch die Bereitſchaft der halben Million nichts, dann galt es, nur noch eine Kugel als Schlußpunkt hinter ſein Leben zu ſetzen. Eine ganze Million konnte er unmöglich in zwei Tagen aufbringen.

Wenn der Plan geglückt wäre, wenn ſich die Terraingeſellſchaft nicht plötzlich in das Geſchäft gemengt hätte, ſo hätte er vielleicht zehn Millionen, ſicher nicht weniger als fünf verdient. Niemand hätte erfahren, daß die Vorgeſchichte der großen Gründung nicht einwandfrei war. Unantaſtbar hätte er da-

geſtanden, und als genialer Gründer und Architekt wäre er geprieſen worden.

Vorbei! Nur der Erfolg gibt recht, nur der Erfolg heiligt die Mittel. Er hatte daneben gegriffen, als er allzuſchnell das Glück erhaſchen wollte.

Noch einmal überdachte er die Möglichkeiten, die ihn retten konnten. Eine Million bekäme er in Baukreiſen niemals ohne Deckung geliehen. Die alten Füchſe, die ſolch eine Summe aufbringen konnten, mißtrauten ihm. Er hatte zu ſchnell Karriere gemacht, als daß alles dabei ſeine Richtigkeit haben ſollte. Und eine Deckung konnte er nicht mehr bieten. Der Grundbeſitz am Südpark war über ſeinen heutigen Wert hinaus belaſtet, und von der Villa, in der er ſeit zwei Monaten nur noch zur Miete wohnte, glaubte wohl nur noch ſein eigener Diener, daß ſie ihm gehörte. Jede irgendwie nennenswerte Forderung hatte ſich ſein Bankier abtreten laſſen, und er ſelbſt verfügte, trotz des äußeren Glanzes ſeiner Lebensart, trotz der ungeheuren Summen, die durch ſeine Geſchäftsbücher gingen, nur noch über den Privatkredit eines eleganten Lebemannes. Vor einer halben Stunde hatte er über ſein letztes Bargeld durch den Scheck verfügt, den er dem alten Friedrich ausgeſtellt hatte.

Das war der einzige Menſch, der ihm treu ergeben war; der ſollte ihm ein dankbares Andenken bewahren, wenn alle nach ſeinem Tode den Stab über ihn brechen würden.

Trotzdem hielt ihn der Gedanke an Friedrich nicht lange gefangen. Bald beſchäftigte er ſich wieder mit

dem Manne, der vor wenigen Stunden in ſeinem Arbeitszimmer geſeſſen hatte.

Moritz Beinſtein wird mich nicht im Stich laſſen! dachte er. Schließlich bin ich doch nicht der erſte beſte. Wenn ich wieder hochkomme, verdient der Kerl ſchöne Zinſen. Sechs Prozent für drei Monate und zwei als Proviſion. Zum Teufel, das machte ja zweiunddreißig Prozent, wenn man es auf ein Jahr umrechnete! Solch ein Geſchäft lohnte ſchon. Das ließ Moritz Beinſtein nicht ſo leichten Herzens aus den Händen!

O ja, es gab noch Ausſichten, die Zinſen würden ſchon bezahlt werden. Eine Friſt von drei Monaten war lang, bis zur Fälligkeit des Wechſels konnte weiß Gott was geſchehen, und wenn Beinſtein das Papier dann prolongierte, dann hatte man ein halbes Jahr Zeit . . .

Alles wäre in Ordnung zu bringen, wenn, ja wenn nicht täglich und ſtündlich die Entdeckung der Defraudation drohte!

Er hatte eine Unterſchrift gefälſcht. Für wenige Tage nur wollte er über fremdes Geld verfügen, nur ſo lange, bis die Formalitäten zur Gründung einer neuen Geſellſchaft beendet waren. Der Abſchluß ſchien dicht bevorzuſtehen. Aber dann hatten ſich die Verhandlungen hingezogen, immer neue Schwierigkeiten waren entſtanden, bis die Terraingeſellſchaft einen Strich durch ſeine Rechnung gemacht hatte.

So hatte er fremdes Depot durch eine gefälſchte Unterſchrift beliehen, hatte einen unerfahrenen Menſchen, der ihm vertraute, beſtohlen und ſeine eigene Ehre verwirkt.

Er ſeufzte tief auf und hielt die Hände vor ſeine geſchloſſenen Augen.

Als er ſie wieder öffnete, ſtarrte er auf den gegenüberliegenden Wagenſitz.

Wie leicht mußte der Tod ſein, wenn man reinen Gewiſſens ſtarb!

Aber ſo — als Verbrecher und Dieb ſich ſelber richten zu müſſen — furchtbar!

Erinnerungen, die lange Jahre in ihm geſchlafen hatten, wurden wach.

Irgendwo lebte ein Menſch, der vor faſt zwei Jahrzehnten alles ſo hatte kommen ſehen, wie es gekommen war: ſein Bruder.

Er ſelbſt war damals kaum vierzehn Jahre alt und hatte einen dummen Streich in der Schule begangen, einen Scherz eigentlich nur. Aber ſein Schuldirektor hatte an ſeinen Vater geſchrieben, und Franz, der ehrenfeſte Gymnaſiaſt, hatte ein paar Maulſchellen für ſeinen Streich eingeheimſt. Hinter ſeinem Rücken nahm Vater die Geſchichte nicht ſo tragiſch und lachte darüber. Der ältere Bruder aber mimte den Moraliſchen und prophezeite ihm, dem jüngeren, eine Verbrecherlaufbahn.

Sonderbar. Nun hatte Max recht behalten. Er war wirklich auf eine abſchüſſige Bahn gekommen.

Ob Max wohl Menſchenkenner genug war, um ſchon damals die Dinge ſo kommen zu ſehen? Nie mehr dachte Franz Wehrmann an die Jugendzeit zurück, ſeit Jahren hatte er ſeinen Bruder vergeſſen. Der lebte irgendwo in den Tropen und ließ ſeit ſeines Vaters Tode nichts mehr von ſich hören. Nur durch einen Zu-

fall erfuhr Franz, daß Max ſich dort drüben mit einer deutſchen Krankenſchweſter verheiratet hatte und Vater eines kleinen Mädchens ſei. Als Max am gelben Fieber litt, hatte ihn die Krankenſchweſter gepflegt, die dann ſeine Frau geworden war.

Zum erſtenmal ſeit langer Friſt dachte der Baumeiſter wieder an ſeinen Bruder. Wie eine Schmach empfand er es, daß Max recht behalten hatte. In der Erinnerung fühlte er ſich dem fernen Bruder gegenüber ganz ſo klein wie damals, als er als grüner Junge vom Zwanzigjährigen geſcholten wurde.

Geſchehniſſe längſt vergangener Zeiten krochen gleich Spinnen aus den Ecken des Wagens hervor, webten ein dunkles Netz der Erinnerungen um das Haupt des Sorgenden, hüllten ihn ein, immer dichter und feſter, daß er nicht loskommen konnte und unter der Qual des drückenden Alps aufſchrie. Er merkte nicht, daß der Wagen ſtillſtand, und ſah nur verſtört den Chauffeur an, der die Tür aufriß und fragend vor ihm ſtand.

„Herr Baumeiſter haben gerufen?" fragte der Mann.

„Gerufen? . . . Nein . . . wozu?"

Beſorgt und zweifelnd ſah ihn der Chauffeur an; aber er fragte nicht weiter, ſondern meldete nur, daß ſie am Brandenburger Tor wären.

„Ich ſteige aus", ſagte der Baumeiſter kurz und barſch, als ob er ſich ſelbſt dieſen Befehl erteilte. „Sie können nach Hauſe fahren."

Der Chauffeur zog ſeine Mütze. „Proſt Neujahr!" ſagte er nur noch.

„Proſt Neujahr!“ dankte Wehrmann freundlich und wohlwollend, um den Eindruck zu verwiſchen, den ſein Aufſchrei auf den Chauffeur gemacht haben mußte.

Dann ſchritt er den Linden zu.

Noch ſchwiegen die Glocken in den Türmen: es mochte wenige Minuten vor Mitternacht ſein. Der Pariſer Platz und die Linden waren nur um weniges belebter als ſonſt um die mitternächtliche Stunde. Am mittleren Fußſteig der Linden tauchte ein Trupp Blauröcke auf, und über den Platz ritt langſam ein Schutzmann der Friedrichſtraße zu.

Je mehr ſich Wehrmann dem Kreuzungspunkt näherte, um ſo lebhafter wurde es in ſeiner Umgebung. Dort zogen junge Burſchen ſingend vorüber, hier liefen zwei eilig zur Ecke der Friedrichſtraße, um ja ganz ſicher Schlag Mitternacht am Platze zu ſein. Zwei elegante Herren verließen mit einer Dame vor dem Hotel Briſtol juſt in dem Augenblick ihren Wagen, als die Glocken ihr einſtündiges Spiel begannen.

Wehrmann blieb ſtehen und ſah den dreien zu. Die Dame wandte ſich um und rief ihm mit halb burſchikoſem, halb verſchüchtertem Auflachen „Proſt Neumann!“ zu. Dann verſchwand ſie in der Drehtür des Hotels.

„Proſt Neumann!“ antwortete auch er automatiſch, ohne ſich der ſcherzhaften Wortverdrehung bewußt zu werden.

Der Portier und ein Groom, die an der Tür ſtanden, zogen die Mützen und grüßten ihn. „Proſt

Neumann!“ antwortete er auch ihnen, weil ihm der Klang des entſtellten Grußes noch im Ohre lag, und trat ein.

Die ſchelmiſchen blauen Augen, die ihn eben unter dichten dunklen Augenbrauen gegrüßt hatten, lockten ihn. Er wollte der Dame folgen.

Am Eingang legte er Pelz und Hut ab und ſchritt, die Hotelhalle durchquerend, zum großen Speiſeſaal.

Bunt, bewegt und luſtig mutete das Bild an. Junge Männer, die pokulierten und proſteten, Damen, die lächelnd, ſcherzend und kokett dankten, und alte Herren, denen ein Zug ſinnlichen Genießens um den Mund ſpielte, ohne ihr Geſicht häßlich zu machen. Im Grunde ein allabendliches Geſellſchaftsbild. Und doch nicht banal für die, die eine Freude dabei durchkoſten konnten. Es gab Menſchen, die ewig harmlos blieben, Frauen, die ihre vierzig, fünfzig Jahre mit gläubiger Naivität als Jugend garnierten, alte Geſellſchaftsjäger, die immer noch hinter den jüngſten Mädchen her waren, junge Frauen, die in einer berliner Silveſterfeier köſtliche Freuden entdeckten, ganz junges Gemüſe, das auch ſchon mitdurfte, Demimonde, die mit ariſtokratiſchen Manieren täuſchte, Philiſter, die Bohémiens markierten, und Bohémiens aus der Theaterwelt, die ſich als elegante Spießer gaben; ein buntes Durcheinander von Falſchem mit einer winzigen Doſis von Echtem, korrekte Offiziere und Verſicherungsagenten in tadelloſer Kavalieraufmachung: eine berliner Geſellſchaft.

Die Kellner ſervierten ihre Platten, das Diner ſchien noch nicht beendet zu ſein. Unbekannte riefen

ihm von Tiſchen, an denen er vorüberſchritt, Neujahrsgrüße zu, und hier und da tauchten auch bekannte und halbbekannte Geſichter auf.

Die Dame, die eben mit den beiden Herren vorgefahren war, nahm an einem Ecktiſchchen Platz, dem letzten freien Tiſch im großen Saal.

Das hübſche Frauchen ſah nach ihm hin. Sie war noch ſehr jung. Ihre mausgraue Robe mit der Silberſtickerei ſtand ihr entzückend, ihr Teint war friſch und roſig, ihre Büſte blendend weiß. Sie konnte einen Menſchen von Temperament wohl locken. Er lächelte ihr zu; mit ſeinem vielbewährten, erfolgreichen Lächeln: er begann das Spiel.

Ein Kellner fragte ihn, ob er einen Tiſch beſtellt habe.

„Nein."

„Dann wird es ſich leider nicht arrangieren laſſen", bedauerte der Kellner. „Alle Tiſche ſind reſerviert."

Wehrmann ſah ſich trotzdem nach einem Stuhle um. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß er zu keiner beſtimmten Geſellſchaft gehörte und ſich gern auch einer unbekannten anſchließen würde. Die Mausgraue tat ſo, als ſähe ſie ihn nicht und folgte doch jeder ſeiner Bewegungen.

Irgend jemand legte ſeine Hand auf ſeine Schulter. Er drehte ſich um: Guſtav Bauer ſtand vor ihm, der kleine wohlerzogene, liebe und naive Guſtav Bauer.

„Proſit Neujahr, Herr Baumeiſter!" begrüßte er ihn. „Sie ahnen nicht, wie lieb es mir iſt, daß ich Sie hier treffe. Ich bin Ihretwegen in größter Erregung."

„Meinetwegen?“ Ängſtlich und ſchuldbewußt erkundigte ſich Wehrmann.

„Ja, wenn es Ihnen recht iſt, ſprechen wir gleich darüber. Sind Sie übrigens in Geſellſchaft?“

„Nein. Ich kam zufällig vorbei und trat ein.“

„Um ſo beſſer. Wollen Sie einen Augenblick mit mir in die Halle treten? Dort können wir ruhig ſprechen.“

„Gern“, nahm Wehrmann an und ſah forſchend in das noch kindliche Geſicht des jungen Mannes.

Sollte Bauer bereits eine Ahnung haben? Unſinn, dann wäre er nicht hier im Briſtol, um Silveſter zu feiern und hätte ihn nicht eben noch herzlich begrüßt.

Die Dame ſah ihm bedauernd nach. Wehrmann beachtete ſie nicht mehr. Sein ganzes Intereſſe galt der Frage, die ihm Bauer ſtellen würde.

Sie ſaßen in der faſt leeren Hotelhalle in tiefen Klubſeſſeln einander gegenüber, als der kleine, ſonſt ſo freundlich liebenswürdige Bauer heftig zu ſprechen begann. Man ſah, daß er ſich beherrſchen mußte, um zu verbergen, wie ſein Atem ſtockte.

„Ich war heute bei der Kreditbank. Ich hatte ein paar hundert öſterreichiſche Kronen zu wechſeln und befand mich gerade in der Nähe des Halleſchen Tores . . . Alſo ich gebe am Schalter die Kronen ab und warte auf die Umrechnung . . . kurz und gut . . . ein Beamter ruft mich zurück und ſagt mir, daß die Bank dieſer Tage den Kontoauszug ſchicken würde, und daß man, da nichts vereinbart war, außer den üblichen Zinſen noch ein viertel Prozent Proviſion für das Darlehen berechnen würde.“

Der junge Mann konnte in ſeiner Erregung nicht weiter ſprechen. Seine linke Hand ſpielte nervös auf der Stuhllehne.

„Haben Sie ein Konto bei der Kreditbank?“ fragte Wehrmann und wußte ſelbſt nicht, woher er die Kraft nahm, ſich ſo vollends zu beherrſchen und mit keiner Wimper zu verraten, daß das, was ihm der andere erzählte, die Enthüllung ſeiner Defraudation bedeutete, daß er eben ſein Todesurteil gehört hatte.

„Was ſagen Sie da?“ klang es ſchon ein wenig hoffnungsvoller, aber immer noch in zitternder Erregung von Bauers Lippen. „Nein, das iſt es ja eben. Ich habe kein Konto bei der Kreditbank. Ich habe nur das Depot dort, über das nur wir beide durch gemeinſame Unterſchrift verfügen können. Denken Sie, dieſes Depot ſoll beliehen ſein!“

„Was haben Sie dem Beamten geantwortet?“ fragte Wehrmann, in dem der Entſchluß, bedingungslos zu leugnen, immer feſter wurde.

„Ich habe in Abrede geſtellt, daß mein Depot beliehen worden iſt. Ganz energiſch in Abrede geſtellt, wie Sie ſich denken können.“

„Selbſtverſtändlich“, beſtätigte der Baumeiſter. Im Ton ſeiner Stimme klang faſt ſo etwas wie Langeweile durch, als ob man ihn mit der Schilderung fremder Angelegenheiten behelligte. Er fühlte ſelbſt, wie er ſeine Rolle bis zur Vollendung ſpielte.

„Das ſagen Sie ſo, Herr Baumeiſter, ‚ſelbſtverſtändlich‘; gewiß iſt das ſelbſtverſtändlich. Aber würden Sie glauben, daß der Beamte feſt bei ſeiner Anſicht beharrte?“

„Verzeihung, Herr Bauer." Mit echt klingender Naivität ſagte es Wehrmann. „Wenn die Bank Ihr Depot beliehen hat, ſo muß ſie doch einen Auftrag dazu bekommen haben, einen Auftrag mit Ihrer und mit meiner Unterſchrift . . ."

„Das ſagte ich auch", verſicherte Bauer mit wichtigtueriſcher Miene. Wehrmann ſah, wie das liebe, vertrauensſelige, naive Kerlchen eine Genugtuung darüber empfand, daß er ſich unvorbereitet in einer wichtigen geſchäftlichen Angelegenheit richtig benommen hatte.

„Nun, und?" forſchte Wehrmann weiter und ſchwankte bei der Hilfloſigkeit des jungen Menſchen zwiſchen einem Gefühl des Mitleids und der Hoffnung, von einer neuen Dummheit ſeines Gläubigers zu hören und die Gefahr dadurch hinausgeſchoben zu ſehen.

„Es war kurz vor Geſchäftsſchluß. Man verſprach mir bis zum Mittag des zweiten Januar Kontoauszug und Vorlage meiner Unterſchrift."

„Na, alſo", atmete Wehrmann auf. „Bis übermorgen müſſen wir warten. Die Sache wird ſich aufklären. Ich hoffe nur, daß die Bank keiner Myſtifikation zum Opfer gefallen iſt."

„Sie kommen natürlich übermorgen auch zur Bank, Herr Baumeiſter", forderte Bauer geſchäftseifrig auf. „Wir treffen am Schalter mit meinem Rechtsanwalt zuſammen."

„Abgemacht", ſchlug Wehrmann ein, „aber bis dahin keine Aufregung, mein Lieber. Da Sie nichts unterſchrieben haben, wird ſich alles aufklären."

Freudig reichte der junge Mann dem Baumeiſter die Hand. „Sie haben mich wirklich beruhigt", verſicherte er ihm noch.

Arm in Arm zogen ſie in den Feſtſaal zurück.

Das Diner war unterdeſſen beendet. Überall an den Tiſchen zeigten ſich Lücken. Einzelne hatten ſich erhoben, um an Nachbartiſche zu treten, andere gingen mit einem Sektkelch umher und ſtießen mit fremden Menſchen an. Bunter und bewegter war es im Saal geworden. Auf der Erde und auf den gedeckten Tiſchen lagen Konfetti umher, Papierſchlangen wurden durch den Raum geworfen, und an einem Ecktiſch proteſtierte eine würdige Matrone dagegen, daß ihr der Kavalier ihrer Tochter ein buntes Papierſchnipſelchen vom Halſe blaſen wollte. Die alte Dame ſollte durch die übermütige Galanterie beſtochen werden, damit ſie die Weinlaune des Tiſches nicht ſtöre und verteidigte nun ihre über allen Verdacht erhabene Frauenehre.

Ein paar luſtige Nachbarn intervenierten lachend. „Spaß verſtehen! Silveſterfreiheit!" verteidigten ſie den jungen Mann, der über und über rot geworden war und jetzt die Tochter der Beleidigten tröſten mußte.

Die Szene wurde für Augenblicke zum Mittelpunkt des Saales. Auch an Wehrmann wendeten ſich Neuhinzutretende mit der Frage, was geſchehen ſei. Er zuckte die Achſeln und drang dem Saalende zu, um ſeine „Mausgraue" wiederzuſehen. Dort ſtand ſie und lugte neugierig nach vorn. Er ging ganz dicht an ihr vorbei. Mit burſchikoſem Lachen nahm ſie die Gelegenheit wahr und erkundigte ſich nach dem Vorfall. Die frühere leiſe Schüchternheit war unterdeſſen vom

Wein weggeſchwemmt worden; jetzt guckte nur noch der Schalk aus dem luſtigen Geſicht vor.

„Es hat einer in der Liebe diplomatiſch ſein wollen", berichtete er ernſthaft, „das ſchlägt immer fehl."

„Wie denn?" erkundigte ſie ſich. Das ganze Perſönchen lag in der Art, mit der ſie die Frage ſtellte, klar vor ihm. Er glaubte, ſie in dieſem Augenblick ganz auswendig gelernt zu haben. Das war eine, die die Herren in zwei Gruppen teilte, in Banale und in Geiſtreiche. Und von den Geiſtreichen wußte ſie, daß ſie amüſant ſein konnten, wenn man mächtig aufpaßte und ſich, mit Geiſt gewappnet, zur Wehr ſetzte, um nicht den kürzeren zu ziehen. Ihr Geſichtsausdruck erzählte ihm ihre Gedanken. Aha, dachte ſie, das iſt ein Geiſtreicher! Der fängt originell an. Alſo erſt ſich Zeit zu guten Antworten laſſen. „Wie denn" verpflichtet zu nichts und macht ſich ſchnippiſch und nett.

Die beiden Herren, die gleichzeitig mit ihr aufgeſtanden waren, ſetzten ſich wieder auffällig an den Tiſch, um dadurch das Zeichen zum Schluß des Geſprächs zu geben.

Wehrmann ließ ſich nicht beirren. Animiert führte er die Bekanntſchaft fort.

„Diplomatiſch iſt: nicht zuzupacken, wenn man Hunger hat, nicht flirten, äugeln, liebkoſen, küſſen, wenn man Feuer gefangen hat", erklärte er. „Da vorn war einer ſo extra klug, daß er ſich verpflichtet fühlte, zu einer alten Dame zärtlich zu ſein, weil er es gern zu einer jungen geweſen wäre. Wäre er un-

diplomatiſch geweſen, ſo hätten die beiden jetzt einen Liebesſchwips, ſtatt deſſen ſind Tochter und Mutter ſittlich entrüſtet."

Die hübſche Mausgraue ſagte gar nichts. Sie richtete ſich nur gerade auf, ſo daß ihre Büſte noch jugendfriſcher und höher gewölbt ſchien, und lächelte.

Einer ihrer Begleiter erhob ſich. „Mit wem habe ich das Vergnügen?" wandte er ſich an Wehrmann. Er ſah verflucht korrekt aus.

Wehrmann nannte ſeinen Namen und verbeugte ſich erſt vor der Dame und dann vor ihrem Kavalier.

Heftig erhob ſich auch der andere Herr. Er machte einen ſonderbaren Eindruck. Als er ſich vorſtellte, flüſterte er ſeinen Namen nur undeutlich, als wolle er zwar der Höflichkeit genügen, ſich aber in der Tat nicht bekannt machen.

„Verzeihung", fügte er dann hinzu, „ſagten Sie nicht eben, daß Sie Wehrmann heißen?"

„Ganz recht", beſtätigte der Baumeiſter.

„So . . . es iſt wohl nur ein Zufall . . . ich kenne einen Herrn dieſes Namens . . . oder ich kenne ihn eigentlich nicht. Gleichviel, es iſt ohne Bedeutung."

„Wie meinen Sie?" erkundigte ſich Wehrmann erſtaunt. Er glaubte den ſonderbaren Frager nicht richtig verſtanden zu haben.

„Entſchuldigen Sie die indiskrete Frage", nahm der andere das Thema wieder auf und lud den Baumeiſter mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. „Sind Sie mit dem Herrn Max Wehrmann verwandt?"

Der Eingeladene nahm mit einem peinlichen Gefühl Platz. Natürlich handelte es sich um eine zufällige Übereinstimmung von Namen. Dennoch aber war ihm die Erinnerung an seinen Bruder in diesem Augenblick unangenehm, ja qualvoll.

Sie saßen zu viert am Tisch. Der eine der beiden Kavaliere, der Wehrmann wegen seiner allzu schnellen Annäherung hatte zurechtweisen wollen, mußte die Wendung der Dinge höflich zur Kenntnis nehmen und nach der vorangegangenen Vorstellung wohl oder übel auch seinen Namen nennen.

„Finkenberg", sagte er, „Assessor Finkenberg."

Wehrmann verbeugte sich höflich und wandte sich an den andern Herrn. „Entschuldigen Sie, ich habe Ihren werten Namen vorhin nicht verstanden."

„Ich heiße Batt", sagte der Mann leichthin. Man merkte, daß er auf die Nennung seines Namens keinen besonderen Wert legte. Er hatte ein bleiches Zigeunergesicht, in dem flammende Augen saßen.

Es entstand eine kurze Pause. Wehrmann wich der Frage nach seiner Verwandtschaft aus und wandte sich der Dame zu. Die junge Frau schien von dem Zuwachs ihrer Herrenkorona sichtlich befriedigt zu sein. Sie bestand auf der Fortsetzung des Gesprächs, das sie vorhin mit Wehrmann begonnen hatte. Vielleicht nur, weil ihr dazu eine ihr geistreich scheinende Antwort eingefallen war.

Aber auch Herr Batt wollte offenbar auf seinem Gesprächsthema beharren und benutzte die nächste Pause, um auf seine Frage zurückzukommen.

„Ich wollte mich nach einem Herrn Max Wehrmann erkundigen", erklärte er.

„Ist der Herr Ihnen Geld schuldig?" lachte der Baumeister, in der Hoffnung, den Frager dadurch zurechtgewiesen zu haben.

Batt lächelte verbindlich, als ob er aus Höflichkeit zeigen wollte, daß er den Scherz verstanden habe. „Nein", sagte er dann, „keineswegs. Der Herr, nach dem ich frage, hat lange in den Tropen gelebt, in den letzten Jahren war er dann in Futschau in China, wenn ich nicht irre."

Die Seide der mausgrauen Robe knisterte auf; das hübsche Frauchen wandte sich ganz ihrer neuen Bekanntschaft zu und sah voll in Wehrmanns Gesicht. Ihr war, als ob der elegante fremde Herr ganz blaß geworden wäre und nur mit Mühe eine tiefe innere Erregung verberge. Sein Gesicht blieb unbeweglich, er lächelte zwar auch jetzt noch höflich, aber seine Nasenflügel blähten sich und schienen zu zittern.

„Der Herr, von dem Sie sprechen, ist mein Bruder", sagte Wehrmann und wunderte sich selbst über die Antwort, die er dem Fremden gab.

„Wie geht es ihm?" erkundigte sich Batt. „Hoffentlich wird er bald wieder gesund."

Wehrmann wußte nicht, was er sagen sollte. Die Frage dieses Menschen, den er ganz zufällig und wider seinen Willen kennen gelernt hatte, war die erste Nachricht, die er seit Jahren von seinem Bruder empfing.

„Ich muß gestehen, daß ich keine Nachrichten von meinem Bruder habe", sagte er verwirrt. „Wann sahen Sie ihn zum letztenmal?"

„Ihren Herrn Bruder?“ fragte Batt. „Ich habe ihn nie geſehen.“

„Ja, aber woher wiſſen Sie, daß er krank iſt?“

Zögernd, ausweichend klang die Antwort. „Weil . . . Ich kenne ſeine Schwägerin.“

„Seine Schwägerin? Wo lebt die Dame?“

„Jetzt natürlich in Berlin. Seit Ihr Herr Bruder ſeine Frau verloren hat, hat ſeine Schwägerin die Erziehung der Kleinen übernommen.“

Die hübſche junge Frau in der mausgrauen Robe ſaß mit ihrem Begleiter ſtumm am Tiſch und hörte dem Geſpräch zu. Wie ſonderbar! Dieſer Batt ſchien überall, wohin er kam, in wunderlicher Weiſe mit völlig Unbekannten in intimen Zuſammenhang zu kommen. Es war ihnen mit ihm vor wenigen Tagen ebenſo ergangen. Er war ihnen in Geſellſchaft vorgeſtellt worden, und eine Stunde ſpäter hatten ſie ihn ſchon gebeten, Silveſter mit ihnen zu verbringen. Heute erging es einem andern ebenſo mit ihm. Als Wildfremder glaubte dieſer elegante Herr Wehrmann an den Tiſch getreten zu ſein und hörte hier überraſchende Nachrichten von ſeinem eigenen Bruder.

Wehrmann und Batt ſahen ſich feſt in die Augen, ſo feſt und tief, daß ſie darüber ihre Umgebung vergaßen.

Wer iſt dieſer Menſch? fragte ſich Wehrmann. Woher weiß er das, was er mir erzählt? Iſt Max wirklich in Deutſchland, in Berlin? Liegt er wirklich krank danieder? Hatte er wirklich ſeine Frau verloren? War er extra aus dem verborgenſten China hierher nach Berlin verſchlagen worden, um im ent-

ſcheidenden Augenblick, in dem ſich ſeine ehemalige Prophezeiung erfüllen ſollte, Zeuge der Kataſtrophe zu ſein?

Franz Wehrmann fragte ſich, ob er dies alles bei vollem Bewußtſein erlebte oder ob er nur träumte, ob ihm ſein eigenes Gewiſſen erſchreckende Viſionen vortäuſchte, oder ob dieſer fremde Menſch vielleicht nur ein frivoles Spiel mit ihm trieb.

Wo war er?

Verſtört ſah er um ſich. Ihm gegenüber ſaß eine junge hübſche Frau, neben ihm ein Herr, irgendein Aſſeſſor, der ſich ihm eben vorgeſtellt hatte, und hier, rechts, dieſer geheimnisvolle Batt, der ihn durch ſeine Mitteilungen aus ſeiner künſtlichen Betäubung, aus einem ſinnlos eingegangenen Flirt geriſſen hatte.

Um ſich ſelbſt Gewißheit zu verſchaffen, begann er Batt noch einmal auszufragen.

„Sie behaupten, daß mein Bruder krank iſt und in Berlin lebt?" fragte er.

„Ich bin deſſen ſicher."

„Und wo kann ich meinen Bruder ſehen?" erkundigte ſich Wehrmann und fühlte doch zugleich, daß er den feſten Wunſch hatte, Max nicht zu ſehen, ja, ihm ſogar um jeden Preis auszuweichen.

„Er wohnte urſprünglich in einem Hotel, jetzt iſt er in einem Sanatorium."

„In welchem?"

„Das weiß ich leider nicht", verſicherte Batt.

„Das wiſſen Sie nicht? Und trotzdem ſind Sie Ihrer anderen Behauptungen vollkommen ſicher?"

„Weſſen ſoll ich ſicher ſein?“ Faſt luſtig fragte jetzt Batt. Er ſchien Wehrmann ſeine Unwiſſenheit nicht zu glauben.

„Daß mein Bruder in Berlin iſt.“

„Ja.“

„Und daß er ſeine Frau verloren hat und ſelbſt krank iſt?“

„Ja.“

„Dann ſagen Sie mir wenigſtens, wo ich meine Schwägerin treffen kann.“

„Das iſt das, was ich von Ihnen wiſſen wollte.“

„Fragten Sie mich deswegen, als Sie meinen Namen hörten?“

„Ja, deswegen.“

Wieder ſchwiegen die beiden und blickten ſich forſchend an.

Der Kellner erſchien und begann das Diner für die drei Zuſpätgekommenen zu ſervieren. Auf ſeine Frage, ob er auch ein Menü wünſche, nickte Wehrmann zerſtreut, ohne ſich, wie es den Anſchein hatte, ſeines Auftrages bewußt zu werden.

Der Aſſeſſor bediente ſeine Dame und legte dann auch auf ſeinen Teller einige Kleinigkeiten des Hors d'oeuvre.

„Sie haben keine erfreuliche Silveſterbekanntſchaft gemacht“, wandte er ſich dann an Wehrmann mit einem Seitenblick auf Batt. „Ich fürchte, unſere Tiſchgeſellſchaft hat Ihnen die Stimmung verdorben.“

„In der Tat“, antwortete Wehrmann verſonnen. „Und ich fürchte, daß ich heute nacht nichts mehr unter-

nehmen kann, um mir Sicherheit über den Zuſtand meines Bruders zu verſchaffen."

„Es tut mir aufrichtig leid, daß ich Sie beunruhigt habe", verſicherte Batt.

Die junge Frau ſagte nichts. Sie ſah Wehrmann nur mit einem Ausdruck des Mitgefühls an, von dem ſie wußte, daß er ihr ſtand.

Wehrmann dachte daran, daß er Friedrich anklingeln wollte und erhob ſich mit einer Entſchuldigung. „Ich will wenigſtens verſuchen, ob ich nicht doch noch heute nacht etwas erfahren könnte." Er zahlte dem Kellner das Diner, winkte ab, als ihm verſichert wurde, daß das Menü ſehr wohl noch abbeſtellt werden könnte und reichte Batt und dem Aſſeſſor die Hand.

Auch die junge Frau erhob ſich unwillkürlich zu ſeiner Verabſchiedung, ſo daß er ganz dicht neben ihr ſtand, als er noch einmal in ihr liebreizendes friſches Geſicht blickte. Wie ſo häufig in nächſter Nähe einer ſchönen Frau tauchten ſeine Sorgen und Leiden für Sekunden unter. Er vergaß für einen Augenblick die fälligen Hypothekenzinſen, die Defraudation, die übermorgen entdeckt werden mußte und die Heimkehr ſeines Bruders, die ihm eben noch als ein Schickſalszeichen für das Ende ſeines ſinnloſen Lebens erſchienen war. Er vergaß die Umgebung, in der er ſich befand, und fühlte nur, ganz dem Reiz der Nähe einer ſchönen jungen Frau unterliegend, die wohltuende Magie einer ſympathiſchen Weiblichkeit, die die Wirrſale des männlichen Daſeins zu löſen vermochte. Ihm war, als ob

die Begegnung mit dieſer Frau die letzte Station des ſinnverwirrenden, ſüßen Narrenſpiels der Geſchlechter wäre.

Viel hatten die Frauen in ſeinem Leben bedeutet. Begegnungen, die anderen als zufällig erſchienen waren, hatten häufig ſeinen Lebensweg beſtimmt. Für ihn gab es keine Zufälle im Kampfe der Geſchlechter. Mit unwiderſtehlichem Zwange führte das Schickſal Männer und Frauen, die Einfluß aufeinander gewinnen ſollten, auf gleiche Lebenspfade. Für ihn war es auch kein Zufall, daß er dieſer jungen Frau begegnet war. Dies liebe Frauchen war, ohne es zu ahnen, dazu beſtimmt, ihm unter den tauſend gegebenen Möglichkeiten gerade in der richtigen Minute den einen und einzigen Weg zu weiſen.

Gutes und Schlimmes verdankte er den Frauen, aber immer nur waren ſie es, die die entſcheidenden Wendungen in ſein Leben brachten. Er hatte mit ihnen geſpielt, war im ſprunghaften Wechſel der Stimmungen und Begegnungen ihr Sklave oder ihr Herr geweſen, war unbeſtändig, flatterhaft und untreu, hatte heute genarrt, was er geſtern verehrte, und manchen Schwur der Liebe gebrochen. Aber er hatte nie den Männern geglichen, die wider ihr beſſeres Wiſſen ſchwuren, die vor den Frauen zu bewußten Komödianten wurden und nachher vor ſich und andern Männern zyniſche Randgloſſen machten. Er war immer und in jedem Augenblick mit ſeinen vollen Empfindungen der, als der er ſich gab.

Nun war ihm, als ſtünde er der letzten Frau gegenüber, der es beſtimmt war, ſeinen Lebensweg zu

kreuzen und zu beeinfluſſen. Es klang in ihm ſo etwas wie die Stimmung einer letzten Weihe.

Er konnte ihr zum Abſchluß der flüchtigen Bekanntſchaft keine gedankenloſe geſellſchaftliche Redensart ſagen und küßte nur wortlos die Hand, die ſie ihm reichte. Er hatte den Glauben, daß auch ſie von den Empfindungen ſeiner zärtlichen Abſchiedsſtimmung und ſeines Dankes für die Ereigniſſe, denen ſie ihn ungewollt entgegengeführt hatte, beherrſcht war.

Eine letzte Verbeugung; dann ſchritt er, nach allen Seiten ausweichend, an den enggerückten Tiſchen vorbei, dem Ausgang zu. Rechts an einer langen Tafel ſaß Bauer. Er winkte ihm: „Auf übermorgen alſo!“ Dann ſchritt er durch die Vorhalle zu den Telephonzellen.

Friedrich wußte nichts zu melden. Es hatte weder jemand angerufen noch hatte man ein Telegramm oder ſonſt irgendeinen ſchriftlichen Beſcheid abgegeben.

Wehrmann verſprach, in einer Stunde wieder anzurufen, und hängte den Hörer an.

Draußen, Unter den Linden, ging es laut her. Dichte Maſſen kreuzten an der Friedrichſtraße, und man mußte an einer Schutzmannskette vorbei, wenn man mitten in das Gedränge gelangen wollte.

Wehrmann ſuchte Rettung vor ſeinen eigenen Gedanken.

Aber das laute Rufen des bei jeder Wiederholung immer unſinniger werdenden „Proſt Neumann!“, das vulgäre, plumpe Drängen der Männer, die heute offenbar aus den Vorſtädten und Arbeitervierteln in die

Friedrichſtadt gezogen waren, und das häßliche Aufkreiſchen der Weiber erfüllte ihn mit Ekel.

Nein, das war nicht der Ort, an dem er ſich betäuben konnte. Er brauchte den Kitzel verlockend flirtender, mit heiterer Grazie ſpielender Frauengeſellſchaft. Der Ekel, den er vor ſeiner Umgebung empfand, begann ſich auf ſeine eigene Perſon zu übertragen, er kam ſich ſelbſt ſchmutzig, roh, plump und häßlich vor und eilte unwillkürlich hinaus zur nächſten Querſtraße. Rückſichtslos ſchuf er ſich freie Bahn, um den Silveſterfreuden des Pöbels zu entgehen.

In der Taubenſtraße kämpften Menſchenknäuel vor zweifelhaften Nachtkneipen um Einlaß. Portiers, ſtarke, robuſte, für dieſe Nachtarbeit gemietete Kerle, verteidigten mit lauten Worten und heftigen Stößen das Tor.

Unter dieſen Menſchen hatte er ſich betäuben wollen!

Weiter! Weiter! Am Hotel Kaiſerhof eilte er vorbei, durch die Voßſtraße, durch einen Teil der Königgrätzerſtraße und bog in den Tiergarten ein.

Immer ſeltener klangen in den Alleen, durch die er im Schnee unter kahlen, weißbedeckten Baumkronen ſchritt, vereinzelte Rufe von Menſchen, die ſich mit Neujahrsgrüßen die Kehle heiſer ſchrien.

Hier war er mit ſich allein. Hier wollte er ruhig überlegen.

Was eigentlich noch? Gab es noch irgend etwas zu bedenken? War nicht alles bereits entſchieden?

Zu Hauſe war keine Nachricht für ihn eingetroffen. Heute nacht kam gewiß keine mehr, und morgen würde der Beſcheid ablehnend lauten.

Die Hypothekenzinſen konnte er nicht bezahlen, ſeine Grundſtücke mußten verſteigert werden, der Konkurs war unausbleiblich. Und ſelbſt wenn er zu ſchwarz ſah, wenn es wirklich durch unberechenbare Zufälle noch eine Rettung vor dem Konkurs gab, ſo blieb ihm immer noch die Sicherheit, daß ſeine Defraudation übermorgen zutage treten mußte. Max, ſein Bruder, war auch zur Stelle. Nach ungezählten Jahren war er jetzt aus China heimgekehrt, als ob er das Verhängnis ahnte und mit dabei ſein wollte, wenn das böſe Ende kam.

Kein Lichtſchimmer blieb ihm, ſo weit er auch Ausblick hielt, kein Hoffnungsſtrahl, ſo tief er auch in ſich hineingrübelte.

Er war fertig. Sinnlos hatte er gelebt, Wucher mit den Gaben ſeines Geiſtes getrieben und in wilder Hetzjagd eine Abenteurerlaufbahn beendet. Ohne Früchte und ohne Spuren ſollte ſein Leben verlaufen. Kein Menſch war da, der ihn betrauern würde, niemand, der durch Ketten einer tiefen, innigen Sympathie an ihn gebunden bliebe. Die Männer würden über ihn zur Tagesordnung übergehen. Ein wenig Klatſch in Berufskreiſen, ein wenig Senſation in der Geſellſchaft und dann ein gründliches Vergeſſen für immer.

Vielleicht gab es unter den Frauen, denen er begegnet war und mit denen er glückliche Stunden verlebt hatte, eine, die um ihn trauern würde? Die Eitelkeit des Mannes war zu lebendig in ihm, als daß er in wehmütiger Erinnerung nicht all der Frauen gedacht hätte, die ihn einſt liebten.

Der Drang, ſich in der Stunde tiefer innerer Demütigungen an vergangenen Erfolgen aufzurichten, war ihm nicht bewußt. Äußere Kräfte und innere Hemmungen trieben gemeinſam ein Spiel mit ihm und gaukelten ihm, der dem Tode entgegenzugehen glaubte, trauliche oder prickelnde Szenen aus ſeinem Liebesleben vor, Werbungen und Kämpfe, Hoffnungen und Erſchütterungen, ſelige Senſationen des unermüdlich erfriſchenden Spiels.

Waren es ſeine ewig wachen Liebestriebe, die ihm noch ſeine Abſchiedsſtunde verſchönen wollten, waren es die Frauen ſelbſt, die jetzt vor ſeinem geiſtigen Auge erſchienen, um ihm ihr letztes Lebewohl zuzuwinken? War es ſein eignes tiefes Empfinden der Dankbarkeit, das ihm Geſtalten, die ihm zeitlich und räumlich fern waren, in greifbare Nähe rückte und verklärte?

Er ſah ſie alle: keine von denen, die ihm je nahe ſtanden, ſchien zu fehlen. Sogar ein kleines Mädelchen, blond und ernſt und mit großen fragenden Augen, war darunter, ein Mädelchen, von dem er wußte, daß ſie unterdeſſen die Frau eines andern war: ſeine erſte Liebe. Damals war er noch Student.

Nicht alle, die er in dieſen und jenen Tagen geliebt hatte, waren ſein geworden, nicht alle hatte er begehrt. Es gab Weſen darunter, deren Anblick ihm mehr bedeutet hatte als der Rauſch einer Liebesnacht, Frauen, deren Nähe wie ſeeliſcher Balſam auf ihn wirkte, andre, die verborgene Fragen in ihm aufrührten, ſein Weſen vertieften und ſeinem Geiſt zu neuem Aufflug verhalfen, Temperamente, die ſeinen Wagemut ſtachelten, Erſcheinungen, die den Luxus ſeiner äußeren Bedürf-

niſſe zu köſtlichen Genüſſen ſteigerten, Sünderinnen, die ihm Vergeſſen ſchenkten, und Madonnen, die ihm die Stimmung weihevoller Andacht ſchufen.

Als ob ſie ſich in einem Vorſaal ſeines Bewußtſeins verſammelt hätten und nun ungeduldig des Empfanges harrten, ſo drängten ſie ſich, getreu der Regelloſigkeit ihres Geſchlechts, vor ſein Auge.

Ein Gefühl wohliger und warmer Rührung und Dankbarkeit erfüllte ihn, und durch Tränen hindurch konnte er in der Erinnerung an Vergangenes lächeln.

Doch auch die Gegenwart verlangte ihr Recht. Mit jedem Schritt, mit dem er ſich aus den menſchenleeren Alleen den belebten Gegenden näherte, wich das Halbdunkel des winterlichen Tiergartens dem grellen Schein der Straßenbeleuchtung.

Der Traum, den die Einſamkeit, ihm zum Troſte, geſponnen hatte, verſank, und die drängenden, beängſtigenden Bedürfniſſe des Tages forderten ihre Löſung.

Er war zum Stadtbahnhof Zoologiſcher Garten gelangt. Man verſicherte ihm, daß er hier um dieſe Stunde nicht telephonieren könnte, und wies ihn nach einem nahen Poſtamt in Charlottenburg.

Es war drei Uhr morgens, als er am Apparat ſtand.

Friedrich meldete ſich eifrig und war froh, daß ſein Herr endlich angerufen hatte.

Nein, von einem Herrn Beinſtein war kein Beſcheid gekommen. Aber ein Sanatorium in der Joachimsthalerſtraße hatte angefragt, ob der Herr

Baumeiſter zu Hauſe wäre, und wie man ihn noch heute erreichen könnte.

Mit Herzklopfen erkundigte ſich Wehrmann nach den Einzelheiten. Er fühlte, daß jetzt alles über ihn zuſammenbrach, daß er ſeinem Schickſal nicht entrinnen konnte, daß ſich die Nachrichten dieſes rätſelhaften Herrn Batt bewahrheiteten, und daß das Ende nur noch um Stunden hinausgeſchoben werden konnte. Jetzt hörte er von ſeinem Diener, was er kurz vorher durch einen Zufall von einem Fremden erfahren hatte.

„Mein Bruder liegt wohl krank im Sanatorium?" fragte er.

„Ja. Aber Herr Baumeiſter müſſen ſich beeilen, der Bruder vom Herrn Baumeiſter . . ."

War die Leitung unterbrochen? Warum ſprach Friedrich den Satz nicht zu Ende? „Sind Sie noch da?" erkundigte er ſich.

„Ja, Herr Baumeiſter, man ſagte, daß . . ."

„Was denn nur?"

„Daß der Bruder des Herrn Baumeiſter im Sterben liegt und nach dem Herrn verlangt hat."

Wehrmann wiederholte nur noch zur Sicherheit die Adreſſe des Sanatoriums und eilte dann auf die Straße.

Er dachte nicht daran, eine Droſchke zu nehmen. Gedankenlos lief er an einer Halteſtelle vorbei, an der zwei Kraftwagen ſtanden. Ohne ſich auch nur über die Richtung ſeines Weges Rechenſchaft zu geben, eilte er vorwärts.

Kein Zweifel: er mußte zu ſeinem Bruder. Ein Gefühl zärtlicher Sorge trieb ihn zu ihm. Seit zwanzig

Jahren hatte er Max nicht mehr geſehen, und erſt an ſeinem Sterbebette ſollte er ihm wieder begegnen. Nicht mehr ſein Verſtand, nur noch ſein Inſtinkt war am Werke und trieb ihn an. Aber es war kein geſunder, trefffſicherer, von Hemmungen freier Inſtinkt. Zu zwei entgegengeſetzten Gewalten ſpaltete er ſich in ſeiner Bruſt und ließ ihn unter Leiden um einen Entſchluß kämpfen. Sein Egoismus hielt ihn zurück: er ſah ſeinen Bruder nur als eine feindliche Macht, die ihm im entſcheidenden Augenblicke, in dem er wie nie zuvor Hilfe und Unterſtützung brauchte, unerwartet in die Flanke fiel, um ihm den Reſt ſeiner Kraft zu rauben und ihn zu Boden zu werfen. Daneben aber empfand er trotz aller verzweifelten Bitternis die Ungerechtigkeit und Voreiligkeit ſeines Urteils.

Da lag ein Menſch in den letzten Zügen und verlangte noch einmal ſeinen Bruder zu ſehen. Vielleicht empfand Max die Kraft der Familienbande ſtärker als er, vielleicht hatte er ſich ſeit Jahren draußen in den Tropen und in China, unter gelben und ſchwarzen Menſchen und gleichgültigen, nur der Spekulation lebenden Weißen, danach geſehnt, ſeinem Bruder die Hand zu drücken, bevor er zum letztenmal die Augen ſchloß. Vielleicht hatte er ſchon einmal vergebens nach ihm gerufen, damals, als er am gelben Fieber daniederlag, und empfand nur zärtliche Freundſchaft für ihn, ohne die Kataſtrophe zu ahnen, die ihn bedrohte.

Und dann kamen ihm wieder Zweifel.

Warum hatte ihn Max nicht früher von ſeiner Rückkehr nach Deutſchland unterrichtet, warum hatte er ihn nicht ſchon vor Tagen zu ſich gerufen, wenn er

ihn jetzt des Nachts zu finden wußte? Sollte ihn erst die Todesstunde weich gestimmt haben?

Durch einen heftigen Ruck wurde Wehrmann aus seinen Gedanken gerissen. Er war achtlos über die Straße geeilt und mit einem Menschen zusammengestoßen. Der Mann trug einen breiten schwarzen Hut und hatte den Mantelkragen hochgeschlagen. Er warf Wehrmann aus dem Schatten seines Hutes nur einen flüchtigen Blick zu und ging vorbei.

Wehrmann sah ihm nach und glaubte diese zigeunerhaften Augen zu kennen.

Erst als er eine Sekunde später festgestellt hatte, daß er sich in der Joachimsthaler Straße befand und dicht vor dem Sanatorium stand, wurde es ihm plötzlich klar, wem er eben begegnet war. Der Mann, der vor ihm davoneilte und jetzt den Fahrdamm kreuzte, war Batt. Kurz vor dem Ziele mußte er ihm noch einmal begegnen.

Dieser Zufall raubte ihm den letzten Rest seiner Widerstandskraft. Er zweifelte nicht mehr daran, daß irgendwelche feindseligen Mächte an seinem Untergang arbeiteten.

Er taumelte und mußte sich am Tor des Sanatoriums stützen. Eine vorbeiziehende Gesellschaft rief ihm „Prost Neujahr!" zu. Er antwortete nicht und hörte mit halbem Bewußtsein ein paar Brocken aus dem lustigen Gespräch der Silvesterfreudigen. Durch ein weites Torfenster sah er in die Vorhalle des Sanatoriums.

Ein schwaches Licht, das von der Decke auszugehen schien, ließ ihn die Umrisse des Innern raten. Er

glaubte die Vorhalle als ein regelrechtes Viereck zu erkennen, vermutete blankweiße, nur mit wenig Stukkatur verzierte Wände, erwartete eine breite, mit Marmorfliesen ausgelegte Freitreppe und spielte mit dem Gedanken, ob er den Erbauer einer solchen kalten, ungemütlichen und vom Stil falscher Vornehmheit getragenen Wartehalle wohl falsch einschätzte, wenn er ihm den Einfall zumutete, an der rechten Wand eine lange Marmorbank einzubauen.

Eine Minute lang vermochte er sich mit diesem Gedanken abzulenken. Dann riß ihn die Situation in die Welt seiner schweren Gegenwartssorgen zurück. Er besaß auch jetzt noch so viel Selbsterkenntnis, um zu fühlen, daß er sich seinen Gedanken nicht von neuem hingeben durfte, wenn er den Anforderungen der nächsten Stunden gewachsen sein sollte.

Kurz entschlossen drückte er den Knopf der elektrischen Klingel. Kein Echo antwortete. Schon wollte er ein zweites Mal klingeln, als sich das Licht in der Halle verstärkte und Schritte sich dem Tore näherten.

Ein Mann in Livree ließ ihn ein. Wehrmann nannte seinen Namen. Der Torwart schien Bescheid zu wissen und bat ihn, einen kurzen Augenblick zu warten. Er wollte ihn von seiner Loge telephonisch nach oben melden.

Wehrmann blieb einen Augenblick allein und sah sich um. An der breiten Freitreppe, die genau der Vorstellung entsprach, die er sich draußen von ihr gemacht hatte, standen zu beiden Seiten Kandelaber. Nur in einem brannte Licht. An den Wänden der altgewohnte Stuck, zum Überfluß geschmacklos mit ein

wenig Gold garniert, und rechts an der Wand — richtig, da ſtand auch die Marmorbank, genau ſo, wie es der junge Mann, der dies gebaut haben mochte, als „vornehme Marmorhalle" in der Schule gelernt hatte.

Der Torwart kam zurück und bat ihn, ſich zum Herrn Sanitätsrat hinaufzubemühen. Im erſten Stockwerk führte man ihn über einen kurzen Gang in ein Empfangszimmer. Faſt gleichzeitig mit ihm trat durch eine andre Tür ein kleiner Herr mit weißem Vollbart ein. Er trug eine Brille auf kurzer dicker Naſe, hatte einen faſt kahlen Kopf, aber wohlgebildete und im Verhältnis zu ſeinen übrigen Körperteilen faſt magere Hände.

„Sanitätsrat Wauten", ſtellte er ſich vor, bot dem Beſucher einen Platz an und ſprach gleich, ohne eine Antwort abzuwarten, weiter. „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir es als ein Glück anſehen müſſen, Sie heute abend noch erreicht zu haben", ſagte er mit weicher Stimme, als wollte er dadurch die Beſtimmtheit ſeiner traurigen Nachricht mildern. „Unſer Patient wird ruhiger ſterben können, wenn er Sie geſehen und mit Ihnen geſprochen hat."

„Iſt er verloren?" fragte Wehrmann und hörte ſelbſt, daß ſeine Stimme gebrochen und heiſer klang.

„Ja — leider", beſtätigte der Sanitätsrat und reichte ſeinem Beſucher teilnahmsvoll die Hand.

Wehrmann ſchien die Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, nicht zu ſehen. Regungslos ſaß er da und ſchwieg. Er empfand das Todesgrauen, das über dem Haupte ſeines Bruders ſchwebte, zugleich mit einem unnennbar tiefen Schauer vor dem eignen Ende. Max,

ſein Bruder, ſtarb, weil ſein in den Tropen geſchwächter Körper verſagte, er aber wollte und mußte als Opfer der eigenen Schuld ſterben, als Verbrecher, der ſich ſelbſt richtete.

Die Nähe des Todes verſcheuchte mit einem Schlage die Fragen, denen er eben noch qualvoll eine Antwort geſucht hatte. Er erkundigte ſich nicht, warum er nicht früher gerufen worden war, ſaß reglos dem Arzte gegenüber und glaubte die Gewalt über ſeine Glieder verloren zu haben.

Wie Märchendichter oder Kinder, denen man die Vorſtellung eingeprägt hatte, ſo ſah auch er in dieſem Augenblicke „den Tod" wie eine Geſtalt von greifbarer Wirklichkeit an, zwar nicht als Knochengerüſt mit der Senſe, aber als ein Weſen mit großen, flammenden, befehlenden, bannenden Augen.

Von irgendwoher lugten dieſe Augen nach ihm aus und ergriffen Beſitz von ihm.

Der Sanitätsrat erhob ſich und legte die Hand auf ſeine Schulter: „Ich denke, wir gehen jetzt zum Patienten. Sie haben ihn wohl ſeit vielen Jahren nicht geſehen? Erſchrecken Sie nicht, wenn Sie ihn anders finden, als Sie erwarten, oder laſſen Sie es ſich nicht merken. Kranke ſind beſonders empfindlich, und er ſtirbt bei vollem Bewußtſein."

Wehrmann hatte keine eigne Willenskraft mehr. Er hörte den Befehl, daß er aufſtehen und mitkommen ſolle und tat folgſam, was man von ihm verlangte. Ein Kind hätte ihn lenken können.

Der Sanitätsrat merkte, daß er es mit einem Willensſchwachen zu tun hatte. Er nahm Wehrmann

feſt an die Hand und führte ihn vorſichtig, wie man Kinder über den Straßendamm zu geleiten pflegt, zu ſeinem Bruder.

Ein Duft von Medizin und der dumpfe, atembeklemmende Geruch eines Krankenzimmers umfing den jungen Baumeiſter. Er mußte ſich anſtrengen, um ſeine Umgebung im Halbdunkel wahrzunehmen. Auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers ſtand eine tiefabgeſchattete Lampe. Am Fenſter war die Silhouette einer Frauengeſtalt ſichtbar und an der Wand ein Bett, neben dem Porzellangefäße auf einem Tiſchchen ſtanden.

Der Sanitätsrat gab Wehrmanns Hand frei und ſchritt allein an das Krankenlager. Der Baumeiſter ſah, wie ſein Bruder geſtützt wurde, wie man ihm ein Kiſſen hinter den Rücken ſchob. Dann wandte der Kranke ihm langſam ſein Geſicht zu.

„Da iſt er", meldete der Sanitätsrat und fügte gleich ermahnend hinzu: „Aber bitte, nicht mehr ſprechen, als notwendig iſt."

„Ja", verſprach der Kranke und nickte.

Wehrmann trat an das Bett und faßte die Hand, die ihm entgegenzuſtreben ſchien, ohne ihn mit eigner Kraft erreichen zu können. Er wollte den Sterbenden küſſen, aber irgend etwas hielt ihn davon zurück.

Ein unbekanntes Geſicht ſtarrte ihn an. Die graue, fahle Geſichtshaut war nur mit kurzen weißen Stoppeln bedeckt. Sie ſchien nicht Fleiſch einzuſchließen, ſondern über eckige, ſpitze Knochen geſpannt zu ſein. Die Stirn glänzte vom Tau eines kranken Schweißes, der Mund war ſchmal und ein-

gefallen. Nichts als die Augen lebten in dieſem Antlitz: große, fiebernde, verlangende Augen.

„Es iſt gut, daß du da biſt", flüſterte der Kranke. „Ich habe nicht mehr lange zu leben."

Wehrmann fühlte, daß er durch Widerſpruch tröſten müßte, aber er konnte kein Wort herausbringen.

So ſchwiegen ſie beide und ſahen einander in die Augen. Die Hand des Kranken ſchien in dieſen ſtummen Augenblicken an die Rechte ſeines Bruders feſtkleben zu wollen.

„Lange Jahre haben wir uns nicht geſehen", nahm er das Geſpräch wieder auf. „Du hätteſt mich gewiß nicht wiedererkannt. Nein — widerſprich nicht —, du biſt geſund und bei beſten Kräften, und trotzdem hätte ich dich vielleicht . . . Ja, damals gingſt du in die Schule, als ich Deutſchland verließ. Du haſt Vater die Augen zugedrückt — du ſollſt auch mir . . . Weiß Gott, wo ich damals war, in der Nacht, in der Vater ſtarb. Vielleicht habe ich mich gerade in einer elenden Baracke draußen im Innern Auſtraliens herumgeſchlagen und zwiſchen Strolchen kampiert. Zu jener Zeit gab's noch keine Autos. Man ritt und ritt die Landſtraße lang, bis man eine Baracke fand. Man war froh, wenn es da Quartier gab und fragte nicht viel . . ."

Wehrmann wollte ſeinen Bruder unterbrechen. Er ſprach gewiß weit mehr, als er durfte. Aber der Kranke bemerkte ſeine Bewegung und wahrte ſich eiferſüchtig das Wort. Haſtig, bevor er daran gehindert werden konnte, fuhr er fort.

Den heftig hervorgeſtoßenen Worten folgte eine beängſtigende Atemnot und unterbrach den Redefluß. Wie ein Greis ſah der zweiundvierzigjährige Mann aus, deſſen Kopf in den Farben eines ſchmutzigen Graus ſpielte und mit geſchloſſenen Augen in die Linnen zurückſank.

Mit tiefem Mitleiden beugte ſich Wehrmann über den Sterbenden. Ein leiſes Geräuſch am Fenſter ſchreckte ihn auf. Die Frauengeſtalt, deren Silhouette er vorhin wahrgenommen hatte, näherte ſich dem Bett.

Er hatte ihre Anweſenheit unter dem Eindruck des Wiederſehens ganz vergeſſen. Es war gewiß die Krankenſchweſter, der auch die ergreifendſte Sterbeſzene nichts Neues mehr ſagen konnte.

Sie hob die rechte Hand des Patienten, die haltlos am Bettrand herabgeſunken war, und ſtreckte ſie mit liebevoller Sorgfalt auf die Bettdecke. Der Puls ging noch. „Er hat häufig ſolche Anfälle", ſagte ſie, „er wird ſich wieder erholen."

Ihre Stimme zitterte. Vielleicht wirkte ſie noch nicht lange in ihrem Beruf und war gegen den Jammer des Sterbens noch nicht durch Gewohnheit gewappnet.

„Aber es ſchadet ihm gewiß?" erkundigte ſich Wehrmann.

Sie antwortete ihm nicht, ſah ihn nur an. Er blickte in ein zartes, von Mitleid erfülltes, traumverlorenes Geſicht, deſſen Züge ihn rührten. Ihre Augen waren umflort. An die reine weiße Stirn ſchloß ſich eine Krone dichten, weichen, golden glänzenden Haares,

und ihr Mund ſchien von der Harmonie einer eigenartig ſchön geſchwungenen Linie geadelt zu ſein.

„Wollen wir den Sanitätsrat rufen?“ fragte er.

Sie winkte ab und trat an das Fenſter zurück. Er glaubte, daß ſie ihn abſeits rief und folgte ihr. Sie gab ihm nur mit dem Ausdruck ihrer Augen und einer Handbewegung Antwort. Aber er verſtand den Sinn der unausgeſprochenen Worte mit erſchreckender Klarheit. Dem Sterbenden konnte nichts mehr ſchaden. Man durfte ihn ruhig gewähren laſſen, er hatte nur noch Stunden zu leben.

Der Kranke bewegte ſich wieder und war aus ſeiner Ohnmacht erwacht. Lautlos eilte die Pflegerin zu ſeinem Lager. Sie half ihm, ſich aufzurichten, ſtreichelte ſeine Hände und reichte ihm ein Glas zum Trinken. Sie tat es mit ſchmalen weißen Händen, die die Dinge mit einer zarten Sorge und einem innigen Wohlwollen zu berühren ſchienen.

Dieſe Hände machten Eindruck auf Wehrmann. Er liebte es, gedankenlos ſchöne Frauenhände zu betrachten, wie irgendein harmoniſch geformtes Gebilde. Die Hände der Pflegerin aber riefen Gedanken und Fragen in ihm wach. Er glaubte das Weſen dieſer Frau aus ihnen leſen zu können: ſie ſchien ihm hingebend und beſcheiden, ſchlicht und menſchlich, voll innerer Heiterkeit, aber frei von Frivolität und beſchenkt mit der göttlichen Gabe echten, tiefen Wohlwollens, mit dem ſie Leidende beglücken konnte.

Selbſt auf ihn, der gebrochen und zerriſſen neben ihr ſtand, übten ihre Hände einen beſänftigenden Einfluß aus. Sie glättete das Kiſſen, als ob es ein leben-

des Weſen wäre, dem durch zarte Liebkoſung zu irgendeinem ihm zukommenden Rechte verholfen werden konnte, ſie umfaßte das Waſſerglas mit ihren Fingern, als ob ſie ihm die Wärme ihres geſunden jungen Körpers mitteilen und auf den fröſtelnden und fiebernden Kranken übertragen wollte, ſie ſtreichelte die leidende Hand auf der Bettdecke, als ob ſie dadurch die entfliehende Seele des Sterbenden feſthalten könnte. Ihr ganzes Weſen atmete Mitleiden.

Ja, ſelbſt beim Anblick ſeines Bruders wurde in Wehrmann unbewußt ein leiſes Gefühl des Neides wach. So wie ein Hauch von Duft dem ſcheidenden Schiffer auf See den letzten Gruß der entſchwindenden heimatlichen Gärten zuträgt, ſo empfand er die Erinnerung an all die Frauen, von denen er in ſeiner Einſamkeit vor wenigen Stunden Abſchied genommen hatte. Sie hatten ihm die Freuden köſtlicher Augenblicke geſchenkt, aber es war keine unter ihnen, die ihm den Frieden, die kraftvolle Ruhe und den Glauben an die Welt und an ſich ſelbſt hatte geben können.

Haltlos hatte er im Leben geſchwankt, ſein Weg war ein wirrer Zickzack geweſen, mit haſtigen Sprüngen nach ſtets wechſelnden lockenden Zielen. Nie hatte er geahnt, daß es für ihn eine Ruhe geben könnte. Jetzt erſt, kurz vor ſeinem eignen Ende, mußte er am Sterbebett ſeines Bruders der einen Frau begegnen, in deren Nähe er, noch bevor er mit ihr geſprochen hatte, fühlte, daß ſie zu ſeinem Lebensglück hätte werden können. Er wurde ſich nicht darüber klar, daß dieſelbe Frau, die ihm in ſeiner hoffnungsloſen Bedrängnis als einzige Glücksmöglichkeit erſchien, nie einen ſo tiefen Eindruck

auf ihn gemacht hätte, wenn er ihr in den Zeiten ſeiner erfolgreichen Selbſtſicherheit begegnet wäre.

Der Kranke ſaß wieder aufrecht in ſeinem Bett und blickte mit ſeinen flammend heißen Augen auf ſeinen Bruder. Als ob in ihr Geſpräch keine Unterbrechung eingetreten wäre, nahm er den Faden wieder auf.

„Ich habe dich nicht gleich gerufen. Ich wollte wiſſen, wer du geworden biſt, bevor ich dir die Aufgabe übertrug, die ich dir zugedacht habe. Ich bin auch draußen in der fremden Welt mißtrauiſch geblieben. Nach meiner Rückkehr habe ich heimlich Erkundigungen über dich eingezogen."

Für eine Weile gönnte ſich der Fiebernde Ruhe. Er ließ ſeinen Bruder nicht aus den Augen, ſo daß Wehrmann wie feſtgebannt am Bettrand ſaß und nicht die Kraft aufbringen konnte, die Frau anzuſehen, die neben ihm ſtand, und der in der nächſten Minute der Sterbende ein häßliches Bild von ihm geben mußte.

So ſelbſtſicher er auch immer war, ſo überlegen er in dieſer Nacht Guſtav Bauer, den er beſtohlen hatte, gegenüberzuſtehen vermochte, ſo vernichtet fühlte er ſich innerlich in Gegenwart der fremden Frau und beim Anblick des ſterbenden Bruders. Er verlor jede Selbſtkontrolle, er gab ſich gar keine Rechenſchaft darüber, daß er Sinnloſes befürchtete, daß Max ſein Verbrechen unmöglich kennen konnte, und hörte mit Erſtaunen die Worte und Sätze, die aus dem verfallenen, ſchmerzhaft verzogenen Munde hervordrangen.

„Ich muß dich um Verzeihung bitten, wenn ich dir je in Gedanken Unrecht getan habe. Ich weiß jetzt, wer du durch eigne Kraft geworden biſt. Franz, ich

habe eine ſchwere Bitte an dich. Ich weiß, du haſt dir für dein Leben andre Ziele zurechtgelegt, du haſt große Pläne, für die du deine ganze Kraft brauchſt. Glaube mir, ich weiß keinen andern, dem ich nach meinem Tode die große Sorge aufbürden könnte, die mich nicht ruhig ſterben läßt. Willſt du mir helfen, Franz?"

Flehend und zitternd klangen die leiſe und mühſam hervorgeſtoßenen Worte. Es war nicht möglich, ausweichend zu antworten, es war nicht denkbar, ein offenes und ehrliches Geſtändnis abzulegen. Man mußte ja ſagen, gleichgültig, was folgen ſollte.

Wehrmann nickte zuſtimmend, denn er konnte nicht ſprechen.

Das Auge des Sterbenden ſuchte nach ſeiner Pflegerin, ſeine Hand begann unruhig, aber kraftlos zu zittern. Die Frau ſah den Wunſch des Kranken und kam ihm entgegen. Über den Körper des jungen, geſunden, am Bettrand ſitzenden Mannes hinweg beugte ſie ſich zu dem Kranken hinüber und lächelte ihm mit liebevoller Teilnahme zu. Ihr Anblick ſchien auch den Sterbenden beruhigen zu können.

„Du glaubſt vielleicht, daß ſie meine Frau iſt", wandte er ſich an ſeinen Bruder. „Nein, ſie ſieht Eva nur ähnlich — du haſt ſie freilich nur vom Bild gekannt — aber es iſt Marie, Evas Schweſter. Als Eva das Ende kommen fühlte, ſo wie ich es jetzt fühle, ſchrieb ſie ihr, ſie möchte zu mir kommen, mir helfen und Margot eine Mutter ſein. Bald darauf hat mich Marie als kranken Mann nach Deutſchland gebracht. Niemandem könnte ich Margot ſo ruhig anvertrauen

wie ihr. Aber ſie iſt nur eine Frau, ſie darf die Jugendjahre, in der eine Frau ihr Glück begründen ſoll, nicht durch die Erziehung ihrer Nichte verlieren. Nimm du dich meines Kindes an, und Marie ſoll dir helfen, ſolange die Aufgabe ihr eignes Lebensglück nicht ſtört."

So überraſchend Wehrmann die Mitteilungen kamen, ſo ſehr ihn die unvermutete Aufforderung überrumpelte, ſo wußte er, trotz der tauſendfältigen Gedanken, die auf ihn einſtürmten, ganz klar, daß er jetzt ſprechen mußte, daß er eine brennende Sünde beginge, wenn er ſchwiege oder gar aus Rückſicht auf die Todesſtunde ſeines Bruders ſeine Zuſtimmung gäbe. Was galt hier Tod und Leben! War er nicht ſelbſt auch ein Sterbender, durfte er für Jahre hinaus eine Verpflichtung übernehmen, er, der die nächſten Stunden, ja Augenblicke nicht überſehen konnte? Mochte das Zuſammenleben mit der Frau, deren lebenſpendende, wohltuende Kraft er, langſam erwachend, in ſich keimen fühlte, auch als noch ſo beglückender Ausblick winken: er mußte die Augen ſchließen, wenn ſich eine Hoffnung auftat, und ſeine Schwäche bekennen, wenn man Kraft bei ihm vermutete und Hilfe von ihm verlangte.

Unwillkürlich faßte er die Hand ſeines Bruders, um ihm durch eine innigere Berührung mit vollem, tiefem Gefühl die Überzeugung beizubringen, daß er ihn lieb habe und gern das letzte täte, um ſeinen Wunſch zu erfüllen. Die flammenden Augen blickten ihn mit fiebernder Spannung an, um die Antwort aus ſeinem Geſicht zu leſen.

„Max, ich täte gern alles, um deinen Wunſch zu erfüllen, aber . . . du täuſcheſt dich in mir. Ich bin

ganz anders, als du vermuteſt . . .“ ſagte er zögernd und ſuchte nach weiteren Worten, um ſeine Weigerung zu erklären. Da fühlte er, wie Maries Hand ſeinen Arm berührte, um ihn am Sprechen zu hindern. Er ſtockte und begann unter dem Einfluß ihrer Berührung das Verſtändnis für ſeine eignen Gefühle zu verlieren. Es ſchien ihm ein wahnſinniges Beginnen, daß er ſeinem ſterbenden Bruder Geſtändniſſe machen wollte. Nein, er durfte Max, der ſein Kommen als Erlöſung begrüßt hatte, keine Enttäuſchung bereiten, durfte ſich ſelbſt noch nicht aufgeben, ſolange er nicht die Piſtole gegen ſich gerichtet und den Hahn geſpannt hatte.

Dem Kranken entging nichts von dem, was in ſeiner Umgebung geſchah. Sein Geſicht nahm einen Zug tiefer Kümmernis an, ſein Atem ging ſchwerer, und ſeine ſchwachen, fleiſchloſen Hände begannen nervös zu arbeiten. „Ich täuſchte mich nicht in dir“, wehrte er ab. „Wenn du keine andern Zweifel haſt, ſo darfſt du ſie gern aufgeben — Marie und Margot können bei dir wohnen. Du kennſt ſie noch nicht. Sie werden dir bald unentbehrlich ſein. Dein Leben wird glücklicher werden.“

„Ja“, ſagte Wehrmann und hielt die heißen, magern Finger, die in ſeiner Hand zitterten, zärtlich feſt, um den Sterbenden zu beruhigen. „Ja, ich werde gewiß glücklicher werden.“

Es klang ein Ton echten, tiefen Glaubens in den Worten, ſo daß der Kranke der Schnelligkeit des Meinungsumſchwungs nicht mißtraute. Er hatte noch vieles auf dem Herzen und durfte keine Zeit verlieren. Befriedigter blickte er jetzt drein, und ſein leidendes

Geſicht ſchien ſich zu verklären. Seine Augen irrten zur Tür.

„Willſt du den Sanitätsrat ſprechen?“ fragte Marie.

Durch das Senken ſeiner Augenlider drückte der Leidende ſeine Zuſtimmung aus. Zwiſchen ihm und ſeiner Pflegerin galten Zeichen der Verſtändigung, durch die er ſeine Kraft ſchonen konnte.

Stumm wartete Wehrmann auf die Rückkehr des Arztes. Warum wünſcht Max jetzt den Sanitätsrat zu ſprechen, und was ſollte noch folgen, nachdem er gegen ſeine Überzeugung etwas verſprochen hatte, was er morgen nicht mehr würde halten können.

Drei Menſchen umgaben jetzt das Lager des Sterbenden. Es ſchien, daß die Szene längſt vorgeſehen und verabredet war, ſo planmäßig folgten einander die Ereigniſſe.

Marie hielt ein Papier in der Hand.

„Lies“, bat Max Wehrmann.

Sie trat an den Tiſch, hielt das Blatt dicht unter die tief abgeſchattete Lampe und las. Franz Wehrmann hatte Mühe, dem Sinn der Worte zu folgen. Das Bewußtſein, im Angeſicht des Todes den letzten Willen ſeines Bruders zu hören, die Ereigniſſe der Nacht, die Sorgen und Aufregungen der vergangenen Tage, das Halbdunkel und der Dunſt des Krankenzimmers und der beſänftigende Wohllaut jener Frauenſtimme, dies alles wirkte zuſammen, um ihn in den Zuſtand einer traumhaften Viſion zu verſetzen. Träumte er wirklich? War es ein grauſames Spiel, durch das ihn ſeine verirrte Phantaſie äffte, oder erlebte er die

erſchütternde Wahrheit und die Botſchaft ſeiner Rettung wirklich bei wachen Sinnen?

Er wußte es nicht, er hörte nur, was Marie dort am Tiſche vorlas. Es war ſeines Bruders letzter Wille.

Sein Bruder beſaß ein Vermögen von mehr als einer Million Mark. Das ſollte zu drei Vierteln ſeinem Kinde, zu einem Viertel Fräulein Marie Erlebach, der Schweſter ſeiner ſeligen Frau, gehören. Er, Franz Wehrmann, der Bruder des Teſtierenden, war zum Vormund des Kindes und zum Verwalter des Vermögens ernannt. Er ſollte frei, ohne Rechenſchaft legen zu müſſen, darüber verfügen, ſollte Margot, ſeiner Nichte, an ihrem Hochzeitstage oder ihrem zwanzigſten Geburtstage ihr Erbteil bezahlen, und nur ſeine Schwägerin behielt das Recht, ihren Anteil zu kündigen. Das Geld des Kindes ſtand zinsfrei zu ſeiner Verfügung und ſollte nach ſeinem Ermeſſen für die Erziehung des Kindes verwendet werden.

Marie hatte geendet. Regloſe Stille herrſchte im Raume, ſo daß die tiefen, ächzenden Atemzüge des Sterbenden um ſo ſchmerzhafter vernehmbar waren.

Franz Wehrmann aber fühlte nur ein Einziges: fühlte nur, daß ein unfaßbares Wunder geſchehen war.

Ein Sterbender legte ihm die Summe, die ihn vor dem Konkurs retten konnte, in die Hände. Er durfte leben. Das Schickſal ſelbſt forderte den ſchmählichſten Vertrauensbruch von ihm, daß er mit dem Gelde des Kindes und der Frau ſein künftiges Leben erkaufe.

„Unterſchreibt!“ flüſterte der Sterbende, der nur noch unter Anwendung ſeiner letzten Kräfte lebte.

Der Sanitätsrat unterſchrieb als erſter. Er ſetzte eine lange Zeile vor ſeinen Namenszug. Darin beſtätigte er, daß der Kranke im Augenblick der Teſtamentsverfaſſung bei vollem Bewußtſein war. Dann folgte Marie. Auch ſie ſetzte eine Zeile vor ihren Namen. Sie erfüllte den unausgeſprochenen Wunſch der Augen, die vom Bett aus flackernd jeder Bewegung folgten, als ſie laut die Worte ſprach, die ſie ſchrieb: „Freudig und mit vollem Herzen will ich meine Aufgabe im Sinne dieſes letzten Willens erfüllen."

„Jetzt du!" bat der Sterbende.

Franz Wehrmann nahm die Feder, die ihm Marie reichte.

Noch bevor er fragte, klangen wie aus überirdiſchen Gefilden aus der Richtung der flammenden, flackernden Augen die Worte, die er ſchreiben ſollte: „Ich gelobe meinem ſterbenden Bruder, ehrlichen Herzens und mit reinſtem Wollen, nach meinem beſten Können für ſein Kind zu ſorgen."

Als Wehrmann geendet hatte und von dem Papier emporblickte, ſah er, wie ſein Bruder kraftlos in die Kiſſen zurückgeſunken war.

Da konnte auch er ſich nicht länger beherrſchen. Ein Beben ging durch ſeinen Körper, ſein Kopf ſank auf den linken Arm, der auf dem Tiſche ruhte, und er begann unaufhaltſam zu ſchluchzen und zu weinen. Keine ſeiner früheren Gedanken und Sorgen erfüllten ihn mehr. Zuviel Eindrücke waren auf ihn eingeſtürmt, zu gewaltig war ſeine Seele erſchüttert, ſein Geiſt zu tief zermürbt worden. Aus dem großen ſelbſtſichern Manne war ein Kind geworden, das ſich

nach einem verborgenen Schlupfwinkel ſehnte und nur noch zu weinen vermochte. Marie trat mitfühlend zu ihm und führte ihn ohne Worte hinaus.

In einem nahen kleinen Zimmer machten ſie halt. „Margot iſt ſeit zwei Tagen hier im Hauſe", teilte ſie ihm mit. „Sie iſt heute nacht wach geblieben . . . er hätte nach ihr verlangen können . . ."

Er verſtand ſie. „Führen Sie mich zu ihr", bat er.

„Ich will ſie Ihnen ſchicken", verſprach ſie und ließ ihn allein.

Er wußte nicht, wie lange er, den Kopf in beide Hände geſtützt, weinend daſaß.

Irgend jemand trat in das Zimmer.

„Biſt du Onkel Franz?" fragte eine Kinderſtimme.

Er ließ die Hände ſinken und wandte langſam den Kopf. „Ja, Margot, ich bin Onkel Franz", beſtätigte er dem Mädchen.

Sie kam lieb und verſchüchtert näher. Seine Augen waren voll Tränen, ſo daß er ſie kaum ſehen konnte. Aber einem plötzlichen Gefühl folgend, riß er ſie an ſich und küßte ſie aufs Haar.

Dieſes Kind muß ich berauben, um mir das Leben zu retten, dachte er. Welch furchtbares Schickſal, das mir einen Vertrauensbruch aufbürdet, ſtatt mir die Erlöſung zu gönnen!

Drei Tage nach dieſer Nacht wurde Max Wehrmann zu Grabe getragen.

Unter den vielen, die dem Toten das letzte Geleite gaben, waren nur ſehr wenige, die ihn perſönlich gekannt hatten. Ein paar alte und entfernte Familienmitglieder, mit denen Franz Wehrmann ſeit Jahr und Tag nur in loſeſtem Zuſammenhang war, nahmen die Gelegenheit wahr, ſich dem wohlhabenden und erfolgreichen Bruder des Verſtorbenen in Erinnerung zu bringen. Die ſtattliche Anzahl der andern beſtand aus perſönlichen, privaten und geſchäftlichen Freunden des Architekten, aus Menſchen, die von ihm abhängig waren, die ſich um irgendwelcher Vorteile willen um ihn bemühten, oder aus Neidern und Feinden ſeiner Berufskreiſe, denen das Begräbnis Gelegenheit bot, ihre wahren Empfindungen unter Mitgefühl und Höflichkeit zu verbergen.

Der junge Guſtav Bauer drängte ſich ſchon in der Friedhofshalle beſonders eifrig an den Baumeiſter. Er wußte, daß er ihm im geheimen Abbitte leiſten mußte, weil er während der Konferenz mit ſeinem Rechtsanwalt, wenn auch freilich unter deſſen Einfluß, eine Weile lang an die Möglichkeit von Wehrmanns Defraudation geglaubt hatte. Am Morgen des zweiten

Januars hatte ihm Wehrmann mitgeteilt, daß nur ein Irrtum in der Buchung der Bank vorlag, und daß ſein Depot völlig intakt war. Wie gewiſſenhaft doch der Baumeiſter war, daß er einen Tag nach dem Tode ſeines Bruders ſofort die Nachforſchungen aufnahm und ihn durch eine kurze telephoniſche Meldung beruhigte!

In ſeinem jugendlichen Übereifer glaubte Bauer in den Verſicherungen ſeiner Teilnahme heute nicht genug tun zu können. Auch die Direktoren der Terraingeſellſchaft „Südpark" waren erſchienen und begrüßten den Baumeiſter, wie man gern geſehene und bevorzugte Geſchäftsfreunde zu begrüßen pflegt. Pünktlich auf die Stunde war die Anweiſung der Hypothekenzinſen durch die Bank erfolgt, und wenn die Direktoren auch keine Erklärung für dieſe überraſchende Tatſache hatten, ſo mußten ſie ſich doch geſtehen, daß ſie Franz Wehrmanns Kapitalkraft unterſchätzt hatten.

Bleich und ſtumm drückte der Baumeiſter ſeinen Bekannten die Hand und ſchien durch den Todesfall tief erſchüttert zu ſein.

Beinſtein, der flinke, geſchäftskluge Agent, der Wehrmann gegenüber nicht Wort gehalten hatte, merkte an der Anweſenheit aller Beteiligten, daß er die Lage des Baumeiſters falſch eingeſchätzt hatte, und war nahe daran, an dieſer Stätte taktlos ein entſchuldigendes Wort fallen zu laſſen. Aber die Menge derer, die dem Bruder des Toten ihr Beileid ausdrücken wollten, hinderte ihn daran.

Franz Wehrmann weinte vor dem Grabe und ſchluchzte wie ein hilfloſes Kind.

Max, der trotz allem ein Stück seiner eignen Jugend bedeutete, den er zwei Jahrzehnte lang nicht gesehen, mit dem er erst vor drei Tagen zum erstenmal wieder gesprochen hatte, Max, der ihm, ohne es zu wissen, das Leben rettete, der ihm sein Kind anvertraute, dem er, einem inneren Zwange folgend, am Sterbebett das Vertrauen brechen mußte, Max wurde jetzt hier vor den Augen der vielen Menschen, von denen keiner den verhängnisvollen Zusammenhang ahnte, ins Grab gesenkt.

Und daheim weinte ein verlassenes Kind in seinem künftigen Heim, im Hause seines Onkels, und bangte vor einem neuen, unbekannten Leben. Marie saß wohl bei Margot, nahm das liebe Mädchen auf ihren Schoß, streichelte ihm das Haar und ließ es sich ausweinen, bis alle Bitternis ausgeschöpft war und Friede in das kleine dumme Herzchen einzog.

Mit welch ruhiger Sicherheit war Marie dem Begräbnis fern geblieben, um das Kind nicht während der traurigen Stunden in dem ungewohnten Hause allein zu lassen! In seinem Sinne handelte sie, wenn sie Margots Seele nicht mit der Erinnerung an die Begräbnisszenen belastete, in seinem Sinne auch, wenn sie dem stillen, verschüchterten Kinde nur sonnige Ausblicke zeigte.

Immer tiefer verlor sich Wehrmann in das hoffnungslose Dunkel der Selbstvorwürfe, immer heftiger trieb es ihn an, sich von aller lichten Arbeitsfreude abzusondern und sich durch quälerische Grübeleien für seine Schuld zu strafen. Er empfand die Notwendig-

keit der eignen Erniedrigung gleichſam als einen Tribut, den er dem Schickſal ſchuldete.

Und dennoch konnte er es nicht hindern, daß ihn ſelbſt hier, am Grabe ſeines Bruders, eine wohlige Wärme zu erfüllen begann. Er war gerettet — er lebte! Das ſchreckensvolle Grauen des Todes war an ihm vorbeigezogen: er war vor einem drohenden Ende nur gewarnt worden, hatte in Abgründe von Qualen und Schmach blicken müſſen, vor der Entlarvung gebebt, für ſein Leben gezittert, aber er war durch das Fegefeuer der Läuterung glücklich hindurch geſchritten. Jetzt lag ein neues Leben vor ihm, ein Leben, in dem er büßen, neue Wege einſchlagen, neue Werke ſchaffen konnte.

Er überblickte gleichgültig die Schar derer, die um ſeinetwillen trotz des ungeſunden Wetters zum Begräbnis erſchienen waren. Sein Intereſſe galt keinem von denen, die er in ihrer Geſamtheit als geſchloſſene, feindliche Macht empfand. Er ſuchte nur nach einem Geſicht in der Menge. Er forſchte nach dem einen Menſchen, der ihm vielleicht die vielen Rätſel löſen konnte, die ihm von den Ereigniſſen der letzten Tage aufgegeben worden waren. Aber Batt, der ihm ſein nahes Geſchick angekündigt hatte, und der ihm vielleicht manches über ſeinen Bruder hätte erzählen können, war nicht erſchienen.

Erdſchollen fielen in das offene Grab und ſchlugen dröhnend gegen die Sargwände. Die Teilnehmer begannen ſich nach ein paar letzten Beileidskundgebungen zu zerſtreuen.

Dem Schneefall der letzten Dezembertage war warmes Wetter gefolgt, und das Weiß, von dem die Friedhofswege bedeckt waren, schmolz unter den Tritten der vielen Menschen. Eine ungemütliche Nässe strebte von den Füßen am Körper empor und trieb die Leute zur Eile an. Die Verwandten, einige alte Leutchen, die aus der nahen Provinz gekommen waren, kündigten Wehrmann für morgen ihren Besuch im Grunewald an. Ihr Geschwätz über vergangene Zeiten und ihre Fragen nach der Zukunft der kleinen Waise weckten peinliche Empfindungen in ihm. Er verabschiedete sich schnell und schritt dem Ausgange der Friedhofshalle zu, um seinen Wagen zu suchen.

Der Chauffeur hielt sich wenige Schritt von ihm entfernt, auf seinen Wink bereit.

Das Friedhofstor lag bald weit zurück. Wehrmann fuhr einem neuen Leben entgegen. Margot und Marie erwarteten ihn daheim.

Als der Wagen in die Villenstraße der Grunewaldkolonie einbog, glaubte Franz Wehrmann mit sich ins klare gekommen zu sein.

Er war fest entschlossen, dem abenteuerlichen Leben, das er bis jetzt geführt hatte, ein Ende zu machen und ein neues Dasein voll ernster Arbeit zu beginnen. Er mußte seine Zukunftsphantasien über Bord werfen; sie hatten sich als zu optimistisch erwiesen. Er glaubte fest, daß er irgendeine geschäftliche Form finden würde, die ungeheure Spekulation am Südpark abzuwickeln, wenn er alle Gewinnchancen fahren ließ und nur das Kapital retten wollte, das er unter Aufbietung seines letzten Kredits und unter Entwendung fremden Eigen-

tums hineingeſteckt hatte. Und ſelbſt, wenn ihm auch das nicht ganz gelingen ſollte, ſo war es beſſer, die rieſigen Verpflichtungen mit Verluſt abzuwickeln, als eine unabſehbare Reihe von Jahren zu warten, bis ſich die einſtmaligen Hoffnungen erfüllen würden.

Klarheit wollte er vor allem — Klarheit um jeden Preis!

Wenn er dann das Geld, das Marie gehörte, in Sicherheit gebracht haben würde, dann hatte er bis zu Margots zwanzigſtem Geburtstag zehn volle Jahre Zeit, durch ehrliche, von jeder Spekulation freie Arbeit das Verlorene wieder einzubringen.

Er wollte ein friedliches, von freudiger Tätigkeit erfülltes Leben führen, reinen Gewiſſens Marie ins Auge ſehen können und mit dem Gefühl innerer Makelloſigkeit über den ſeeliſchen Werdegang des Kindes wachen.

Als er vor ſeinem Hauſe aus dem Wagen ſprang, waren die Anzeichen der Schlaffheit und Troſtloſigkeit, die man während der letzten Tage ſelbſt an ſeiner Körperhaltung bemerken konnte, verſchwunden.

In der Diele übergab er Friedrich Pelz und Hut und trat in ſein Arbeitszimmer. „Wo ſind die Damen?“ fragte er.

Friedrich verſtand nicht recht.

„Ach ſo, ich meine Fräulein Erlebach und die Kleine“, verbeſſerte er ſich lachend. Zum erſtenmal ſeit der Silveſternacht lachte er wieder und fand es ſelbſt ſehr komiſch, daß er in ſeinem Unbewußtſein noch ſo völlig in ſeiner alten Lebensſphäre ſteckte, daß er unwillkürlich von Damen ſprach, wenn es ſich um

zwei weibliche Weſen ſeiner Geſellſchaftskreiſe handelte, und ſelbſt ſeinem zehnjährigen Mündel dieſen Titel gab.

Die Damen waren in den beiden Hinterzimmern der erſten Etage.

Seiner alten Gewohnheit folgend, trat Wehrmann an das Fenſter und blickte eine kurze Weile in den Vorgarten. Dann reckte er ſeinen ſehnigen Körper wie in den Tagen ſeiner beſten Kräfte und wandte ſich unerwartet ſeinem Diener zu. „Wir ſprechen nachher miteinander, Friedrich."

„Zu Befehl, Herr Baumeiſter." Und nach einer kurzen Pauſe: „Ich habe noch den Scheck abzugeben, den mir Herr Baumeiſter Silveſterabend gegeben hat."

Wehrmann nahm das Kuvert und ſah, daß es geſchloſſen war.

„Es iſt gut, legen Sie es auf den Schreibtiſch", beſtimmte er, „und fragen Sie bei Fräulein Erlebach an, ob ich hinaufkommen kann." Er trat an den Schreibtiſch, riß das Kuvert auf und betrachtete den Scheck. „Dreitauſend", ſagte er vor ſich hin. „Ich muß ihm viel weniger geben, denn jetzt gilt es zu ſparen. Das Auto werde ich auch verkaufen."

Er empfand offenſichtlich Freude über die Neuregelung ſeiner Lebensart. Er ſchlug in ſeinem Taſchenkalender ſogar das Datum des fünfzehnten auf und ſchrieb die Bemerkung hin, daß er dem Chauffeur kündigen müſſe. Mit jedem neuen Entſchluß, den er faßte, ſah er ſich um einen Schritt dem Punkte näher, an dem er ohne Schulden und frei von der letzten Spur

ſeines Fehltritts den beiden Menſchen, die ihm anvertraut waren, gegenübertreten konnte.

Friedrich kam zurück und meldete, daß das gnädige Fräulein bitten ließe.

Im erſten Stockwerk pochte Wehrmann an die Tür von einem der beiden Hinterzimmer und trat, ohne eine Antwort abzuwarten, ein. Es war niemand in dem Zimmer, deſſen Einrichtung ihm unbekannt war.

Friedrich hatte ſich wieder einmal als tüchtig erwieſen. Überall hatte er einzelne Möbelſtücke genommen, die ihm an den betreffenden Stellen entbehrlich ſchienen, und von denen er glauben konnte, daß ſie einer Dame von Nutzen waren. Man konnte das Ganze als ein improviſiertes Feldlager wohl gelten laſſen, aber für die Dauer mußte natürlich ein andres Arrangement getroffen werden.

Wehrmann pochte an die Verbindungstür der beiden Zimmer und war neugierig, wie wohl Friedrich das „Kinderzimmer" zurechtgemacht hatte.

Marie kam mit herzlicher Freundlichkeit auf ihn zu. „Sie müſſen nicht erſt durch den Diener fragen laſſen, wenn Sie uns beſuchen wollen."

Die Kleine ſaß in einem tiefen Lederfauteuil und verſchwand darin ganz. Sie hielt ein Buch im Schoß, in dem ſie wahrſcheinlich unter Maries Anleitung geleſen hatte.

Er erwähnte das Begräbnis mit keinem Wort und begann die Unterredung mit einer Entſchuldigung. „Es tut mir leid, daß Sie eine ſo wenig paſſende Einrichtung gefunden haben", ſagte er, „aber Friedrich

konnte es in der Eile wirklich nicht beſſer machen. In einem Junggeſellenheim findet man nicht gleich das Inventar, aus dem man ein Damenboudoir zuſammenſtellen kann."

Sie wehrte freundlich ab.

Die Kleine, die bei ſeinem Eintritt leiſe und zutraulich gegrüßt hatte, kam zu ihm und ließ ſich mit verſchämtem Geſicht auf ſeine Knie heben.

„Und was ſagſt du, Margot?" fragte er ſie und hielt ihr Köpfchen hoch. „Gefällt es dir bei mir?"

Sie nickte und wurde ganz rot, als ob ſie bei einer Sünde ertappt worden wäre.

„Für dich müſſen wir die kleine Stube doch ein wenig anpaſſen, du Liliputaner du", ſcherzte er. „Das war ja eine regelrechte Kletterpartie, als du vorhin aus dem Stuhl heraus wollteſt, um mir guten Tag zu ſagen."

Die Kleine faßte es als erzieheriſchen Vorwurf auf und glaubte ſich ungezogen benommen zu haben. Sie neigte offenbar dazu, ſich bei jeder Gelegenheit zu ſchämen. Ihre Schüchternheit ging ſonderbarerweiſe auch auf ihn über. Da er ſie in Verlegenheit brachte, ſtatt ihr Freude zu bereiten, nahm er an, daß es an ſeiner ungeſchickten Art lag.

Er ſah Marie an. Aber in dem Blick, mit dem ſie ſeinen Freundlichkeiten folgte, lag nichts Mißbilligendes.

„Iſt es Ihnen recht, Marie, wenn ich mein Handwerkszeug heraufhole und unſer künftiges Kinderzimmer entwerfe?" fragte er.

Sie bat ihn darum, und er beeilte ſich, ſchnell mit Papier und Bleiſtiften zurück zu ſein.

Für Margot wurde ein Kiſſen auf einen Stuhl gelegt, damit ſie zuſehen könne. Marie ſetzte ſich ihm gegenüber und verfolgte die Linien ſeiner Skizzen.

Erſt wurden die Maße des Grundriſſes feſtgeſtellt, die Verteilung des Raumes, das Fenſter und die Türen. Dann ſaß er eine Weile untätig, halb verſonnen, halb verſpielt, mit dem Bleiſtift in der Hand vor der weißen Fläche.

Marie fand ſich in den Profilzeichnungen nicht gleich zurecht; als er aber auf einem neuen Blatt die einzelnen Stücke in voller Anſicht gab, als ein allerliebſtes Ding dem andern folgte und einfache, harmoniſche, auf den Ton einer friſchen Naivität abgeſtimmte Gebilde unter ſeiner Hand entſtanden und ſich zu einem lieben, entzückenden Miniaturzimmer formten, da wurde ihr Intereſſe wach. Ihr Auge folgte ſeiner Arbeit, aber ihr Gefühl mühte ſich, das ſeeliſche Bild dieſes Mannes zu faſſen, während ein unbewußtes Lächeln inniger Freude um ihre Lippen ſchwebte.

Was er da trieb, war für ihn nur ein Spiel: die Löſung einer Aufgabe, die ihm zum Teil von der Laune des Augenblicks, zum Teil von der Verlegenheit um ein Geſprächsthema diktiert worden war. Für ſie aber war es ein kleines Erlebnis. Nur einmal zuvor war ſie einem Menſchen begegnet, der aus eigner Phantaſie zu ſchöpfen vermochte und aus dem Nichts ein Etwas ſchuf. Bei der Erinnerung an jenen andern klangen verſchwommen, wie aus weiter Ferne, Melo-

dien an ihr Ohr, die er einſt mit halb verſpielter, halb entzückter Miene aus dem Klavier hervorgezaubert hatte.

Auch Franz Wehrmann ſchien ein Mann ohne Gedächtnis zu ſein.

Wie ſonderbar, daß er Max Wehrmanns Bruder war! Max war von nüchternem, pflichtbewußtem Ernſt erfüllt, ein Arbeiter von zäher Energie, ein opferfreudiger Gatte, ein zärtlicher Vater, das Idealbild eines aufrechten, tüchtigen Mannes. Dieſer aber, den ſie erſt ſeit Tagen kannte, dem ſie in ſchweren Stunden begegnet war, glich ſeinem Bruder in keinem Zug. Er ſchien weich und leidenſchaftlich, er war mit tiefem Ernſt und offenen Schmerzen zur Beerdigung ſeines Bruders ausgezogen, kam eben vom friſchen Grabe heim und konnte ſich dennoch ohne Verſtellung ſo harmlos im Verkehr mit einem Kinde geben, daß man den erwachſenen Mann, der einem gegenüber ſaß, vergaß und an einen kleinen Jungen glauben mochte, der im Spiel mit einem kleinen Mädchen ſeine Zeit vertrieb.

So ſah ein Mann ohne Gedächtnis aus. Ein Mann, der nichts von dem Erlebnis der vergangenen Minute wußte, der nicht anders als in der gegenwärtigen Sekunde leben konnte, deſſen beſte Kraft, deſſen Genie in ſeiner Gedächtnisloſigkeit, in ſeiner Untreue lagen.

Selig der, dem er ſeine glücklichen Minuten ſchenkte, unſelig, wer aus dem gemeinſamen Genuß köſtlicher Minuten das Recht auf dauernde ſeeliſche Zuſammengehörigkeit bauen wollte.

Ihr Verſtand und ihr klares Urteil befahlen ihr Mißtrauen g e g e n dieſen Mann, ihr Gefühl ſprach f ü r ihn. Sie ſah, wie er ſich unbewußt und naiv ihren Blicken offen, gleichſam durchſichtig, bot, und empfand es als ein Unrecht, daß ſie dabei häßliche Gedanken über ihn hegte, daß ſie ſich von ſeiner freien Harmloſigkeit nicht entwaffnen ließ . . .

Das Spiel war zu Ende. Er legte den Bleiſtift auf den Tiſch, hielt das Papier auf Armeslänge vor ſeine Augen und betrachtete die flüchtigen Skizzen.

Margot kniete auf ihrem Kiſſen, lehnte ganz dicht an ihm und ſah mit großem Staunen auf die Zeichnungen.

In dem ſtummen Zuſammentreffen dreier Augenpaare, in dem ſich die Andacht des Kindes mit der heitern Freude des Mannes und dem keuſch fragenden Sinn der Frau vermählte, wirkte die Gruppe als ein Bild tiefinnigen heimiſchen Glücks. Kein Beobachter hätte daran zweifeln können, daß ſich ihm hier das ſeltene Schauſpiel einer glücklichen Familie bot.

Wehrmann fühlte ſich wohl und heimiſch zwiſchen ſeinen neuen Hausgenoſſen. Er ahnte, daß er den Hauch eines unbekannten Glückes in eine Stätte der Trauer getragen hatte, fühlte, daß der bewährte Zauber ſeiner Perſönlichkeit noch nicht verloren war, daß ihn der Vollbeſitz ſeiner ſeeliſchen und körperlichen Kräfte beglückte, daß der furchtbare Traum der vergangenen Tage zu verblaſſen begann, und daß ihn das warme pulſierende Leben in ſeinen tauſendfältigen Schönheiten grüßte.

Bis zum ſpäten Abend blieb er in ihrer Geſellſchaft. Er plauderte mit dem Kinde, hielt mit ernſthafter Miene Prüfung über Margots Kenntniſſe ab, ließ ſich von der Kleinen ihr Leben in China ſchildern, machte durch ihre Erzählung die Bekanntſchaft ihrer alten chineſiſchen Kinderfrau, der Ahma, ſah die ungezählten gelben Boys ſich im großen Haushalt in Futſchau tummeln und empfand es als angenehme Abwechſlung, wenn Marie in ihrer lieben, ſanften Art die falſchen Beobachtungen des Kindes verbeſſerte und ergänzte oder ihm das Kauderwelſch des Pidgin deutete.

Der Schatten des Todes ſchien durch ein neu erwachtes Leben verſcheucht zu ſein.

Sie ſaßen zu dritt oben im „Kinderzimmer“, blieben bis zum ſpäten Abend wach und trennten ſich in der Erwartung eines baldigen Wiederſehens wie treuherzige Kumpane und Spielgenoſſen.

Er hatte Margot erobert.

Wie würde es ihm mit Marie ergehen? Sie war gleichmäßig lieb und freundlich zu ihm. Bei jeder andern Frau hätte er das als Zeichen einer herzlichen, ſeiner Männlichkeit geltenden Sympathie gedeutet, nur von ihr glaubte er, daß ſie allen Menſchen, denen ſie begegnete, das gleiche Gefühl eines warmen Wohlwollens entgegenbrachte. —

Wehrmann arbeitete in dieſer Nacht noch lange Stunden in ſeinem Zimmer. Als er ſich endlich erhob, zeigte die kleine Standuhr, die in mattſilbernem Gehäuſe auf ſeinem Schreibtiſch ſtand, die dritte Morgenſtunde.

Er hatte ganz vergeſſen, Friedrich zu Bett zu ſchicken, und empfand das in ſeiner hoffnungsfreudigen Stimmung, in der er allen ſeinen Mitmenſchen ein warmes Gefühl entgegenbrachte, als ein Unrecht. Ganz gegen ſeine Gewohnheit unterließ er es, zu klingeln, ſondern ging ſelbſt in Friedrichs kleine Stube. Er klopfte an die Tür, hörte ein mürriſches „Herein!", das gewiß dem Chauffeur oder dem zweiten Diener gelten ſollte, und trat ein.

Friedrich hatte den Kopf mißmutig zur Tür gewendet und ſprang beim Anblick ſeines Herrn auf. „Hat Herr Baumeiſter geklingelt? Ich habe nichts gehört."

„Nein, ich habe nicht geklingelt", beruhigte ihn der Architekt. „Gehen Sie zu Bett, ich brauche Sie nicht mehr. Es iſt ſpät genug geworden, und Sie werden früh wach ſein müſſen."

Gleich einem ungezähmten ſtolzen Tier, das in ungebundener Freiheit aufgewachſen war, an die Kette gelegt wurde und ohnmächtig an ſeiner Feſſel zerrt, ſo wehrte ſich Franz Wehrmann nach allen Seiten, um in dem harten Kampfe gegen ſeine wirtſchaftlichen Gegner zu beſtehen.

Es wurde ihm nicht leicht gemacht, ein neues Leben zu beginnen. Er wollte ein Unternehmen abwickeln, das in der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft aufgebaut war, das aber, mit den Augen einer nüchternen Gegenwart betrachtet, überwertet, überſchätzt und überzahlt ſchien, ſo daß ernſte, gediegene Unternehmer nicht den Preis dafür zu zahlen vermochten, den er zu fordern gezwungen war.

In ſeiner großzügigen chevalereſken Art hatte er die Sache für erledigt gehalten, als er bei ſich ſelbſt den Entſchluß faßte, ſeinen Beſitz unter Verzicht auf einen Gewinn abzugeben.

Auf der Heimfahrt vom Friedhof hatte er dieſe Frage für ſich gelöſt und keine ernſthaften Schwierigkeiten von ihrer endgültigen Regelung erwartet. Nun ſah er ſich zu ſeiner Überraſchung vor unüberwindliche Hinderniſſe geſtellt.

Weder er ſelbſt noch irgendeiner ſeiner Agenten konnte einen Einzelſpekulanten ausfindig machen, der mutig genug war, ſich eine ſo ungeheure Verpflichtung aufzubürden. Eine Zinſenlaſt von einer halben Million in jedem Quartal, von zwei Millionen im Jahre auf lange Friſt durchzuhalten, war doch eine Leiſtung, der ſich nicht ſo bald einer gewachſen fühlte.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich an ſeine Gegner, an ſeine unbequemſten Hypothekengläubiger, alſo an die Direktion der Terraingeſellſchaft „Südpark" zu wenden. Die wußten doch wenigſtens um die Chancen, die in ſeinem Beſitz lagen, und konnten unmöglich ſo alberne und unſinnige Bedenken hegen wie die Leute, mit denen er bis jetzt verhandelt hatte.

Es ſchien zuerſt, als ob er in ſeiner Hoffnung nicht getäuſcht werden ſollte. Man kannte die Sache, um die es ſich handelte und ging geradeaus auf das Ziel los. Er nannte die Summe, die er fordern wollte, man nahm ſie zur Kenntnis und verſprach ihm eine nahe Entſcheidung, ſobald man ſich mit der Bank beraten haben würde.

Hoffnungsfreudig genoß er die Friſt, die ihn noch von der Erfüllung ſeiner Wünſche trennte, kümmerte ſich nur ſo viel, als dringend notwendig war, um ſeine andern nebenſächlichen Geſchäfte und widmete ſich frohen Herzens ſeinen neuen Hausgenoſſen.

Er ſtellte die Werkzeichnungen der Möbel her, die er für Margots Kinderzimmer ſkizziert hatte, fand noch ein paar neue nette Einzelheiten, mit denen er ſeine beiden „Damen" überraſchen wollte, hielt lange Be-

ratungen mit Marie ab, ſprach mit eingehendem Ernſt ihre Erziehungspläne durch und bemühte ſich an verſchiedenen Stellen, um geeignete Lehrer für das Kind zu finden.

Je näher der Tag der Entſcheidung heranrückte, um ſo lebhafter wurde ſein Intereſſe für Dinge, die ſeinen Finanzgeſchäften fern lagen. Es war ihm eine willkommene Selbſtbetäubung, ganz in den Intereſſen von Margot und Marie aufzugehen.

Trotz aller zur Schau getragenen Sicherheit bangte ihm doch vor der Entſcheidung, die die Finanzleute fällen würden.

Wie, wenn ſie nein ſagten?

Trotz aller Gründe, mit denen er ſich beruhigen wollte, bebte er doch vor Erregung, als er am entſcheidenden Tage im Wartezimmer des großen Geſellſchaftshauſes in der Behrenſtraße ſaß und den nächſten Minuten mit dem Bewußtſein entgegenharrte, daß ſie für Glück und Unglück ſeines künftigen Lebens beſtimmend ſein mußten.

Als er in den Konferenzſaal trat, fand er nicht weniger als ſechs Herren vor, die ihn begrüßten.

So lange er allein war und ungeduldig wartete, fühlte er ſich beklommen und unſicher. Jetzt, wo er ſich ſeinen Gegnern gegenüber ſah, ſchwanden alle Bedenken. Harmlos und liebenswürdig begrüßte er jeden einzelnen, ſagte den beiden anweſenden Bankdirektoren verbindliche Worte, war von wohlwollender Freundlichkeit gegen den Prokuriſten und benahm ſich faſt kameradſchaftlich gegen die beiden Hauptgegner, die die Geſellſchaft ſelbſt vertraten.

Vom Tiſchende aus bat der Syndikus der Geſellſchaft, der Typus eines extraklugen Rechtsanwalts mit beweglichen Händen und unruhigem Zwicker auf dünner, knochiger Naſe, Platz zu nehmen und die Beratungen zu beginnen.

So erregt Wehrmann war, ſo verſtand er es doch, die Rolle des am wenigſten Beteiligten zu Ende zu ſpielen. Er fühlte, wie man ihn von rechts und links betrachtete, wie man die Wirkung des Gegenvorſchlags an ſeinem Geſicht erkennen wollte, und hatte ſich ganz in der Gewalt.

Ruhig hörte er dem Syndikus zu, als ihm mitgeteilt wurde, daß man einen Nachlaß von zweieinhalb Millionen zur Bedingung des Abſchluſſes machte.

Erſt als der Redner geendet hatte und eine Pauſe eingetreten war, erhob er ſich mit vornehmer Sicherheit und gab ſeine Antwort.

Er teilte ganz kurz und einfach mit, daß es ihm unmöglich ſei, das Anerbieten anzunehmen, da er einen gleich hohen Vorſchlag von andrer Seite ſchon vor einer Woche endgültig abgelehnt hatte.

Er rüſtete ſich bei ſeinen Worten keineswegs zum Abgang, ſondern ſetzte ſich, als er geendet hatte, ruhig wieder hin, wie man bei guten Bekannten, die eine Meinungsverſchiedenheit nicht übelnehmen, Platz nimmt.

Keiner von den ſechs Herren ſagte ein Wort.

Ihre Abſicht war, Wehrmann ein Ultimatum zu ſtellen; ſie glaubten ihn ganz in ihrer Hand zu haben und hatten die Möglichkeit, daß ihm ein andrer Aus-

weg offen bleiben könnte, kaum erwogen. Ihre Informationen ſchienen ihnen lückenlos, ſie wußten von keinem andern Bewerber und ſtanden dennoch ſo ſehr unter dem Eindruck von Wehrmanns Selbſicherheit, der ganz allein ihnen allen die Stange zu halten wußte, daß ſie ſich von ihm beinahe verblüffen ließen.

Der Syndikus war der erſte, der, kurz entſchloſſen, eine Entgegnung fand. Er war es, der die Preisbeſtimmung der Herren nach unten beeinflußte, und natürlich auch jetzt ſeine Stellungnahme aufrecht erhalten mußte.

„Ich glaube, daß die Herren unter dieſen Umſtänden von dem Geſchäft abſehen werden", ſagte er.

„Schade", meinte Wehrmann mit ſo freundlicher Höflichkeit, als hätte ihm der Rechtsanwalt mitgeteilt, daß er leider abgehalten ſei, eine Landpartie mit ihm zu unternehmen. Er erhob ſich, nahm von jedem einzelnen liebenswürdig Abſchied und ging.

Vor dem Hauſe ſtand ſein Automobil. Er befahl dem Chauffeur, nach Hauſe zu fahren, und ſtieg ein.

Sein erſtes Gefühl war das des Triumphes.

Sechs Mann hoch waren ſie gegen ihn aufgetreten, und er hatte ſie alle verblüfft, einfach nein geſagt und war lächelnd davongegangen. Er weidete ſich an der Erinnerung ihrer überraſchten Geſichter. Die Blamage des Rechtsanwalts tat ihm beſonders wohl; hatte er doch eine inſtinktive Abneigung gegen die Juriſtenzunft, die ſich von wichtigtueriſchen Floskeln nährte.

Allmählich aber kamen ihm Bedenken gegen ſein Siegergefühl.

Es war gewiß ein Vergnügen, den Herrſchaften eine lange Naſe zu ziehen. Aber hatte er dieſes eigenartige Vergnügen nicht zu teuer erkauft?

Wenn er von der Summe, die er urſprünglich verlangte, eine Million nachließ, ſo fand er gerade ſeine Rechnung, behielt nach Ablöſung aller Schulden ſein eignes Vermögen und ſtand genau ſo da wie vor einem Jahr, als er ſich in die Spekulation Südpark eingelaſſen hatte. Und ſelbſt wenn er ſich zu einem Nachlaß von ein und einer halben Million verſtand, ſo hatte er wenigſtens alle Schulden, die rechtmäßigen und die — auf unrechten Wegen eingegangenen, abgewickelt und mit dem Opfer ſeines eignen Vermögens ſeine Gewiſſensfreiheit erkauft.

Vielleicht hatte die Möglichkeit einer Einigung beſtanden. Freilich, wenn er jetzt die abgebrochenen Verhandlungen von neuem anknüpfte, dann würde jedes Wort von ſeiner Seite als Geſtändnis der Schwäche gedeutet werden.

Immer hatte er ſeine beſten Erfolge ſeiner kurzen Entſchloſſenheit und ſieghaften Sicherheit zu danken gehabt. Warum ließ ihn jetzt das Glück im Stich? Die Finanzleute mit denen er eben verhandelt hatte, waren die letzte Chance für eine ſchnelle Abwicklung des Geſchäfts. Verlor er ſie, ſo mußte er vielleicht Jahre warten und ging unabſehbaren Sorgen entgegen, mußte zu den alten Schulden in jedem kommenden Vierteljahr neue Verpflichtungen häufen, mußte, mehr noch als bis jetzt, ſeine Ehre, ſein Glück und ſeine Zukunft auf eine einzige Karte ſetzen.

Mit hoffnungsloſer Ohnmacht zerrte er an der Feſſel, mit der man ihn an den Pfahl der Kleinzügigkeit gebunden hatte. Von einer Frau und einem Kinde war er, der frei und unabhängig und eben deshalb, wie ihm ſchien, mit ſteten Erfolgen gewirkt hatte, eingefangen worden, um zum artigen Arbeitsmännchen gemacht zu werden.

Unbewußt hatte er damit gerechnet, daß ihm das Schickſal, das ſeinen Lebensweg zu wenden beſchloß, goldne Brücken zu jener andern Welt bauen würde. Jetzt erkannte er, daß es auch das nicht für ihn gab. Selbſt der Abſtieg zu jenen ebenen und einfachen Wegen dort unten in den Tälern des Lebens war beſchwerlich und voller Fährniſſe und riß den Menſchen, die entſagend aus den Höhen hinabſtrebten, blutige Wunden.

Er hatte gehofft, daß er in der heutigen Beratung mit den Finanzleuten einen Strich hinter ſeine Vergangenheit würde ſetzen können. Er hatte ſich darnach geſehnt, den Tag mit glücklich friedvollen Stunden in Geſellſchaft der beiden lieben Weſen, die ſeiner Fürſorge anvertraut waren, zu beſchließen; nun ſtarrte ihm ein Dunkel entgegen, aus dem es keinen Ausblick zur Freiheit gab, nun mußte er ſich im eignen Heim in verlorener Maske zeigen und die Hetzjagd, von der er ſich erlöſt glaubte, von neuem beginnen.

Schon vor dem Jahresende, zu Weihnachten, am Heiligabend, wurde Heinrich Batt, der wegen Unterschlagung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war, nach Abbüßung seiner Strafe zu früher Morgenstunde entlassen.

Man übergab ihm seinen Anzug, in dem er eingeliefert worden war, nahm ihm die Sträflingskleidung ab und öffnete die Pforte, die in die Welt hinausführte. Als er an jenem Wintermorgen auf die Straße trat, fühlte er sich von dem schweren Bann befreit, der zwölf Monate lang auf ihm gelastet hatte. Zaghaft erst begann er vorwärts zu schreiten und ging dann immer schneller aus dem Vororte, in dem das Gefängnisgebäude lag, der Stadt zu. In vollen Zügen trank er die Luft und die Herrlichkeit des freien weiten Raumes.

Er besaß keinen Pfennig und hatte nur noch ein Bündel Papiere, jene paar wertlosen kleinen Notenmanuskripte, die man nach seiner Verhaftung in seinen Taschen gefunden hatte.

Er holte die Blätter vor und begann sie zu untersuchen. Wozu hatte er die beiden Couplets damals eigentlich in die Tasche gesteckt? Er konnte sich kaum mehr entsinnen, wann er sie komponiert hatte. Jahre mochten das her sein.

Allmählich fiel ihm der Zuſammenhang ein. Rober, der Herausgeber der famoſen Wochenſchrift für die „Welt und Halbwelt", hatte ihm gegenüber erwähnt, daß er ein paar Einlagen für ſeine Sommerpoſſe brauchte. Dem wollte er die alten Dinger für eine Rolle Goldſtücke andrehen. Es war vielleicht das beſte, wenn er auch jetzt ſein Glück bei Rober verſuchte. Häufig genug hatte ſich der talentloſe Mann auf der Bühne mit ſeinen Federn gebrüſtet. Beſondere Erfolge hatte er freilich nie damit erzielt, aber, immerhin, Rober ſtand in ſeiner moraliſchen Schuld und hatte kein Recht, ſich über ſeine Gefängnisſtrafe zu entrüſten.

Batt traf den Mann zu Hauſe. Es war elf Uhr morgens, und Doktor Rober lag noch zu Bett. Nach einiger Wartezeit wurde Batt in das Schlafzimmer geführt.

In dem eleganten, aber geſchmacklos eingerichteten Raume brannte elektriſches Licht. Die Vorhänge waren noch heruntergelaſſen, Rober ſaß halb aufgerichtet in ſeinem Bett und ſchob eine Unmenge Zeitungen, die auf der Bettdecke lagen, und in denen er wohl bis jetzt geleſen hatte, beiſeite.

„Da ſind Sie alſo", begrüßte er den Beſucher. „Bin ich der erſte, dem die hohe Ehre zuteil wird, Sie wiederzuſehen?"

„Wie ahnungsvoll Sie ſind!" parierte Batt die ironiſche Begrüßung mit abſichtlichem Zynismus. „Ja, Sie ſind der erſte. Ich fühlte mich zu Ihnen hingezogen. Wir zwei gehören nun einmal zuſammen."

„Wenn Sie gekommen ſind, um mir Unverſchämt-

heiten zu ſagen —" fuhr der Mann in ſeinem Bette auf.

„Immer ruhig Blut", ermahnte Batt. „Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um Sie zu ärgern, ſondern weil ich Sie brauche und weil Sie mir helfen müſſen. Ich habe keinen Pfennig, keine Kleider, nichts. Nur Talent habe ich, davon haben Sie ja ſchon früher genügend Gebrauch gemacht."

„Was wollen Sie damit ſagen?"

„Nichts andres, als daß ich Sie anpumpen muß. Sie werden Ihr Geld zurückbekommen."

„Sie geſtatten, daß ich Sie nach dem, was vorgefallen iſt, nicht gerade als zuverläſſigen Schuldner anſehe", lachte der Augur halb gutmütig, halb abwehrend.

Batt ſchien über die Bemerkung tief empört zu ſein. „Bei mir iſt noch kein Kollege um ſein Geld gekommen, und Sie ſind der letzte, der ſich darüber zu entrüſten braucht, wenn ein Verleger mal kein gutes Geſchäft mit mir gemacht hat."

„Sie ſind ein Narr, Batt. Habe ich Sie denn beleidigen wollen?"

Batt ſchien von der Verſicherung der guten Abſicht vollends befriedigt zu ſein. „Und Sie ſind ein Kind", beſchwichtigte er den Mann, der wohl alles andere eher als kindlich war. „Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß ich nichts andres gemacht habe, als was dreiviertel Ihrer Bekannten auch tun werden, wenn ſie die Gelegenheit dazu hätten. Der Operettenmarkt iſt ſchlimmer als

ein Viehmarkt, und bei einem Kuhhandel muß jeder ſehen, wo er bleibt. Ich brauchte damals das Geld."

Der Doktor ſprang aus ſeinem Bett. „Halten Sie mich für einen Phariſäer?" warf er hin, während er zu ſeiner Waſchtoilette ſchritt und ſeinen Oberkörper entblößte. „Ich denke nicht daran, Sie fallen zu laſſen. Natürlich muß etwas für Sie getan werden, aber Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß ich gerade in einem Strome von Gold ſchwimme."

„Ich verlange keine Unſummen", meinte Batt, eher verſöhnlich als dankbar und lächelte jenes Lächeln, das auf ſeinem hübſchen Munde ſo gefällig ſpielen konnte und ſeinem intereſſanten Zigeunergeſicht ſo gut ſtand. „Ich werde mir ſchon ſelbſt weiterhelfen. Die Hauptſache iſt, daß Sie mir den Übergang von damals zu heute erleichtern."

Rober kam mit dem Handtuch aus dem Hintergrunde des Zimmers zurück und erkundigte ſich mit geſpielter Intereſſeloſigkeit, was er da wohl tun könne.

„Nirgend vergißt man leichter als in der Öffentlichkeit", begann Batt und ſah mit ſeinem ſchmalen, feinen Geſicht, in dem zwei blitzende dunkle Augen ſaßen, in dieſem Augenblicke ſo vornehm und intereſſant aus wie ehemals, vor ſeiner Affäre, als er die Fähigkeit beſaß, wildfremde Menſchen binnen Minuten von ſich entzückt zu machen und eine ganze Geſellſchaft zu amüſieren.

Aber der Doktor unterbrach ihn ärgerlich: „Prägen Sie keine Paradoxe, das beſorge ich zweimal im Monat in meinem Blatt allein."

„Das reden Sie Ihren Lesern ein. Wir beide wissen doch, daß Sie Shaw und Weininger in Ihr Deutsch übersetzen", lachte Batt in derselben Art, mit der er den Leuten früher seine Malicen an den Kopf zu schleudern pflegte.

Rober war wirklich empört, als er den Angriff abwehrte. „Mit Ihren Impertinenzen werden Sie die Geschichte nicht in Vergessenheit bringen, damit hetzen Sie nur die Leute gegen sich auf."

„Sie sind ein Kind", sagte Batt wieder und sah so treuherzig drein, daß jeder uneingeweihte Beobachter ein tiefes innerliches Gefühl hinter seinen Worten hätte vermuten müssen. „Ein Menschenkenner sind Sie jedenfalls nicht. Haben Sie wirklich keine Ahnung, daß ich Sie herzlich lieb habe, und daß es ein Zeichen von aufrichtigem Vertrauen ist, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin? Sehen Sie denn durch all die Neckereien nicht durch?"

Wenn Batt früher so sprach, so verfehlten seine Worte selten ihr Ziel. Und auch heute blieben sie nicht ganz wirkungslos. In hundert Fällen hatte Batt seine Freunde enttäuscht und wohl nie sein Wort gehalten. Dennoch war bei jedem Versprechen, das er gab, sein ganzes wildaufflackerndes, zigeunerhaftes Temperament ehrlich beteiligt. Er hielt sich selbst für einen tadellosen, wenn auch formal nicht immer korrekten Gentleman und vergaß allzu leicht die Beweise, durch die er immer wieder seine Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit erwies. Die Menschen, denen seine Frechheit gefiel, hatten ihn auf ihre Art lieb und setzten

ſich über das Zigeunerhafte ſeines Weſens hinweg. Auch Doktor Kober gehörte zu dieſen Menſchen. Batt gewann ihn wieder und fand ſo die erſte Brücke, die ihn in die Welt ſeiner früheren Geſellſchaftsſphäre zurückführen ſollte.

Er bekam das Geld, das er dringend brauchte, ließ natürlich die beiden Couplets zu Kobers freier Verfügung gleich zurück und wurde für den erſten Weihnachtstag zu einem geſellſchaftlichen Empfang geladen . . .

Als er ſeinen äußern Menſchen ein wenig in Ordnung gebracht hatte, galt ſeine erſte Tätigkeit Marie. Mit ihr wollte er ſich zuerſt ausſprechen, in ihrer Gegenwart ſein beſſeres Ich wiederfinden und an ihrer Seite ein neues Leben beginnen.

Die Briefe, die er ihr aus dem Gefängnis geſchrieben hatte, waren freilich unbeantwortet geblieben, aber er wollte und konnte es nicht glauben, daß ſie von ihm abgefallen ſein ſollte, und daß es ihm nicht gelingen würde, ſie wiederzugewinnen, wenn er ihr Auge in Auge gegenüberſtehen und offen mit ihr ſprechen würde.

Da erfuhr er, daß ſie verreiſt war und Europa verlaſſen hatte.

Es traf ihn hart.

Aber bald hörte er, daß ſie auf der Heimreiſe begriffen war, ihren kranken Schwager nach Berlin brachte, und daß es nur noch wenige Tage dauern konnte, bis er ſie wiederſehen würde. Er ahnte natür-

lich nicht, daß er noch einen ganzen Monat würde warten müſſen, bevor er ſich perſönlich bei ihr melden ließ.

Es war die erſte frohe Kunde ſeit einem ganzen Jahr. Nun ſah er wieder Hoffnungen um ſich aufblühen.

Er war naiv genug, ſich über die Schwierigkeiten, die ihm ſein arg geſchädigter Ruf in ſeinen ehemaligen Geſellſchaftskreiſen bereiten mußte, hinwegzutäuſchen. Er vertraute ſeiner Beliebtheit unter den Kollegen und nahm die erſte Gelegenheit, die ſich ihm bot, wahr, um wieder in Geſellſchaft zu erſcheinen. Es ging beſſer, als ſelbſt er in ſeinem Optimismus erwartet hatte. Man war ſehr wohlwollend, erwähnte ſeine jüngſte Vergangenheit mit keinem Wort und nahm ihn zwar kühl, aber höflich auf. Der Wirt, Doktor Rober, forderte ihn ſogar auf, ſich an den Flügel zu ſetzen und irgendeinen ſeiner neuen Walzer zu ſpielen. „Sie haben doch während Ihres Pariſer Aufenthalts kaum gefaulenzt", ſagte er und gab ihm dadurch einen Wink, wie er ſein Fernſein im letzten Jahre offiziell aufgeklärt wiſſen wollte.

Ein paar Menſchen, die dem Kreiſe fern ſtanden, drängten ſich an ihn heran, applaudierten und ſuchten offenſichtlich ſeine nähere Bekanntſchaft. Aſſeſſor Finkenberg und ſeine Frau, mit denen er nachträglich noch in einem Café zuſammen war, luden ihn ein, Silveſter mit ihnen zu verbringen.

Alles ging glatt, die Vergangenheit ſchien verwiſcht und die Prozeßberichte der Zeitungen ſchienen vergeſſen.

Vier Wochen vergingen ſo. Batt wollte Marie nicht im Sanatorium aufſuchen, denn wenige Stunden, nachdem er ihre Adreſſe erfahren hatte, war Max Wehrmann geſtorben.

So ungeduldig er auch war, zog er es doch vor, wenige Tage zu warten und ihr dann, als er ſie im Hauſe des Baumeiſters im Grunewald wußte, zu ſchreiben. Er bekam keine Antwort. Auch ein zweites und ein drittes Mal verſuchte er es, bis es ihn nicht länger hielt und alles in ihm zu einer Entſcheidung drängte.

Das war der Tag, an dem er kurz entſchloſſen zu ihr fuhr, um ſie Auge in Auge zu ſtellen und die Ausſprache, nach der er ſich ſehnte, herbeizuführen.

Man hatte ſeine liebe Not mit der Erziehung der kleinen Margot. Kunterbunt wirbelten die Begriffe und Kenntniſſe in ihrem Köpfchen durcheinander. Ihr Deutſch, das ſie in Auſtralien und China nur im Verkehr mit ihren Eltern gelernt hatte, mengte ſich mit dem engliſchen Wortſchatz, den ſie ſich in der für weiße Kinder eingerichteten Klaſſe der Miſſionsſchule angeeignet hatte. Dazwiſchen klangen wunderliche Brocken eines Pidgin, in dem ſie ſich mit ihrer Ahma und den andern dienſtbaren Geiſtern des Hauſes in Futſchau zu verſtändigen pflegte. Sie war in ihrem Verhältnis zu den Angeſtellten, zur Köchin des Onkels, zu ſeinem Diener, dem Chauffeur und dem Gärtner trotz ihrer kindlichen Gutmütigkeit eine echt oſtaſiatiſche Deſpotin und gab jeder ihrer Launen nach.

Sie ließ ſich den kleinſten Gegenſtand nachtragen, wenn ſie auch nur in das Nebenzimmer ging, konnte keinen deutſchen Buchſtaben entziffern, weil ſie bei ihrem erſten Schreibunterricht nur lateiniſche Lettern kennen gelernt hatte, und ließ ſich den kleinen primitiven Rechenapparat, deſſen ſich die Chineſen bedienen, herbeiſchaffen, wenn ſie auch nur zwei und zwei zu addieren hatte.

Die Faulheit des fernen Oſtens lag ihr, die ſie unter kaum erdenklichen Bequemlichkeiten aufgewachſen war, im Blute.

Man hatte ſie, erſt auf der Heimreiſe und dann in Europa, ſo häufig zurechtweiſen müſſen, daß ihre naive, aber grenzenloſe Unbeſcheidenheit bald in das Gegenteil umſchlug und ſie ſich bei jeder Bewegung und jedem Wort bei einer Ungezogenheit ertappt glaubte. Dann pflegte ſie ganz tief zu erröten und wurde ſtill, verſchüchtert und wortkarg.

In ihrer ganzen Art ſchwankte ſie zwiſchen den beiden Gegenſätzen, zwiſchen unbewußtem Herrentum und einem ſchuldbewußtem Sichunterordnen.

Als Kind eines reichen weißen Farmers und Großhändlers war ſie im fernen Oſten wie ein Prinzeßchen aufgewachſen.

Dann hatte ſie erſt Mutter, dann Vater verloren und blieb allein mit Tante Marie und Onkel Franz zurück. Sie hatte beide lieb, trotzdem ſie von ihnen zur Beſcheidenheit erzogen und geduckt wurde. Man zwang ſie zu freundlicher Höflichkeit im Verkehr mit Dienſtboten, als ob ſie ein Chineſenkind unter tauſend andern wäre.

Sie lebte das traurige Märchen der Prinzeſſin, die zum Gänſelieſel geworden war.

Einen vollen Monat wohnte ſie ſchon beim Onkel. Man hielt ſie im Hauſe zurück, weil man bei dem naſſen Winterwetter für ihre Geſundheit fürchtete. Erſt als ein ſcharfer Wind die Straßen trocken gefegt hatte und ſogar die Sonne für wenige Stunden durch die Wolken

hervorlugte, kleidete Marie die Kleine in ihr warmes Pelzchen, um gemeinsam mit ihr ein wenig Umschau in der Villenkolonie zu halten.

Margot zeigte das lebhafteste Interesse für die hübschen sauberen Straßen mit den neuen, blanken Häusern und dem winterlichen Wald, der überall durch die Zäune hervorguckte. Oben auf die Kronen der Föhren und Fichten hatte sich Schnee gelagert und blitzte im Schein der fahlen Wintersonne.

Nach einer Weile begann die Kleine zu frösteln und trippelte, um sich zu erwärmen, immer schneller vorwärts. Ihre Wangen wurden dabei ganz rot, trotzdem sie sich gar nicht schämte, sondern freudig und glückselig dreinsah. Sie bewunderte alles.

Nur daß die Menschen, denen sie begegnete, ohne Ausnahme weiß waren, das wollte trotz aller Erklärungen, die man ihr darüber gegeben hatte, noch immer nicht in ihr Köpfchen. Seit sie auf der Welt war, hatte sie immer schwarze und gelbe Menschen um sich gesehen. Auch an Bord gab es während der Überfahrt nach Europa eine ganze Menge chinesischer Stewards und Heizer, die sich auf den Decks des Schiffes herumtrieben. Dann hatte sie zwei Tage lang mit Papa im Hotel gewohnt, hatte die Straßen nicht betreten, war in ein Pensionat zu frommen Schwestern gebracht und dann an jenem schrecklichen Abend zu ihrem kranken Papa geholt worden. Das Leben auf den Berliner Straßen war ihr bis dahin unbekannt geblieben. Erst hier in der Grunewaldkolonie, die sie für die Heimat ihres lieben toten Papas hielt, begegnete sie neuen und fremden Menschen, mit denen

ſie keinen Zuſammenhang hatte, und die nicht wußten, wer ſie war.

Erſt hatte es ihr der Papa, dann Tante Marie und ſchließlich auch der Onkel verſichert, daß hier in Deutſchland alle Menſchen lieb und nett zueinander wären, daß man niemanden anſchreien oder beiſeite ſchieben dürfte wie in China, und daß ſie alle richtig angezogen wären und Stiefel an den Füßen hätten.

Das mutete ſie wie ein Wunder an. Aber ihre kindliche Erfahrung lehrte ſie bereits, daß die Lehre vom Wunder nicht immer ſtimmte.

Was hatte man ihr nicht auch alles über die Liebe und die Gnade im Himmel erzählt, und das war nachher auch nicht wahr!

Als ſie ihrem Papa in Futſchau einmal erzählte, was ſie vom lieben Gott und vom Himmel gelernt hatte, da ſagte er ihr, daß das nicht alles ſeine Richtigkeit habe, und daß das nur der katholiſche Himmel war, von dem ſie das gelernt hatte.

Max Wehrmann liebte ſein Kind ſo innig wie nur irgendein Vater. Aber er war nicht phantaſiereich genug, um Margots Seele zu verſtehen. Als überzeugter Proteſtant hatte er ſein Kind vor den Vorſtellungen der katholiſchen Lehre bewahren wollen und ahnte nicht, welche ungeheuren Seelenhemmungen er ſeiner Kleinen mit auf den Lebensweg gab, als er zum erſtenmal ihr Vertrauen zu ihren Lehrern erſchütterte.

Was ſie in der Schule über den Himmel gelernt hatte, war nicht wahr, aber das, was ſie bei Vater und Tante über Deutſchland „gelernt“ hatte, ſchien

ihr, die in exotiſchen Zonen aufgewachſen war, nicht weniger unglaubwürdig als die Kunde vom Himmel und ſeinen Herrlichkeiten.

Sie konnte all die Wunderdinge, die ſich der Erfahrung ihrer fünf Sinne in der Heimat ihres Vaters boten, nicht ſo ſchnell faſſen.

Enger und unzertrennlicher als je bei einem andern Kinde war bei ihr die Welt der Märchen mit der des wirklichen Lebens verknüpft. Wie einſt Gulliver im Lande der Rieſen erwachte, erſtaunt um ſich blickte, um ſich dann entſetzt unentrinnbaren Gefahren gegenüber zu ſehen und ſeinen eignen Wert zu dem eines Spielzeuges herabgeſetzt zu finden, ſo ſehnte auch ſie ſich in ihrer jetzigen Umgebung nach einem neuen Traum, aus dem ſie als Herrin, die ſie ehemals war, im Lande der untertänigen Zwerge erwachen würde . . .

In zwei knappen Stunden hatte ſich die Kleine müde gelaufen und ſpürte einen mächtigen Hunger. Sie eilte an Maries Hand nach Hauſe, weil es ſie zum Mittagstiſch trieb und ſie ſich allmählich in den vorgeſchriebenen Stundenplan einzufügen begann.

Tante wußte den Heimweg ſelbſt nicht recht und mußte zweimal fragen, bevor ſie in die Straße kamen, in der ſie wohnten. Der Weg an den vielen hübſchen Häuſern, der beim Ausgang ſo nett und luſtig geweſen war, ſchien der Kleinen jetzt endlos lang zu ſein.

Kaum hatte Tante die Tür geöffnet, als Margot an ihr vorbeiſchlüpfte und die wenigen Stufen zur Dielentür emporſprang. Friedrich kam ihr entgegen und nahm ihr das Pelzchen und die Mütze ab. Tante

wehrte ihm; Margot ſollte ſich ſchon allein behelfen und ſollte ihre Sachen ſelbſt in ihr Zimmer tragen. Die Kleine wurde mit einem Male ganz verdroſſen und mißmutig, weil ſie die Zurechtweiſung vor Friedrich als eine Erniedrigung empfand.

Tante Marie blieb unten im Geſpräch mit dem Alten zurück, der ſelbſt dem Kinde gegenüber ſo taktvoll war, keine Miene zu verziehen. Margot wandte ſich um, ſah Friedrich an, um ſich ſeines Eindrucks zu vergewiſſern, und blieb auf halber Treppe wartend ſtehen. Es ſchien ihr, als ob Tante, die eben noch draußen auf der Straße ganz friſch und rot ausſah, jetzt bleich geworden wäre, während ſie Friedrich mit großer Beſtimmtheit Anordnungen gab.

Die Neugierde des Kindes wurde unwillkürlich wach. Es lag eine Auflehnung, ja ſogar eine kleine Schadenfreude in dem Intereſſe, mit der ſie der Auseinanderſetzung dort unten folgte.

„Gnädiges Fräulein ſind alſo unter keinen Umſtänden für den Herrn zu ſprechen?“ fragte Friedrich. „Weder jetzt noch ſpäter?“

„Nein, ſagen Sie, daß ich ſehr beſchäftigt bin“, wiederholte Marie ihren Auftrag; „ich laſſe den Herrn bitten, mich zu entſchuldigen.“

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein“, beſtätigte der Alte, „ich fragte nur noch einmal, weil der Herr vorhin ſo beſtimmt auftrat.“

„Sie ſind ſicher, daß der Herr ‚Batt‘ heißt? Hat er Ihnen ſeine Karte gegeben?“

„Nein, aber ich bin ganz ſicher, ich bat den Herrn, den Namen zweimal zu wiederholen, weil ich erſt nicht verſtanden hatte.“

Marie bemerkte Margot, die noch immer auf der Treppe ſtand, und ſchien ſehr ärgerlich darüber zu ſein, daß das Kind gehorcht hatte.

„Ja, ja, geh nur, Margot, ich komme auch ſchon“, ſagte ſie unfreundlich und eilte, ihre ſonſtige gelaſſene Ruhe ganz außer acht laſſend, vor der Kleinen die Treppe empor in ihr Zimmer.

Sie befahl Margot, ihre Sachen ſelbſt ordentlich hinzuhängen, ohne wie ſonſt ihrer Tätigkeit mit freundlichem, ermunterndem Blick zu folgen oder daran zu denken, daß die Kleine die Kleiderhaken im Schrank unmöglich erreichen konnte. Sie blieb in ihrem Zimmer und ließ das Kind eine Weile allein. Erſt als der zweite Diener, ein blutjunger blonder Burſche, den Friedrich zu ſeiner Hilfe angeſtellt hatte, den Tiſch deckte, beſann ſie ſich und half Margot in dem Gefühl, das Kind vernachläſſigt zu haben, doppelt eifrig, indem ſie ſie ſogar ganz gegen ihre Grundſätze beim Händewaſchen zu bedienen begann.

Sie ſaßen noch beim Mittagstiſch, während es heftig an die Tür klopfte. Franz Wehrmann trat mit übermütiger, faſt kindlicher Freude lachend in das Zimmer. Er begrüßte ſeine beiden Damen mit zärtlicher Herzlichkeit und vertrieb mit einem Schlage die Verſtimmung, die ſich zwiſchen die liebe kluge Tante und ihre kleine eigenſinnige Nichte gelagert hatte. Marie konnte freilich ihre Sicherheit in Gegenwart des Bau-

meiſters nicht ſo ſchnell wiedergewinnen. Sie war in Gedanken noch immer erregt bei dem Beſuch, den ſie ſo ſchroff abgelehnt hatte.

Er ſchien nichts davon zu merken. Mit liebenswürdiger Begeiſterung, in die ſich nur der Hauch einer leiſen Selbſtironie miſchte, berichtete er, daß die Tiſchler im Hauſe waren, daß das kleine niedliche Kinderzimmer unten auf dem Wagen ſtand, und daß man gleich mit der Aufſtellung der Möbel beginnen wollte.

Auf der Treppe tönte ſchon der Schritt der Arbeiter, zwei Lehrlinge brachten kleinere Stücke, zwei Geſellen trugen einen größeren Gegenſtand herein, und man beeilte ſich, die alten Käſten und Kaſten zu leeren, die abgeholt wurden und neuen Herrlichkeiten Platz machen ſollten.

Margots ſämtliche Schätze an Kleidern und Wäſche, an Lehrmitteln und an Spielzeug wurden in Tantes Zimmer auf Tiſch und Stühlen aufgeſtapelt, die alten Möbel verſchwanden, und mit jedem neuen Stück, das heraufgebracht wurde, wechſelte die Überraſchung.

Wehrmann traf die Anordnungen. Er hatte die Verteilung wohl überlegt, alles klappte, die Maße ſtimmten, und unter den Augen der beiden Weſen, die er durch ſein Kommen und ſeine Botſchaft ſo ſchnell froh geſtimmt hatte, fügten ſich die Teile zu entzückender Harmonie.

Blitzſauber und luſtig ſah das Zimmerchen aus und ſchien dazu angetan, ſeine kleine Bewohnerin zur wahren Prinzeſſin eines allerliebſten Schlößchens zu erheben.

Als der Baumeiſter Margot mit ernſtgeſpielter Feierlichkeit bei der Hand nahm und in ihr Königreich einführte, hätte niemand ahnen können, daß um das Haupt dieſes großen ſtarken Mannes, der mit ſo harmloſer Miene zu einem verſpielten Kinde werden konnte, noch immer ſchwere Wolken unentwirrbarer Sorgen lagerten.

Onkel und Nichte ſpielten miteinander, und Marie ſah ihnen lächelnd zu. Aus ſchwermütigen Erinnerungen an die Vergangenheit war ſie in eine frohe Gegenwart geriſſen worden. Jetzt ging Batt dahin, beherrſcht von Gedanken und Gefühlen, die ſie, trotzdem ſie ihr Mittelpunkt war, nicht ahnte.

Und an ſeine Stelle ſah ſie gegen ihren Willen einen andern Mann treten, einen Mann, deſſen Unbeſtändigkeit ſie ſchreckte, vor dem ſie eine unerklärliche Scheu und Angſt empfand, und der ſich ihr jetzt als ein glücklicher, gegen alle Sorgen gefeiter Menſch zeigte.

War er wirklich ſo frei und ſeiner ſelbſt ſo ſicher, daß er achtlos an einer Verſuchung vorbeigehen würde und nie in die Gefahr kommen könnte, gleich Batt zu ſtraucheln?

Sie wußte es nicht, ſie fühlte nur, daß die Wunde, die ihr jener vor Jahren geſchlagen hatte, noch nicht geheilt war und nimmer heilen konnte, und daß auch Batt ſie einſt durch denſelben ſelbſtſicheren frohen Sinn, durch dieſelbe leichtlebige, harmlos kindliche Fröhlichkeit gewonnen hatte, in der ihr jetzt auch Franz Wehrmann erſchien, während er vor ihren Augen mit der kleinen Margot ſpielte.

Warum war ihr, der die Männer ſonſt ſo wenig bedeuteten, gerade Batt gefährlich geworden? Warum begann ſich ein warmes Intereſſe in ihr für Franz Wehrmann zu regen? Hatten dieſe beiden Männer, die einzigen, für die ſie als Frau wärmer empfand, etwas Gemeinſames?

Ja, das mußten ſie wohl haben. Das ewig Wechſelvolle des Ausdrucks war es, das ſie an beide feſſelte, das Geheimnis, das aus den Augen ſprach, die bald wild und leidenſchaftlich aufflackern, bald in unſchuldsvoller Freude lächeln konnten, der Mund, der hart und grauſam war, und um den doch auch ein Zug weltvergeſſener Zerſtreutheit ſpielen konnte, der Schalk, der manchmal aus dem Antlitz blitzte, und die ſelbſtherrliche Schöpferkraft, die in beiden Männern ruhte. Beide waren ſie im tiefſten Innern ihres Weſens untreu. Man konnte ſie nicht erobern. Wer ſie beſitzen wollte, mußte ewig und immer von neuem um ſie kämpfen.

Friedrich trat ein und bat den Baumeiſter dringend ans Telephon. Der Syndikus der Terraingeſellſchaft „Südpark" wünſchte ihn zu ſprechen.

Marie ahnte nicht, welche Bedeutung dieſe Mitteilung für Wehrmann haben mußte, aber ſie ſah ſeine Bewegung, und ihre geiſtigen Kräfte ſpannten ſich inſtinktiv, um die Wirkung der Meldung auf ſeinem Geſicht zu leſen.

Er ſagte kaum ein paar aufklärende Entſchuldigungsworte und eilte davon.

Trotzdem es zwiſchen intimen Hausgenoſſen keiner geſellſchaftlichen Entſchuldigung bedurfte, fühlte ſie ſich durch ſein Benehmen doch gekränkt. So wenig be-

deutete ſie und das Kind für ihn, daß er ſie beide wie ein Spielzeug gedankenlos beiſeite ſchob, ſobald ihn ſein Beruf und ſeine Geſchäfte abriefen?

Sie ſtand ſo tief unter der Wirkung des kleinen Geſchehniſſes, daß ſie Mühe hatte, Margots lebhaften Fragen ſtandzuhalten. Sie empfand es als Zwang, daß ſie jetzt die kleinen Schubfächer des Schreibpults bewundern mußte, während ſie mit den Fragen, die ſie beſtürmten, lieber allein geblieben wäre.

Es dauerte nicht lange, bis der Baumeiſter wiederkam. Sie ſah, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er blickte ſie mit tiefem Ernſt an und achtete nicht auf Margot, die ſich in dankbarer Freude zu ihm drängte. „Ich kann jetzt nicht mehr", winkte er dem Kinde ab. „Ich zeige dir morgen noch alles andre."

Dann nahm er Marie bei der Hand und führte ſie mit der ruhigen Selbſtverſtändlichkeit, mit der man in Augenblicken innerer Erregung einen längſt liebgewordenen Menſchen mit Beſchlag belegt, in das Nebenzimmer.

Vor dem Fenſter blieben ſie ſtehen und ſahen einander an.

„Ich fahre jetzt in die Stadt", ſagte er. „Es iſt kein leichter Gang, Marie, er entſcheidet über mein Glück und Unglück. Mein Gewiſſen und mein Seelenfrieden ſtehen auf dem Spiele. Glauben Sie, daß ich heute abend als glücklicher Menſch wiederkommen werde?"

Marie hörte ihm erſtaunt zu. Aber ſie wunderte ſich nicht darüber, daß er ihr Geſtändniſſe machte, und

daß gerade ſie es war, an die er ſich wandte. Sie wunderte ſich nur über ſich ſelbſt, weil ſie die Macht ſeiner Perſönlichkeit über ſich fühlte und nicht die Kraft hatte, einen ſeeliſchen Zwiſchenraum und eine Schranke zwiſchen ſich und ihn zu ſtellen.

Er kam, er nahm ſie in Beſchlag, und ſie folgte ihm. Es gab keinen Widerſtand gegen ihn, man konnte ſich gegen ſeinen Einfluß nicht wehren; er entwaffnete ſie, weil er unbewußt handelte, weil er das, was er tat, ſo tat, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde.

Was wußte ſie von ſeinen Angelegenheiten, und was konnte ſie ihm antworten? Sie fühlte, daß ſie ihn mit keiner gleichgültigen allgemeinen Redensart abſpeiſen konnte, und wider ihren Willen verdichtete ſich das Gefühl, das ſie ihm gegenüber empfand, zu einer geklärten Überzeugung, der ſie Ausdruck verlieh.

„Sind Sie ſo romantiſch, daß Sie das Leben in ſo heftigen Gegenſätzen erblicken? Wenn Sie, wie Sie ſagen, vor einer wichtigen Entſcheidung ſtehen, dann werden Sie Ihr Ziel weder in ein paar Stunden erreichen, noch an einem einzigen Tage vernichtet ſehen. Ich hoffe für Sie, daß Sie vor neue Hinderniſſe und Aufgaben geſtellt ſein werden, und glaube, daß Sie ihnen gewachſen ſein werden."

Er ſah ſie eine Weile verblüfft an. Der goldene Mittelweg, den ſie ihm zeigte, lag ſeiner abergläubiſchen Natur nicht. Dennoch aber ſchmeichelte es ihm, daß ſie an ihn glaubte. Er hatte ein Ja oder ein Nein von ihr gefordert, und ſie warf ſich zu ſeiner Lehrmeiſterin auf und gab ihm ſtatt einer Entſcheidung die Hoffnung auf eine beſchwerliche Zukunft.

Er ſah ſie an und fühlte, daß ſie es gut und ehrlich mit ihm meinte; er hörte den Klang inniger Herzlichkeit in ihren Worten und fügte ſich ihrem Urteil, als ob er dadurch allein auch ſchon in die Geborgenheit ihres Schutzes gelangen könnte.

„Ich danke Ihnen", ſagte er warm, „vielleicht haben Sie recht, daß es das beſte iſt, wenn ich ein Philiſter werde."

Sie verſtand ihn nicht. Hatte ſie ihm dadurch, daß ſie an ſeine Zukunft glaubte, den Weg zum Philiſterium gewieſen? Hatte er ſie mißverſtanden?

Er küßte ihr ernſt und ohne ſeine gewohnte Galanterie die Hand und verſchwand im Türrahmen.

Sie hatte das Gefühl, daß er ſie überrumpelt hatte.

Batt wollte es dem Diener nicht glauben, daß ihn Fräulein Erlebach nicht zu empfangen wünſchte. Er fragte noch einmal, ein drittes Mal, und als es ihm endlich klar war, daß ſie ihn weder jetzt noch künftighin ſprechen wollte, verließ er in bitterer Hoffnungsloſigkeit ihr Haus.

Drei Tage lang lief er ruhelos umher. Jetzt, da ſelbſt die, durch die einſt alle beſſeren Inſtinkte in ihm geweckt worden waren, ihn verleugnet hatte, glaubte er nicht mehr daran, daß alles ſo werden konnte, wie es vor dem Gerichtstag war, und floh die Stadt und ſeine Bekannten.

Ohne rechtes Bewußtſein und ohne Klarheit, im ſprunghaften Wechſel ſeiner Phantaſien und Stimmungen wanderte er endloſe Wege durch die Vororte, legte rieſige Strecken zurück und ſah ſich dann eines Tags an einer Nachmittagsſtunde, als er wieder ſeiner letzten Barmittel beraubt war, auf dem Schloßplatz in Potsdam.

Alle Bitternis, die in ihm aufgeſpeichert war, hatte ſich in ermüdende Körperbewegung umgeſetzt. Er ſpürte einen nagenden Hunger, fror und beſaß keinen Gegenſtand mehr, den er verſetzen konnte, um ſich etwas zum Eſſen zu verſchaffen.

Es blieb ihm nichts andres übrig, als den Weg von Potsdam mit leerem Magen und erſchlafften Kräften zu Fuß zurückzulegen und ſich bei ſeiner Wirtin, der er noch keinen Groſchen Miete gezahlt hatte, zu einer Mahlzeit zu verhelfen.

Von Robers Geld war kein Pfennig mehr vorhanden.

Er fühlte ſich matt, elend und verraten, wußte ſich allein, hilflos und ohne Stütze, mußte hungern und frieren und war, ohne ſich zur Wehr ſetzen zu können, rettungslos den Zufällen des Schickſals preisgegeben.

Nicht einmal ſetzen konnte er ſich, denn die Bänke in den kleinen Anlagen waren feucht, ſeine Zähne klapperten, und er ſtand in Gefahr, ſich eine ſchwere Krankheit zu holen.

Sollte er umkehren? Es mochte jetzt gegen vier Uhr nachmittags ſein; wenn er in ſeinem jetzigen erbarmungsvollen Zuſtande den Marſch nach Berlin aufnahm, konnte er unmöglich vor vier Uhr morgens nach Hauſe kommen. Auch war es mehr als wahrſcheinlich, daß er dieſer Anſtrengung nicht gewachſen ſein und unterwegs zuſammenbrechen würde.

Mit einem hoffnungsloſen leeren Blick wandte er ſich um und ſchritt langſam weiter, ohne ſich über die Richtung ſeines Weges Rechenſchaft zu geben.

Er durchquerte den Platz, ſchleppte ſich langſam eine Straße entlang, hielt ſich dicht an den Häuſerreihen und blickte, von den ausgeſtellten Schätzen angezogen, in die Schaufenſter. Es lockte ihn einen Augenblick, in ein Wurſtwarengeſchäft einzutreten. Dann aber

wandte er ſich angeekelt ab. Nein, Fleiſch konnte er jetzt nicht vertragen. Eine Übelkeit befiel ihn bei der Vorſtellung von Fleiſchwaren. Auf der andern Seite der Straße war ein Bäckerladen. Dahin ſteuerte er. Er betrachtete das Schaufenſter ſo lange, bis die Verkäuferin im Laden, ein liebes junges blondes Gänschen, aufmerkſam wurde und ihm zulächelte.

Er bemerkte es und lächelte wieder. Eine Weile lang ſpielten ſie ſo miteinander durch die Fenſterſcheibe. Das Mädel glaubte natürlich einen Bewunderer in ihm gewonnen zu haben. Als er aber durchaus nicht den Mut zu finden ſchien, bei ihr einzutreten, machte ſie mit verſchämtem Geſichtsausdruck ſelbſt den Anfang und trat vor die Tür.

„Schön knuſperig ſind die Knüppel", ſprach er ſie an und hatte in dem gierigen Wunſche, etwas von den Schätzen, die das Mädchen bewachte, für ſich zu erlangen, jede Selbſtkontrolle und ſeinen ſonſtigen Humor verloren, ſo daß er ſich der Lächerlichkeit ſeiner Anſprache gar nicht bewußt wurde.

Sie fühlte ſich geſchmeichelt, trotzdem ſie die blonden Dinger gar nicht gebacken hatte. „Dann kaufen Sie doch welche", lachte ſie. „Haben Sie vielleicht kein Geld?"

Er war froh, daß die Unterredung durch ihren Scherz ſo ſchnell eine praktiſche Wendung genommen hatte. „Nein, denken Sie", lachte auch er, trotzdem ſeine Stimme ſchwach und gepreßt klang, „ich habe mein Geld zu Hauſe vergeſſen."

„Macht nichts", ermutigte ſie ihn, „ich lege es für

Sie aus. Es iſt nur, weil ich Fremden nichts pumpen darf. Kommen Sie herein."

Sie ging ihm voraus, und er folgte ihr zögernd. Er ſah jetzt mindeſtens ſo verſchämt aus wie ſie, als ſie vorhin vor die Ladentür getreten war. Eine brennende Scham erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er ſich auf dieſe Weiſe ein paar trockene Brötchen verſchaffen mußte. Sie bemerkte ſeine Verlegenheit und war mächtig ſtolz darauf, daß ſie großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Von ihrem Poſten hinter dem Ladentiſch ſchielte ſie nach dem Hinterraum, aus dem ſie eine Unterbrechung der angenehmen Bekanntſchaft befürchtete. Deshalb führte ſie das Geſpräch nur leiſe fort.

„Ich weiß ganz gut, daß Sie Geld haben. Sie wollen nur einen Ulk mit mir machen."

„Nein, ich habe wirklich kein Geld", verſicherte er ihr. „Ich will mir zu Hauſe welches holen und wiederkommen."

„Wo wohnen Sie denn?" fragte ſie.

Er kam in Verlegenheit, denn er kannte in Potsdam keine Straße oder beſann ſich in dieſem Augenblicke wenigſtens keiner.

„Hinter dem Schloß", ſagte er.

Die Straße und die Hausnummer ſchienen ſie glücklicherweiſe nicht zu intereſſieren. „Dann wohnen Sie ja ganz in der Nähe. Ich habe nämlich heute um neun Uhr Ausgang, aber —" — zögernd, werbend und zärtlich kam es heraus — „um zehn muß ich zu Hauſe ſein. Ich ſchlafe dort hinter dem Laden." Und beruhigend fügte ſie hinzu: „Aber der Eingang iſt auch von der Straße."

Es fiel ihm ein, daß er dem Mädchen ihr Geld mit der Poſt zurückſchicken konnte. „Wie heißen Sie denn?“ fragte er ſie.

„Elschen“, war die Antwort.

„Und der Vatername?“

„Elschen Kuhlmay.“

„Das iſt aber ein ſchöner Name!“

Sie ſtrich verlegen über ihre Schürze. „Nein, wie Sie gleich galant ſind!“

„Den Namen muß ich mir aufſchreiben“, fuhr er planmäßig fort.

„Nein, warum denn aber?“ erkundigte ſie ſich und tauchte glückſtrahlend in dem vermutlichen Flirt unter.

„Es könnte doch ſein, daß ich Ihnen einmal ſchreibe.“

„Au ja, das iſt fein! Aber lieber poste restante. Ich habe ſchon meine Chiffre: Wunderlieb 21.“

„Wieſo Wunderlieb 21?“ fragte er und wartete ungeduldig auf eine Redewendung, die ihn ſchneller in den Beſitz der erſehnten Brötchen bringen könnte.

„Mir hat einmal ein feiner Herr geſagt, daß ich wunderlieb bin“, vertraute ſie ihm geſchmeichelt an.

„Und 21?“

„Das iſt mein Alter. Ich hatte vorige Woche Geburtstag.“

Er verſäumte es, ihr nachträglich zu gratulieren, holte nur irgendeinen Fetzen Notenpapier aus der Taſche und ſchrieb die poetiſche Chiffreadreſſe auf. Jetzt, da er Gelegenheit hatte, ihr ſeine Schulden

zurückzuzahlen, gewann er seine Sicherheit wieder und ging geradeaus auf sein Ziel los. „Also hören Sie, mein Wunderlieb. Heute abend kann ich nicht. Aber morgen will ich Sie gern abholen, und dann wollen wir uns amüsieren. Dann kann ich Ihnen morgen auch gleich Ihr Geld wiedergeben. Ich muß jetzt leider weg. Wollen Sie mir sechs Brötchen einpacken?"

„Ich pumpe Ihnen gern auch einen Kuchen", bot sie ihm an.

„Nein, nur keine Süßigkeiten, die vertrage ich nicht."

Sie wickelte ihre Ware langsam in eine Tüte und hatte es mit seiner Verabschiedung offenbar nicht sehr eilig. Als sie ihm sein Paket reichte, drückte er ihr herzlich die Hand. „Also auf Wiedersehen, morgen, mein Wunderlieb", sagte er und winkte ihr zum Abschied zärtlich lächelnd zu.

Sie hielt ihn zurück. „Sie frieren ja", sagte sie mitleidig. „Wollen Sie sich nicht noch ein bißchen aufwärmen?"

„Nein, danke, ich habe es eilig", entschuldigte er sich und trat auf die Straße.

Eine Minute hielt er es noch aus. So lange, bis er eine Nebenstraße erreicht hatte. Dann riß er die Tüte hastig auseinander und schlang gierig alle sechs Brötchen hinunter.

Als sein Vorrat erschöpft war, fühlte er sich zwar durchaus noch nicht gesättigt, aber seine Schlaffheit und Müdigkeit hatten merklich abgenommen, und er begann an die Möglichkeit zu glauben, daß er doch noch zu

Fuß nach Berlin zurückkommen könnte. Eine Sekunde lang tat es ihm leid, daß er Wunderlieb nicht auch noch um Fahrgeld angepumpt hatte. Dann verwarf er aber den Gedanken. Es ſchien ihm, weiß Gott warum, beſonders erniedrigend zu ſein, von einer Verkäuferin in einem unbekannten Bäckerladen Geld zu leihen.

„Ich werde es ſchon ſchaffen", tröſtete er ſich bei dem Gedanken an ſeine Rückkehr in ſein Berliner Quartier, als ob alle Schwierigkeiten, die ihm in Zukunft noch drohten, mit der Überwindung dieſes einen gegenwärtigen Hinderniſſes beſeitigt werden könnten.

Vor einem Reſtaurant ſah er einen Menſchen in Chauffeurkleidung, deſſen Geſicht ihm bekannt vorkam. Der Mann ſtand auf dem Bürgerſteig und unterhielt ſich mit dem Portier, der an der Drehtür des Reſtaurants auf Poſten ſtand. Auch das Luxusautomobil vor dem Hauſe kam ihm bekannt vor; aber das bewies ja nichts. Es gab gewiß ungezählte Karoſſerien derſelben Form und Farbe.

In der Lage, in der er ſich befand, erblickte er unwillkürlich in jedem bekannten Geſicht die Möglichkeit einer Rettung.

Die Drehtür wurde von innen in Bewegung geſetzt, der Portier wandte ſich eifrig um und ſchob die Zwiſchenwand des viertgeteilten Kreiſes weiter. Ein Herr in elegantem Gehpelz kam zum Vorſchein. Der Chauffeur öffnete den Schlag des Wagens. Heinrich Batt fuhr unwillkürlich mit der Hand an ſeinen Hut.

Der Herr im Zylinder wandte ſich um. Eine Weile lang ſah er ihn erſtaunt an, dann fragte er leichthin,

wie zu einem Bekannten, deſſen man ſich nicht gerne erinnert. „Herr Batt, nicht wahr? Oder irre ich mich?"

Vor einer Viertelſtunde wäre Batt der Begegnung ſcheu ausgewichen. Jetzt aber verſtand er es, eine ſelbſtſichere, überlegene Miene aufzuſetzen. „Nein, Sie irren ſich nicht", antwortete er und lachte ſogar wie über eine wohlgelungene Überraſchung.

„Nanu, was treiben Sie? Seit wann wieder . . ." auf freiem Fuß? wollte er ſagen, aber er unterdrückte den Schluß ſeiner Frage.

„Ach ſo", lachte Batt leichtſinnig, „ſeit fünf Wochen."

„Sie nehmen es mit Humor, das muß man ſagen", lachte jetzt auch Herr Lilienthal, ein allmächtiger und gefürchteter Theateragent. „Wohnen Sie jetzt dauernd hier in Potsdam?"

„Nein, in Berlin. Ich bin zu Fuß hier herausgekommen, weil ich auf meinem Spaziergang in Gedanken immer weiterging. Und jetzt fehlt mir das Fahrgeld, um zurückzufahren."

Lilienthal ſchien vor Lachen berſten zu müſſen. „Sie gingen immer weiter, bis Sie glücklich nach Potsdam kamen", gurgelte er pruſtend heraus. „Das iſt famos, Menſch! Warum haben Sie bei Ihren Couplets nicht ſolche witzigen Einfälle?"

„Sagen Sie das nicht, Herr Lilienthal", lachte Batt und war mit ſeiner Luſtigkeit jetzt ſchon beinahe tatſächlich herzlich dabei. „Sie wiſſen nicht, was verborgen im Schoße der Manuſkriptkaſten ruht."

Lilienthal, der im erſten Augenblick der Begegnung einen Abſcheu gegen die Erneuerung der Bekanntſchaft empfand, ſchien jetzt an der Art, mit der ſich Batt über ſich ſelbſt luſtig machte, Gefallen zu finden. Jedenfalls würde die Fahrt nach Berlin ſchneller vergehen, wenn er Batt in ſein Coupé mitnahm. Man konnte ihn ſchließlich wieder abſetzen, wenn es einem nicht mehr paßte.

„Wollen Sie mit mir nach Berlin fahren?“ lud er Batt gönnerhaft ein.

„Ich war eben im Begriff, mich ſelbſt einzuladen“, nahm Batt frech an.

Lilienthal ſtieg bedächtig ein, und Batt folgte ihm. Eine Minute ſpäter hatten ſie Potsdam hinter ſich gelaſſen und flogen durch die kahle Landſchaft an beſchneiten Feldern vorbei über die Chauſſee nach Berlin.

Batt war dabei, Lilienthal die Zeit zu kürzen.

„Nein, allen Ernſtes“, erklärte er ihm, „denken Sie ſich einen Menſchen, der Muſik im Leibe hat und Tage und Wochen und Monate gezwungen iſt, in einer kleinen Kammer feſtzuſitzen. Man hat nur einen Wunſch: Luft, Bewegung, Marſch, Rhythmus, und man kann nicht, man ſteht ſteif da oder ſitzt auf dem Fußboden. Sogar das Bett klappen ſie einem bei Tage hoch. Nur Notenpapier haben ſie mir zum Troſt gelaſſen. Haben Sie eine Ahnung, was für Muſik ich da geſchrieben habe? Können Sie ſich vorſtellen, wie die ganze Kraft eines lahmgelegten Künſtlers in dieſen Akkorden liegen muß, die ich dort in der Zelle komponiert habe? Man möchte marſchieren, tanzen, lieben,

und das einzige, was einem bleibt, ist, den Marsch, den Tanz und die Liebe, die einem im Blute toben, in Musik zu setzen. Sie lachen, Herr Lilienthal, für so was ist Ihr Kopf zu arm, das können Sie nicht begreifen."

Lilienthal lachte noch immer, aber er begann sich für die Geschichte zu interessieren. Was ihm Batt, dieser Teufelskerl von einem Zigeuner, erzählte, war ihm plausibel. Schließlich hatte er keine Veranlassung, Batt die Defraudationsgeschichte und Gefängnisstrafe nachzutragen. Der Kerl hatte ja nicht ihn, sondern seinen Konkurrenten hineinlegen wollen, und das einzige, was man ihm nachtragen konnte, war, daß er sich hatte erwischen lassen.

Wie hätte Lilienthal auch ahnen können, daß ihm Batt eins vorlog, und daß er im Gefängnis keine Note geschrieben hatte! Er glaubte ihm und war fest entschlossen, ihm seine neue Operette für ein Butterbrot abzukaufen.

Als Batt in Berlin vor Lilienthals Hause das Automobil verließ, hatte er einen Tausendmarkschein als Vorschuß in der Tasche, nachdem er sich auf Handschlag verpflichtet hatte, das Manuskript in zwei Monaten fertig abzuliefern. Lilienthal traute ihm; seine Menschenkenntnis sagte ihm, daß der talentvolle Kerl, der sich jetzt wieder emporarbeiten wollte, seine Laufbahn nicht mit einer neuen Lumperei beginnen würde.

Batt rief den Kutscher einer vorbeifahrenden Droschke an und fuhr in ein mondänes Restaurant. Er aß ein erlesenes Diner, trank Sekt dazu und schrieb einen langen Brief an „Wunderlieb 21", die treue

Wächterin der knuſperigen Knüppel. Dann legte er einen Zwanzigmarkſchein in das Kuvert, gab dem Kellner ein reichliches Trinkgeld und fuhr nach Hauſe, um ſeine Operette zu ſchreiben.

Die Szene, die er draußen in Potsdam erlebt hatte, ſollte den erſten Akt beherrſchen und hatte ſich während des Mahles in ſeinem Kopfe zu einer allerliebſten Liebesepiſode ausgewachſen. Ein blutjunger Graf, ein verlorener Sohn, ſchloß um den Preis von knuſperigen Knüppeln Liebe mit einem Bäckermädchen. Beide waren weltverlorene Kinder und ſchwuren ſich Treue. Als verfolgte Unſchuld geſtanden ſie ſich weinend und lachend vergangenes Unglück und ſeliges Liebesglück. Und — der Teufel ſollte Heinrich Batt holen, wenn das Parkett und die Galerie bei dieſem rührſelig albernen Duett nicht Tränen der Rührung weinen würden!

Während Franz Wehrmann mit dem Syndikus der Terraingesellschaft verhandelte, war es ihm, als ob Marie unsichtbar hinter ihm stände und jedes Wort, das er selbst sprach oder das ihm der andre entgegenhielt, durch ihren weichen ernsten Blick beeinflußte.

Genau so, wie sie es vorausgesagt hatte, erfüllte es sich.

Man hatte ihn gerufen, um ihm noch einmal einen Vorschlag zu unterbreiten, durch dessen Annahme er seinen riesigen Terrainbesitz abstoßen und seine Verpflichtungen ehrenvoll, wenn auch mit Verlust, lösen konnte.

Marie hatte trotz ihrer Ahnungslosigkeit recht behalten.

Er hatte keinen Grund, zu jubeln. Man trieb ihn zwar nicht dem Konkurs entgegen, aber man nutzte seine finanzielle Schwäche weidlich aus und machte es ihm unmöglich, die Ketten, die ihn an seine Vergangenheit schmiedeten, so wie er es gehofft hatte, mit einem Schlage abzuwerfen.

Zu dem ersten Angebot, das er so stolz abgelehnt hatte, legte man jetzt eine halbe Million zu. Er sollte also zwei volle Millionen von seiner Forderung nachlassen.

Die Reue über ſeine frühere ſtolze Voreiligkeit, mit der er die erſten Verhandlungen abgebrochen hatte, lag ihm noch in den Gliedern. Er war ſich zu ſehr bewußt, daß er hier der letzten Chance zu einer ſchnellen Abwicklung des unglückſeligen Geſchäfts gegenüberſtand, und büßte ſeine Sicherheit ein. Nur die Tatſache, daß die Geſellſchaft ſelbſtändig noch einmal an ihn herangetreten war, gab ihm ſo viel innern Halt, daß er eine weitere Steigerung des Angebots erzielen konnte.

Er wußte ſehr wohl, was er tat, als er ſein ganzes eignes Vermögen und noch eine viertel Million von dem Gelde, das ihm anvertraut war, preisgab, aber er wollte die ungeheuren Kapitalien, die in ſeinem Unternehmen ſteckten, um jeden Preis flott machen. Als aber ſeine Forderung allzuſchnell angenommen wurde und er nicht mehr zurück konnte, erſchrak er über ſeine Tat.

Er hatte jetzt freilich die Möglichkeit, das Geld, das Marie gehörte, in Sicherheit zu bringen, war jetzt allerdings von der ewigen Angſt befreit, daß ſie eines Tags von dem Recht der Kündigung Gebrauch machen könnte und er dann mit leeren Händen vor ihr ſtände. Aber um welchen Preis hatte er dieſe Freiheit erkauft!

Von einer Million, die ihm im Teſtament ſeines Bruders anvertraut wurde, hatte er in dieſer Minute ein Viertel verloren und ſein eignes Vermögen preisgegeben.

Mit dem Gelde ſeines Mündels mußte er arbeiten, um ſeine eignen Ausgaben zu beſtreiten und das ver-

lorene bis zum Tage von Margots Volljährigkeit wieder einzubringen!

Was immer er auch tat, Marie, die nichts von ſeinen geſchäftlichen Unternehmungen wußte, behielt recht. Kein Friede und keine Ruhe erwarteten ihn, und die Hoffnung, ſich künſtleriſchen Plänen und der Veredlung ſeines Talents widmen zu können, war eitel. Nicht als Künſtler, als Spekulant mußte er weiter arbeiten, ſolange die Lücke noch klaffte, die die Unternehmung am Südpark in ſeine geſchäftliche Laufbahn geriſſen hatte.

Im Nebenzimmer diktierte der Rechtsanwalt den vorläufigen Kontrakt, der jetzt unterſchrieben werden ſollte, um ſpäter durch die Hauptdokumente und die Eintragungen in das Grundbuch erſetzt zu werden.

Franz Wehrmann ſaß allein in dem Raum, in dem er eben noch die Zuſtimmung zu ſeinem neuen Dulderkampf erteilt hatte, und wartete auf die Fertigſtellung der Schriftſtücke. Der Glanz friſcher, kraftvoller Männlichkeit, der ſeiner Erſcheinung ſonſt das ſieghafte Gepräge gab, war von ihm gewichen. Als gebrochener, müder Mann wartete er darauf, bis er ſich durch ſeine Unterſchrift ſelbſt in eine neue, aufreizende Hetzjagd hineinpeitſchen würde.

Als er ſich an der Tür vom Syndikus verabſchiedet hatte und über die pompöſe Marmortreppe aus der erſten Etage hinunterſtieg, empfand er ein ſtarkes Unbehagen zugleich mit einer peinvollen innern Leere. So mag einem Schuljungen zumute ſein, der mit einer ſchlechten Zenſur in der Taſche das Schulgebäude verläßt.

Franz Wehrmann hatte Angſt vor ſeinem Heim und vor den Menſchen, denen er darin begegnen mußte.

Vor dem Haustor blieb er ſtehen und betrachtete mißmutig ſein Automobil. Es kam ihm ungelegen; er hatte es durchaus nicht eilig, nach Hauſe zu kommen. Da er aber den Chauffeur nicht wegſchicken wollte und es noch wenige Minuten vor Bureauſchluß war, befahl er ihm, nach dem Blücherplatz zu ſeinem Bureau zu fahren.

Sie kamen noch rechtzeitig an.

Die jungen Mädchen waren damit beſchäftigt, ihre Schreibmaſchinen zuzuklappen und die Geſchäftsbriefe zu markieren. Wehrmann erwiderte ihren Gruß nur ganz flüchtig und zerſtreut, ließ ſich vom Bureaudiener ſeinen Pelz und Hut abnehmen und zog ſich mit ſeinem Prokuriſten in ſein Privatzimmer zurück.

Herr von Harlem, ſein Bevollmächtigter, war ein eleganter blonder Menſch mit tadelloſem Scheitel und ſtand etwa im gleichen Alter wie der Baumeiſter. Er hatte mit ihm zugleich in Profeſſor Altenbergs Dienſten geſtanden und war von Wehrmann engagiert worden, als die Erben das Bureau des Profeſſors auflöſten. Harlem bewunderte bedingungslos alles, was ſein junger Chef tat, und nahm ſogar äußerlich manche ſeiner Allüren an.

„Ich habe eine intereſſante Neuigkeit für Sie", begann der Baumeiſter, während er ſich ſetzte. „Heute nachmittag habe ich meinen Terrainbeſitz am Südpark verkauft."

Wehrmann fühlte, wie die Augen ſeines Prokuriſten aufblitzten, und wich dem bewundernden

Staunen ſeines Angeſtellten dadurch aus, daß er feſt auf einen Punkt der Tiſchfläche ſtarrte. Er wußte ſehr wohl, daß von Harlem wieder einmal Veranlaſſung zu haben glaubte, auf die Großzügigkeit und die Erfolge ſeines Chefs ſtolz zu ſein.

„Die Aktiengeſellſchaft Südpark iſt jetzt Eigentümerin", ergänzte Wehrmann ſeinen Bericht nach einer kleinen Pauſe, während der er ſcheinbar ſorglos mit einem Bleiſtift ſpielte.

„Donnerwetter!" Ganz wider ſeinen Willen entfuhr es den Lippen des hübſchen wohlgepflegten blonden Menſchen. „Gratuliere, Herr Baumeiſter. Ich habe es immer gewußt, daß die Geſellſchaft klein beigeben wird."

Ungeduldig ſchwächte Wehrmann die Wirkung ſeiner Mitteilung ab. „Klein beigeben wäre zuviel geſagt. Ich habe an der Geſchichte Geld verloren. Beſſer ſo, als jahrelang durchhalten zu müſſen. Eine ſchnelle Bebauung hätten wir doch nicht durchgeſetzt, und ich habe in letzter Zeit ohnehin ſchon Privatgeld aufnehmen müſſen, um mit den Hypothekenzinſen pünktlich zu bleiben."

Harlems friſches, liebenswürdiges Geſicht wurde niedergeſchlagen und traurig. Es war ihm ein harter Stoß, daß das Rieſenprojekt, an dem er, wenn auch nicht als direkt Beteiligter, ſo doch als Bevollmächtigter hatte mitarbeiten dürfen, nun plötzlich ins Waſſer gefallen ſein ſollte.

„Zwiſchen einem kleinen Gewinn und einem kleinen Verluſt liegt bei einem ſolchen Projekt leicht eine ganze Million", ſagte er leiſe verſchüchtert und wußte nicht

recht, wie weit er ſich mit ſeiner Anſicht hervorwagen durfte.

„Geſchehen iſt geſchehen", winkte der Chef ab. „Sie können ſich ſelbſt ſagen, daß ich ernſte Gründe haben mußte, wenn ich mich dazu entſchloſſen habe."

Eine peinliche Pauſe folgte. Man hörte in der Stille des Raumes, wie ſich draußen die Angeſtellten zum Heimgang rüſteten.

Wehrmann ſaß da und entwarf mit verbiſſenem Geſichtsausdruck ſinnloſe Skizzen auf einem Blatt Papier. Er merkte, daß die Bewunderung des Ariſtokraten, der ſonſt auf jedes ſeiner Worte ſchwor und deſſen kritikloſe Verehrung ihm ſchon faſt zur Gewohnheit geworden war, ſich heute zu einer tiefen Enttäuſchung wandelte. Seine gedrückte und zerriſſene Stimmung wurde dadurch nicht gerade gehoben. Gewohnt, alles Unangenehme von ſich abzuſchütteln, gab er ſich auch heute einen Ruck, um das Geſpräch zu Ende zu führen.

Zerfahren, kurz und mit unduldſamer Nervoſität, traf er ſeine weiteren Anordnungen, ſetzte ſeinem Prokuriſten ſeine künftigen Pläne auseinander, teilte ihm mit, daß der Betrag der letzten Zinſenzahlung, den er „aus privaten Mitteln" geleiſtet hatte, wieder auf Privatkonto zurückgebucht werden ſollte, erkundigte ſich nach dem Stande einiger unwichtiger Angelegenheiten und verließ mit faſt unfreundlichem Gruß ſeine Geſchäftsräume.

Er hatte ſich heute ſehr wenig in der Gewalt. Wenn Harlem noch die geringſten Zweifel hatte, ſo mußte ihn das Benehmen ſeines Chefs davon über-

zeugen, daß er ein unſäglich ſchlechtes Geſchäft gemacht hatte, und daß er durch dringende Notlage dazu gezwungen war.

Aber was kümmerten ihn Harlems Gedanken! Der Mann war dazu da, das Bureau zu überwachen, Ordnung zu halten und ihm die Laſt unwichtiger Unterſchriften abzunehmen. Wenn er ſeine Pflicht tat, ſo ſollte er ſich gern ſo viel Gedanken machen, wie er wollte.

Ich habe getan, was ich tun mußte, ſchlug Wehrmann ſeine Bedenken nieder. Das Wichtigſte iſt, daß jetzt Fräulein Erlebachs Geld gerettet iſt.

Zum erſtenmal, ſeitdem er ſie kannte, nannte er ſie in Gedanken „Fräulein Erlebach."

In ſeinem Unterbewußtſein war es nur Marie, die er für ſein ungeheuerliches geſchäftliches Pech verantwortlich machte.

Marie lehnte die Hilfe des Dieners ab. Sie nahm es als eine willkommene Ablenkung, gemeinsam mit Margot den kindlichen Besitz der Kleinen in all die niedlichen Schubfächer und Kasten einzuräumen, und freute sich, daß sie ihre frühere Unfreundlichkeit gegen das Kind dabei wieder gutmachen konnte.

Auch gab es eine nette Gelegenheit, Margots deutschen Anschauungsunterricht zu wiederholen, ohne daß es wie Unterricht aussah. So blieb das Gelernte im Gedächtnis um so besser haften. Bei jedem Gegenstand fragte Marie nach seinem richtigen deutschen Namen und verbesserte die Pidginbezeichnung, die man der Kleinen, belustigt, in der ersten Zeit gern durchließ, immer wieder mit liebevoller Geduld.

„Bitte, Tante Marie, help me, ich kann nicht so viel topside," bat Margot.

„Es heißt nicht topside und nicht so viel. ‚Ich kann nicht so hoch hinaufreichen', mußt du sagen", belehrte sie Marie und half ihr, ihre Pelzmütze auf das obere Brett des Kleiderschranks legen. „‚Hilf mir', mußt du sagen, nicht help me."

Margot fühlte sich heute durch die Ermahnungen keineswegs beschämt. Sie wurde merkwürdigerweise gar nicht rot, sondern wiederholte gelehrig, was man

ihr vorſagte. Vielleicht war ihre Dankbarkeit für die vielen ſchönen neuen Sachen, die man ihr geſchenkt hatte, ſtärker als ihre Empfindſamkeit.

Sie war mit warmem Eifer und ſtrahlenden Augen bei der Arbeit und ruhte nicht, bevor nicht alles in den Schränken geborgen war. Zur Rechenſtunde war es ohnehin zu ſpät geworden, das Dunkel hatte ſich längſt über der Arbeit geſenkt, und als man ſich gewaſchen und ein wenig geruht hatte, war es Zeit, Abendbrot zu eſſen.

Margot bat, noch nicht zu Bett gehen zu müſſen; ſie wollte die Heimkehr des Onkels abwarten, und Tante, die gewöhnlich ſtreng darauf hielt, daß die regelmäßige Tageseinteilung nicht geſtört wurde, zögerte diesmal mit der Antwort. Trotzdem ſie heute von der Lebhaftigkeit des Kindes ſchon ein wenig ermüdet war, empfand ſie doch das Bedürfnis, mit der Kleinen noch eine kurze Weile zuſammen zu bleiben, um ſich nicht in Erinnerungen zu verlieren.

Ganz unvermittelt fragte ſie: „Warſt du ſchon einmal in dem Muſikzimmer, Margot, wo der große Flügel ſteht?“

Margot wußte nicht, was ein Flügel war, weil ſie in Futſchau und an Bord nur ein Pianino hatten.

„Ich will es dir zeigen“, entſchied Marie und führte das Kind über den Vorraum des erſten Stockwerks in ein Zimmer, das beinahe einem Saale glich.

Sie ließ Margot neben ſich auf der Bank vor das Inſtrument ſitzen, klappte es auf und fuhr verträumt über die Taſten. Seit Monaten hatte ſie weder Muſik

gehört noch ſelbſt die Taſten berührt. Nun ſchlug ſie ein paar Akkorde an und ſpielte aus der Erinnerung ohne Notenblatt weiter.

Margot ſaß ſtumm neben ihr und folgte bewundernd der Bewegung ihrer Finger.

Es waren nur Anklänge an eine Symphonie von Schumann, die aus dem geſchloſſenen Flügel in den großen leeren Raum drangen, und die ſie ohne rechtes Geſchick aus dem Inſtrument hervorholte. Es gefiel ihr ſelbſt nicht. Verdroſſen ſchüttelte ſie den Kopf und lächelte dann, als ob ſie ſich über ihre eigne Unfähigkeit luſtig machen wollte.

„Komm, Kind, du mußt jetzt zu Bett", erklärte ſie beſtimmt und führte Margot hinaus.

Als das Kind in ſeinem Bette lag, blickte es ſie beim Gutenachtkuß bittend an. Marie kam ihrem Wunſche gutmütig entgegen. Sie verſprach Margot, die Tür offen zu laſſen und weiterzuſpielen. Dasſelbe ſchmerzliche Lächeln lag dabei noch um ihren Mund.

Aber ſie ging nicht geradeaus in den Muſikſalon zurück, ſondern blieb eine Weile nebenan in ihrem eignen Zimmer. Margot glaubte zu hören, daß ſie irgend etwas in ihrem Schrank ſuchte. Das Kind lag reglos voller Erwartung in feierlicher Andacht zum erſtenmal in ſeinem neuen Bettchen, ſchloß im Dunkeln die Augen und merkte es kaum, als Muſik in ihren Halbſchlaf zu dringen begann und ihre Träume färbte.

Marie aber ſaß allein im großen Muſikſaal und ſpielte Blatt für Blatt eines Notenmanuſkripts, das ſie mit zitternden Händen zu unterſt einer der Kaſten hervorgeholt hatte.

Es war kein großes geſchloſſenes Werk, das unter ihren Händen neu zu erſtehen begann. Fragmente waren es, Kinder ſeliger, ſchöpferiſcher Augenblicke. Ein Anklang da, ein Lied dort, ein lebenstolles Scherzo dazwiſchen, Melodien, die gleich warmblütigen Vögeln aus dem Dickicht am Ufer eines breiten Stromes, der im ruhigen Fluß ſeiner Waſſermaſſen das Bild großzügiger, geklärter Weltſtimmung ſpiegelte, emporſprangen, hochflatterten. Feierliche Weihe und luſtiger Übermut ſprachen aus dieſer Muſik, aufflackernder Freudentaumel und wehmütige Erinnerung, funkenſprühendes Feuerwerk, Launen eines unberechenbar leidenſchaftlichen Temperaments: Zigeunerblut.

Dem Manne, der ihr einſt dieſe Blätter ſchenkte, hatte ſie heute die Tür gewieſen. Von ſeiner Gabe aber mochte ſie ſich nicht trennen.

Sie hatte einſt für ſein Künſtlertum gelebt, hatte wie zu einem Gott zu ihm emporgeblickt. Und dann war er ihr zu einem Zerrbild geworden, als man ihm vor Gericht ſchmutzige Geldſachen und wiederholte Unterſchlagung bewies, als ſie erkennen mußte, daß auch er zu der Sorte von Menſchen gehörte, die krank waren von der Gier nach Geld, in deren Seele ewig wache Verbrechertriebe lebten, und die nur Unheil ſchaffen konnten, wohin ſie auch kamen.

Genau ſo war auch ihr Vater. Um ſeinetwillen war ſie es dem Andenken ihrer Mutter, die an Vaters Seite ein Dulderleben geführt hatte, ſchuldig, ſich wortlos von dem abzuwenden, der ihrem Vater glich.

Was länger als ein Jahr in ihr begraben war, das wurde an dieſem Abend in ihr lebendig.

Auf verlaſſener nächtlicher Landſtraße ſchritt der Mann, deſſen Bild durch ſein Werk in ihrer Seele geweckt ward, in tiefer Erbitterung vorwärts, raſte den Unmut über die Kränkung, die ſie ihm hatte widerfahren laſſen, bis zur Ermattung ſeines Körpers in ſchweren Märſchen aus und ahnte nicht, daß ſeine Melodien juſt in dieſer Stunde für ihn den Kampf gegen ihr Gerechtigkeitsgefühl beſtehen ſollten.

Eine Frau ſaß am Flügel und lockte mit ihren Händen die Töne aus den Taſten, die ihr Herz in der Erinnerung an alte Leiden neu erbluten ließen.

Tränen umſchleierten ihre Augen und hüllten die Schriftzeichen auf den Notenblättern in feuchte Nebel. Aber ſo kraftvoll wirkte die Erinnerung in ihr, daß ſie auch ſo die Melodien fand, die ſie ſeit dreizehn Monaten nicht mehr vernommen hatte.

Sie merkte nicht, daß eine Geſtalt leiſe von der offenen Tür her näher ſchlich.

Erſt als ſie geendet hatte, ſchrak ſie beim Ton einer Stimme auf.

Sie blickte in Franz Wehrmanns Augen und hörte, daß er ſie nach dem Namen des Komponiſten fragte.

Verwirrt packte ſie die Blätter zuſammen. „Es iſt ein Manuſkript", ſagte ſie, „ich habe es früher einmal geſchenkt bekommen."

Er tat, als merkte er ihre Erregung nicht. „Wollen Sie nicht weiterſpielen?" fragte er.

„Nein", wehrte ſie und wendete ihr Geſicht ab. „Es iſt auch zu ſpät geworden."

„Ich glaube, wir haben beide heute keinen guten Tag gehabt", ſagte er ernſt. „Vielleicht werden wir froher, wenn wir noch ein wenig zuſammenbleiben."

Sie blickte ihn an und lächelte, trotzdem in ihren Augen noch eine Spur der Tränen haftete, die ſie eben geweint hatte. „Wir wollen es verſuchen", ſagte ſie herzlich, beinahe ſo, als wären ſie Kameraden, die ſchon häufig in ſchlimmen Tagen zuſammengehalten hatten. „Wollen Sie mich unten erwarten?" fügte ſie noch leiſe fragend hinzu. „Wir könnten hier oben Margot aus dem Schlafe wecken."

Er nickte nur und folgte ihr. Sie trug die Noten in ihr Zimmer, während er vor ihr die Treppe hinunterſtieg.

In ſeinem Arbeitszimmer erwartete er ſie. Er ſchaltete die Lampe auf dem Rauchtiſch ein, ſo daß der Raum im Dämmerlicht lag, rückte zwei Fauteuils heran, zündete ſich eine Zigarette an und begann, den Rauch tief in ſeine Lungen atmend, auf und ab zu gehen.

Mit einem halb feindſeligen Empfinden war er aus der Stadt zu ihr zurückgekehrt, und mit warmem Gefühl erwartete er ſie jetzt, da er ſie weinen geſehen hatte.

Sie ließ nicht lange auf ſich warten. Mit gelaſſener Ruhe trat ſie ein und ſchämte ſich deſſen nicht, daß ſie in ihrer Einſamkeit geweint hatte. Es fiel ihm auf, daß ſie auch nicht jenen leiſen Hauch von Verſchämtheit zeigte, mit der jede andre Frau bei einer ähnlichen Überrumpelung kokettiert hätte.

Frei und natürlich nahm ſie freundlich neben ihm Platz. Die Lampe warf einen Schlagſchatten quer über ihre Stirn, ſo daß ihr Geſicht dadurch einen beſonders ernſten Zug bekam.

„Haben Sie in der Erinnerung an Ihre Schweſter geweint?“ fragte er weich.

„Nein“, ſagte ſie, „es war weder um Eva noch um Max. Ich habe mich in meine eigne Vergangenheit verloren. Es war ein glücklicher Zufall, daß Sie mich überraſcht haben; man weiß nie, wohin einen die Gedanken führen.“

„Ein glücklicher Zufall?“ nahm er ihre Worte auf. „Ich glaube nicht an Zufälle.“

„Sind Sie abergläubiſch?“ wollte ſie auf ſeinen vermeintlichen Scherz eingehen.

„Ja“, ſagte er beſtimmt. „Ja, ich bin Fataliſt. Als ich Sie heute nachmittag, bevor ich in die Stadt fuhr, fragte, was geſchehen würde, da erwartete ich eine Entſcheidung von Ihnen.“

„Sie ſahen ſehr ernſt drein, als Sie mich fragten“, beſtätigte ſie ihm und beugte ſich vor, ſo daß der Schlagſchatten von der Stirn nach oben, in die Krone ihres vollen Haares huſchte.

„Es war eine ſchwere Entſcheidung, der ich heute entgegenging“, ſagte er. „Glauben Sie, daß es mich zufällig dazu trieb, gerade Sie und nur Sie zu fragen? Nein, es war kein Zufall, denn ſehen Sie, das iſt das Merkwürdige: Sie haben Wort für Wort recht behalten. Ich dachte, es ginge um Leben und Tod, und es ging nur um neue Sorgen.“

„Das geſchieht immer, wenn wir große Entſcheidungen erwarten", hielt ſie ihm entgegen und ſagte es ſo warm, als ob ſie Wahrheiten verkündete, die ſie ſelbſt erlebt hatte. „Das Schickſal läßt ſich nicht ſo leicht auf ein Spiel ein, bei dem man um Tod und Leben würfelt."

Er lächelte. „Sie ſprechen ſo, als ob Sie trotz Ihrer jungen Jahre ſchon ganze Schickſale erlebt hätten", ſagte er und faßte nach ihrer Hand. „Marie, wir leben jetzt als Freunde zuſammen, als Menſchen, die durch eine gemeinſame Aufgabe verbunden ſind. Ich weiß nichts von Ihnen. Ich kenne Ihre Vergangenheit nicht, ich weiß nicht einmal etwas über Ihre Eltern. Sie wundern ſich gewiß, daß ich nichts von Ihnen weiß, trotzdem wir doch Verwandte ſind. Aber ſolange Max lebte, wußte ich nichts andres, als daß ſeine Frau früher Krankenſchweſter war und ihn draußen im Oſten in einem deutſchen Spital pflegte. Ich wußte nicht einmal, daß meine Schwägerin eine Schweſter hatte. Erſt am Begräbnistage meines Bruders erfuhr ich, daß Sie Waiſe ſind."

Er hatte zögernd geſprochen, weil er ſich Mühe gab, ſeine Worte vorſichtig zu ſetzen, um ihr nicht unbedacht Schmerz zu bereiten. Er ſpielte mit einem Zigarrenabſchneider, der vor ihm auf dem Tiſche lag, wie er immer mit etwas zu ſpielen pflegte, wenn er ein peinliches Geſpräch verfolgte. Jetzt erſt, als ſie ſchwieg, blickte er wieder auf und fragte, ob ſie ihm nicht von ihrem Elternhaus erzählen wollte.

Sie hatte ſich in das Fauteuil zurückgelehnt, ſo daß ihr Geſicht im Schatten lag, und ſtützte ihre beiden

Hände an die beiden Seſſellehnen, als ob ſie ſich erheben wollte. „Nein", ſagte ſie, „das wäre keine freudige Erzählung, ich habe keine glückliche Kindheit verlebt."

Es tat ihm leid, daß er in ſeiner Unwiſſenheit ungeſchickt gefragt hatte, und fand keine rechte Antwort.

Sie merkte ſeine Verlegenheit. Sie ſah irgendwohin in das Halbdunkel des Zimmers und tauchte in Erinnerungen unter. Trotzdem ſie ſich eben erſt geweigert hatte, begann ſie nach einer ſtummen Weile leiſe zu erzählen.

„Vater und Mutter lebten nicht glücklich miteinander. Mutter war eine ſtille Frau. Wenn ſie uns Kinder zu ſich rief und uns das Haar ſtreichelte oder uns in ihrer Nähe feſthielt, da ließen wir gern alle Schulfreundinnen und alle Spiele, nur um die Liebkoſung ihrer warmen weichen Hand zu fühlen. Auch in den langen Jahren, in denen ſie krank war, noch bis zu ihrem Tode, war ihre Hand ſo warm und ſchmiegſam und tat ſo wohl . . . Und ihre Augen waren voll von Frieden, von himmliſch verzeihender Liebe, ſelbſt Vater gegenüber, wenn er hart und heftig war, und wenn das ganze Haus ſeine ſchlechten Börſengeſchäfte ſpüren mußte . . . Sie wiſſen ja, wie es dann gekommen iſt."

Reſigniert klangen ihre Worte aus und doch ſo beſtimmt in ihren Vorausſetzungen, als wäre es ganz unmöglich, daß er nicht Beſcheid wiſſen ſollte.

„Nein, ich weiß nicht", unterbrach er ſie.

Langſam kehrte ihr Blick aus der Ferne, in die er ſich verloren hatte, zu ihm zurück. Erſtaunt, ungläubig faſt ſah ſie ihn an. „Sie wiſſen nicht, wer mein Vater war?" fragte ſie.

„Ich ſollte es vielleicht nicht geſtehen", ſagte er, „aber ich weiß es wirklich nicht. Max und ich, wir lebten ganz außer Zuſammenhang."

Sie lächelte ſchmerzlich. Er glaubte zu ſehen, wie ſie ein paarmal ganz leiſe und kaum merklich mit dem Kopfe nickte, als wollte ſie ſich ſelbſt die Richtigkeit eines Gedankens beſtätigen. „Wenn man das Bewußtſein einer Schuld hat, ſo glaubt man, daß es niemanden gibt, der nicht darum weiß. Mein Vater war der Bankier Fritz Erlebach. Jetzt ſind es ſchon faſt zehn Jahre her, ſeitdem die Prozeßberichte in allen Zeitungen ſtanden. Aber man hat den Namen noch nicht vergeſſen. Zu viele Menſchen, die damals um ihr Geld gekommen ſind, haben unſerm Namen geflucht."

Er entſann ſich ganz dunkel. Der Name kam ihm bekannt vor und brachte ihm eine vulgäre Melodie in Erinnerung. Ja, ganz recht, jetzt fand er auch den Zuſammenhang. Es war in der Zeit, als er ſich ſein Diplom holte, damals ſang man einen Gaſſenhauer über den Bankier Fritz Erlebach auf allen Straßen. Alſo dieſer Fritz Erlebach war ihr Vater.

Merkwürdig, er fühlte ganz deutlich, daß ihm die überraſchende Nachricht nicht unangenehm war. Eine Weile lang ſchwiegen ſie beide, bis Marie weiterſprach.

„In jenen ſchrecklichen Tagen habe ich das Leben kennen gelernt. Seitdem weiß ich, daß ein jeder von

uns, und mag er noch ſo rein und ſelbſtſicher und wehrhaft daſtehen, ſeine wunde Stelle hat und wehrlos wird, wenn man dieſe Stelle berührt. Sehen Sie mich an, ich könnte ſelbſt einen Mörder begreifen und entſchuldigen, wenn er ſein Verbrechen in Aufwallung eines gerechten Zorns beginge. Nur eins könnte ich nie verzeihen, weil es mir als ein Verrat an allen beſſeren menſchlichen Gefühlen vorkommt, weil ich einfach nicht darüber hinwegkommen kann: Diebſtahl, eine Veruntreuung aus Gier nach Geld. Es iſt das Häßlichſte und Erbärmlichſte, das ein Menſch tun kann. Nie werde ich die Scham überwinden, daß mein Vater ein ſolcher Menſch war."

Sie rang um ihre Faſſung, erhob ſich, trat in das Halbdunkel des Zimmers zurück und weinte.

Es trieb ihn zu ihr, um ſie zu tröſten. Aber er konnte ſich nicht rühren und blieb bewegungslos in ſeinem Stuhle ſitzen. Nicht ihrem Vater, ihm ſelbſt hatte ſie das Urteil geſprochen.

Auch er hatte fremdes Geld angetaſtet, ohne innern Zwang, nur in der Gier nach Geld, nur um die Mittel in die Hand zu bekommen, Millionen zu erraffen. Sie kam mit Tränen in den Augen zu ihm zurück, ihr Körper bebte, und ohne daß er ſie daran hindern konnte, ſtürzten die Worte aus ihrem Munde. Er hatte die einzige Saite berührt, auf die die ſtille Frau mit Eruptionen eines empörten Gefühls reagierte.

„Sie glauben, daß ich mich in dieſen Gedanken feſtgebiſſen habe? O nein! Jahre gingen darüber hinweg, ich war noch ein ganz junges Mädchen, als ich meine Mutter verlor und als Vater in das Ge-

fängnis mußte, und die Zeit brachte es fertig, ſelbſt dies Ungeheure allmählich verſchwinden zu laſſen. Sie haben bis jetzt nur die eine große Erfahrung meines Lebens gehört . . . Als Mutter ſtarb, blieben wir mittellos zurück und mußten ſelbſt für uns ſorgen. Eva wurde Krankenſchweſter und ſorgte Jahre hindurch für mich, bis ich mich ſelbſt ernähren konnte. Dann ging ſie weit weg. Auf die Philippinen erſt und dann nach Auſtralien. Als ſie ſich verheiratete, lud ſie mich ein, zu ihr zu kommen."

„Sie ſind nicht zu ihr gegangen?" fragte er.

„Nein, ich blieb. Es gab etwas, was mich in Deutſchland zurückhielt. Doch darüber will ich nicht ſprechen. Ich blieb . . . Aber es war nicht zu meinem Glück. Ich habe noch einmal dasſelbe Furchtbare erlebt . . . Mit einem andern Menſchen, der mir viel näher ſtand als mein Vater. Seitdem habe ich es aufgegeben, ein eignes Glück erleben zu wollen."

„Die Zeit wird auch d a r a n vorübergehen", ſagte er. „Sie werden vergeſſen."

Sie winkte ihm mit einem entſagungsvollen Lächeln ab. „Das vergißt ſich nicht ſo leicht. Ich bin nicht mehr unbefangen genug, um glücklich werden zu können. Mein Schickſal hat mir eine fixe Idee eingeprägt. Wenn ich den Menſchen in die Augen ſehe, dann geſchieht es immer mit dem einen Gedanken: Iſt er einer von jenen Menſchen, oder iſt er ſeiner ſelbſt ſicher? Sie lachen. Sehen Sie, ſolch eine verknöcherte alte Jungfer bin ich geworden."

„Ich habe nicht gelacht", ſagte er ernſt. „Ich bin der letzte, der das Recht hätte, darüber zu lachen."

„Sie ſollen mich nicht bemitleiden", wehrte ſie ihm ab. „Man ſoll einer Frau, die mit einem immer wachen Verdacht unter den Menſchen lebt, ausweichen. Nein, laſſen Sie mich zu Ende ſprechen, es iſt gut, daß ich Ihnen auch das ſage: ſogar Sie habe ich verdächtigt, an demſelben Tage verdächtigt, an dem Sie vom Begräbnis Ihres Bruders heimgekommen ſind."

Sein Atem ſtand ſtill. War dieſe Frau vielleicht hellſeheriſch, daß ſie ihn trotz ihrer Ahnungsloſigkeit erkannt hatte? Er wollte aufſpringen, er wollte antworten, aber auch jetzt waren ſeine Glieder gelähmt. Seine Stimme klang heiſer, als er ihre Worte aufnahm: „Mich haben Sie verdächtigt?"

Sie nahm es als Frage. „Ich ſagte es Ihnen nur, damit Klarheit zwiſchen uns kommt. Ja, das habe ich getan, ſo ſehr litt ich unter meiner Vergangenheit. Verzeihen Sie mir, bitte, wenn Sie es können. Ich weiß längſt, daß Sie nicht zu der Art von Menſchen gehören, deren Opfer ich geworden bin."

Er atmete auf. Ein ungekanntes Gefühl tiefer Güte taute in ihm auf, ein Gefühl, das ihm die Freiheit ſeiner Körperbewegung wiedergab und ihn zu ihr trieb. Dankbar faßte er ihre Hand. „Es iſt herrlich, daß es Menſchen gibt wie Sie. Daß Sie ſich heute ausgeſprochen haben, das war kein Zufall, das war Schickſalsfügung, das mußte geſchehen. Aber wir dürfen nicht ſo hart über Menſchen urteilen, wir müſſen verſuchen, die aufzurichten, die zu ſchwach waren, der Verſuchung zu widerſtehen. Lebt Ihr Vater noch?"

Sie ließ ihm die Hand, die er, während er ſprach, ergriffen hatte, und er fühlte, wie ſie ſie dankbar drückte.

„Nein, wir können ihm nicht mehr helfen", ſagte ſie dumpf. „Er iſt im Gefängnis geſtorben."

„Und der andere?" fragte er warm.

Sie gab ſeine Hand frei und wich ihm aus. „Es iſt nicht gut, wenn man fremde Schickſale in die Hand nimmt", mahnte ſie. „Jeder Menſch trägt ſeine eigne Zukunft in ſich ſelbſt. Verbrechen ſind wie anſteckende Krankheiten, die um ſich greifen, die den Arzt mit in das Verderben reißen könnten. Seien Sie glücklich, daß Sie ſich von dieſer Welt fernhalten dürfen, und helfen Sie guten Menſchen, wenn Sie es können." In ſich verſchloſſen wandte ſie ſich ab und trat an das Fenſter.

Er folgte ihr nicht. Ihre Härte verletzte ihn und ſtumpfte ſein weichgewordenes Gefühl ab. Um ſeiner Erregung Herr zu werden, zündete er ſich eine Zigarette an und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Mochte ſie noch ſo ſehr gelitten haben, ſie hatte kein Recht, ſo hart zu urteilen. Was wußte ſie von den Verſuchungen, die an einen wagemutigen, großzügigen Mann herantraten, ſie, eine Frau, die im engen Kreiſe wirkte! Eigenſüchtig und wehleidig erſchien ſie ihm jetzt, da ſie ſich von den unglücklichen Menſchen, denen ſie vielleicht emporhelfen konnte, abwandte und nur an die Geborgenheit der eignen Seelenruhe dachte.

Seine Gedanken ſprangen während ſeiner ſtummen Wanderung von ihren Erlebniſſen zu ſeinen eignen Sorgen zurück. Unvermittelt blieb er in ihrer Nähe ſtehen und zerriß die Stimmung des Schweigens durch eine laute Frage: „Was beabſichtigen Sie mit dem Gelde zu tun, das ich für Sie verwalte?"

Sie wandte ſich um und kam auf ihn zu. Sie hatte ihre ruhige Gelaſſenheit inzwiſchen wiedergefunden. „Der Konkursverwalter von damals lebt noch. Ich habe mich an ihn gewandt, um mein Geld den Gläubigern meines Vaters zuzuführen", teilte ſie ihm mit. „Aber es werden noch Wochen vergehen, bevor ich darüber Klarheit haben werde. Es iſt zu lange her, und mancher von denen, die ihr Vermögen verloren haben, iſt nicht mehr zu ermitteln."

Er war im erſten Augenblicke verblüfft. Aber bevor er ſich über ſeine Gefühle Rechenſchaft geben konnte, erwachte der praktiſche Geſchäftsmann in ihm. „Dann werden alſo die Rechtsanwälte den Hauptanteil daran haben", widerſprach er ihr.

„Vielleicht", ſagte ſie ruhig; „aber das kann ich nicht ändern, ich kann nur meine Pflicht tun."

„Wem gegenüber? Den Gläubigern vielleicht, die nicht mehr leben, oder den Erben, die nichts davon wiſſen?"

„Ich habe mich ſelbſt nicht danach gefragt. Ich tue nur, was mir mein Gefühl gebietet."

„Ich werde das Geld für Sie bereit halten", ſagte er und atmete bei dem Gedanken auf, daß er unbewußt an einem Abgrund vorbeigeſchritten war, und daß ſie ihn mit ihrer Kündigung überrumpelt hätte, wenn es ihm heute nicht gelungen wäre, ſeine Terrains zu verkaufen und dadurch ihr Geld in Sicherheit zu bringen.

„Ja, bitte, ſeien Sie ſo freundlich", bat ſie unintereſſiert.

„Wußte Max, was mit dem Gelde geſchehen ſollte?" nahm er die Frage noch einmal auf.

„Ja", antwortete ſie ruhig. „Er hat einige Tage vor ſeinem Tode ſelbſt mit dem Juſtizrat verhandelt und Schriftſtücke mit ihm aufgeſetzt. Ich verſtehe nichts von Geſchäften, ich weiß nur, daß Juſtizrat Swoboda uns Kindern in den ſchlimmen Tagen manche böſe Stunde erſpart hat. Der alte Herr iſt vielleicht der einzige Freund, der mir aus den Jahren meiner Kindheit geblieben iſt. Max hat es mir ans Herz gelegt, mich an ihn zu wenden, wenn ich einmal einen geſchäftlichen Rat brauchen ſollte, den Sie mir nicht geben könnten."

„Ich habe Ihre Entſcheidung weder zu billigen noch zu beeinfluſſen", ſagte er trocken, „aber ich will ſo offen zu Ihnen ſein, wie Sie es vorhin zu mir waren. Ich würde Sie bewundern, wenn Sie aus einem herzlicheren und wärmeren Gefühl ſo handelten, ſtatt aus . . ."

„Statt aus . . .?" beharrte ſie. „Sprechen Sie es gern aus: ſtatt aus einer fixen Idee, wollten Sie ſagen. Habe ich es Ihnen nicht ſelbſt geſagt, daß ich längſt aufgehört habe, ein guter Menſch zu ſein?"

Er ſchwieg. Es wäre ihm kindlich vorgekommen, ihr zu widerſprechen. Allzu klar fühlte er es, daß ſich hier zwei gereifte Menſchen mit ihren eignen Erfahrungen und Erlebniſſen gegenüberſtanden, und daß die Kluft, die ihr Empfinden trennte, nicht durch Worte überbrückt werden konnte. Ihn trieb es im eignen Schuldgefühl zu Mitleiden und Hilfe, ſie aber, die nie in Verſuchung gekommen war, konnte die Leidenſchaft des großen rauſchvollen Lebensſpiels nicht verſtehen

und blieb hart, trotzdem ſie ihr eignes Vermögen der Tat ihres Vaters zum Opfer brachte.

Er erkannte, daß ſie beide ſich in ihrem Empfinden fremd waren. Aber auch ſie merkte es mit einem ſchmerzlichen Bedauern, daß er ſich innerlich von ihr abwandte.

„Wir ſind heute abend als Freunde zuſammengekommen und ſagen uns verſtimmt gute Nacht", ſagte ſie.

Er hätte gern geſchwiegen, aber es ließ ihn nicht. Leidenſchaftlich fuhr es aus ihm heraus: „Sie ſind blind, Marie! Sie glauben das Leben zu kennen und bilden ſich ein, daß es ſo harmlos und leicht iſt, wie es ſich Ihnen in ihrem verborgenen Winkel zeigt. Aber man hat nicht das Recht, andre, die draußen ſtehen und ſich gegen den Sturm wehren, abzuurteilen, wenn man ſich ſelbſt bequem hinter eine Schutzwand geſtellt hat. Nichts Großes wäre in der Welt vollbracht worden, wenn die, die es geſchaffen haben, erſt lange und umſtändlich unterſucht hätten, ob ſie auch das Recht haben, die Mittel anzuwenden, zu denen ſie in den entſcheidenden Augenblicken greifen mußten."

Sie ſah ihn groß an und ſenkte ihren ſtillen Blick unter ſeinem flammenden Auge. „Sie wiſſen nicht, wen Sie in Schutz nehmen", ſagte ſie leiſe, als wollte ſie ſich entſchuldigen.

„Nein, das weiß ich nicht", fuhr er faſt hart fort. „Aber ich weiß, daß es Männer ſind, die ich verſtehen könnte, weil ich ebenſo wie ſie im Kampfe ſtehe."

„Haben Sie ſchon einmal unter ſolchen Menſchen

gelitten?" fragte ſie ihn ernſthaft und beugte ſich unter ſeinem herriſchen Ton.

Er ſchwieg und fühlte, daß ſie ihm in ihrem reinen Empfinden überlegen war. Nein, er hatte nicht unter ſolchen Menſchen gelitten, er ſelbſt war einer von ihnen und ſie . . . wäre beinahe zu ſeinem Opfer geworden, wenn ihm der Zwang, mit dem er noch vor Stunden ſo unzufrieden gehadert hatte, nicht zu Hilfe gekommen wäre. „Verzeihen Sie mir. Nicht ich, Sie haben recht", geſtand er.

Sie reichte ihm die Hand, zum Abſchied bereits und zugleich zum Dank. „Es gab Augenblicke, in denen ich glaubte, daß ich vielleicht nicht recht haben könnte", ſagte ſie. „Heute abend, dort oben, als Sie mich überraſchten, gab es ſolch einen Augenblick für mich. Aber von heute an, da ſelbſt Sie mir recht geben, weiß ich, daß mich mein Gefühl nicht irreführt. Es iſt gut, daß wir beide heute miteinander geſprochen haben."

„Ja", beſtätigte auch er mit voller Überzeugung. Und mit der leiſen Selbſtironie, die ihm in ſeinen beſten Stimmungen eigen war, fügte er hinzu: „Ja, es war gut ſo, aber glauben Sie mir, es war kein bloßer Zufall."

Franz Wehrmanns Leben war auf eine neue Note gestimmt. Er lebte friedlich und still, ohne Sensationen, ohne große Erlebnisse, ohne wagendes Wollen und ohne die prickelnden Erwartungen, die ihm früher der einzige Lebensinhalt zu sein schienen. Aber er fühlte sich schon seit Wochen recht wohl und behaglich dabei. Sein nie ermüdender Geist, der in steter Hetzjagd neuen Erlebnissen entgegenstrebte, war von dem keuschen Blick einer Frau eingelullt worden und hüllte die Dinge, die ihn umgaben, gleich einem Licht, dessen grellen Glanz man abgeschattet hat, in den traumhaften Mantel eines geheimnisvollen Friedens.

Eine ungewohnte und unnatürliche Milde sprach aus seinem Wesen.

Aber keiner von denen, die um ihn waren und ihn von früher kannten, traute dem Schein.

So lieb und freundlich und wohlwollend er auch war, er gefiel seinen eignen Leuten nicht mehr. Wenn sein alter Diener Friedrich ihn des Morgens bediente, wenn sein Herr von der Brause aus dem Badezimmer kam und seinen nackten Körper zwischen den Spiegeln seines Ankleidezimmers reckte, da sprach nicht mehr das jubelnde Vollbewußtsein seiner männlichen Kraft aus seinen Augen, sondern nur der Abglanz einer stillen Versonnenheit.

Digitized by Google

Was hatte der Herr Baumeiſter nur? Warum änderte er ſeine Gewohnheiten? Warum ſtand er ſchon am frühen Morgen auf? Warum verkaufte er ſein Automobil, das er doch ſo dringend brauchte? Warum entließ er ſeinen Chauffeur? Warum empfing er des Nachts keine geſchäftlichen Botſchaften mehr? Warum ging er des Abends nicht mehr in Geſellſchaft, und warum kamen keine Damen mehr zu ihm zu Beſuch?

Der Tod ſeines Bruders allein konnte nicht daran ſchuld ſein. Nur die Einquartierung dort oben, die Friedrich Dannhauſen gleich wider den Strich gegangen war, und mit der er ſich nur dem Baumeiſter zuliebe ausgeſöhnt hatte, konnte an dieſen Veränderungen ſchuld ſein.

Auch von Harlem, der Prokuriſt des Hauſes, der ſonſt mit flammender Begeiſterung des Morgens ins Bureau ging und entzückt des Abends heimkehrte, auch er, der blind ſeinen Herrn und Meiſter bewunderte, wurde von Tag zu Tag von Franz Wehrmann immer mehr enttäuſcht.

Der Geſchäftsbetrieb wurde verkleinert; nachdem der rieſige Terrainbeſitz abgeſtoßen war, folgte von den ganz kleinen Grundſtücken eins dem andern, ohne daß nur irgendwie Nennenswertes verdient worden wäre. Nein, jede erſte, einigermaßen mögliche Gelegenheit wurde wahrgenommen, um alle Mittel, die dem Baumeiſter zur Verfügung ſtanden, flüſſig zu machen.

Er, der Künſtler, der Hypothekenanleihen verkaufte, als ob es ſeine einzige Sorge wäre, ja nur recht ſchnell ſeine Gläubiger los zu werden.

Wenn man die Grundstücke nicht erworben hatte, um eine Unterlage für neue Kredite zu gewinnen, wozu also? Doch nicht etwa, um zu gleichen Preisen weiterzuverkaufen, wie es Wehrmann jetzt tat?

Wollte sich der Baumeister wirklich damit begnügen, seinen einzigen tatsächlichen Bauauftrag auszuführen, um auch noch mit dem jungen Gustav Bauer glatte Rechnung zu machen? Hatte er das dumme Muttersöhnchen mit seiner Erbschaft deshalb geködert, um jetzt ein ganz gleichgültiges, nicht einmal besonders einträgliches Geschäft mit ihm zu machen? Solche Aufträge konnten Hinz und Kunz auch heranschaffen, dazu mußte man nicht Franz Wehrmann heißen.

Manchmal, wenn wieder eine Verpflichtung abgestoßen wurde und der Geschäftsbetrieb immer mehr zu einem Nichts zusammenschmolz, sagte sich von Harlem doch, daß etwas Ungewöhnliches dahinter stecken mußte, und daß der Baumeister im geheimen zu einem Coup rüstete, zu dem er seine ganzen Kräfte brauchte. Von den Vorbereitungen zu einem solchen Unternehmen aber bemerkte er nichts, so aufmerksam er die Schritte seines Herrn auch verfolgte.

Franz Wehrmann war und blieb seit Monaten ein Rätsel für seine Umgebung.

Der Frühling ging zur Neige, ein heißer Sommer folgte, überall, in allen Windrichtungen Berlins wurde gebaut, die Flut der Hochkonjunktur stieg, Baugeld war billig, mehrere Terraingesellschaften vermehrten ihr Aktienkapital, die Industrien blühten, Gerüchte über den Plan einer Berliner Weltausstellung schwirr-

ten durch die Öffentlichkeit, jeder nutzte die reife, goldbringende Zeit. Nur Franz Wehrmann blieb müßig.

Traute er der Konjunktur nicht? Wollte er die gute Gegenwart nur dazu benutzen, um den letzten Reſt ſeiner Grundſtücksbeteiligungen aufzulöſen, und ſich damit begnügen, ein paar Bauaufträge für die kommende ſchlechtere Zeit in Sicherheit zu bringen?

Es ſchien faſt ſo. Er hatte gewiß ſeine eignen Pläne und ließ ſich von den falſchen Anzeichen einer ſcheinbar glänzenden Konjunktur nicht zu neuen Verpflichtungen verleiten.

Merkwürdig blieb es trotzdem, daß er ſo feſt bei ſeiner Reſerve blieb.

Niemand ahnte freilich, wie ſchwer es Franz Wehrmann in der Tat wurde, ſich von jeder Spekulation fernzuhalten. Wenn er von den großen Summen erfuhr, die ſeine Bekannten an dieſem und jenem Terrainverkauf verdienten, wenn er mit fieberndem Intereſſe alle fachlichen Nachrichten verfolgte und beſonders ſichere Erfolgausſichten da und dort zu erkennen glaubte, dann mußte er ſeine ganze Energie zuſammennehmen, um nicht mit ſich durchzugehen und ſich nicht wieder, allen guten Vorſätzen zum Trotz, an das große Spiel zu wagen. Es ſchien ihm ein leichtes zu ſein, ſeinen Verluſt an einem großen Geſchäft wieder einzubringen und ſein eignes früheres Vermögen, ja ſogar das Doppelte und Dreifache davon zurückzuerlangen, aber die Erinnerung an die Seelenqualen der Silveſternacht, der Gedanke an die Umſtände, die ihn zur Veruntreuung gezwungen hatten, das Entſetzen bei der Vorſtellung, daß ihn Marie mit der Kündigung bei-

nahe hätte überrumpeln können, das alles wirkte doch noch ſtark genug in ihm, um ihn im entſcheidenden Augenblicke zur Beſinnung zurückzureißen.

Nein, er durfte und wollte nicht mehr auf Tod und Leben ſpielen!

Frühmorgens fuhr er mit der Stadtbahn in ſein Bureau, ſah ſchnell nach dem Rechten, eilte auf den Bauplatz, auf dem in Guſtav Bauers Auftrag der „Spreepalaſt" in den pompöſen, mit dick aufgetragener, banaler Symbolik geſchmückten Formen entſtehen ſollte, und beaufſichtigte jede Kleinigkeit bis zur Lieferung der untergeordnetſten Waren wie ein kleiner Maurermeiſter, der zwar endlich ſeinen Ehrgeiz, in eigner Rechnung zu bauen, erfüllt ſieht, um des Schlußergebniſſes willen aber ſchlafloſe Nächte verbringt. Wer Wehrmann ſo ſah, der konnte nicht daran zweifeln, daß er kleinlich geworden war und den gewinnenden Glanz ſeiner ehemaligen Großzügigkeit eingebüßt hatte.

Wenn er dann abends nach dem Grunewald heimkehrte, beeilte er ſich, rechtzeitig anzukommen, um Margot wach zu finden und nach Möglichkeit mit ihr und Marie das Abendbrot einzunehmen. Wie ein ehrbarer, fleißiger Bürger, der ſich während des Tages Mühen auf ſeine Behaglichkeit bei Frau und Kind freut, ſo trat er bei ſeiner großen Schwägerin und ſeiner kleinen Nichte ein, um den Abend mit ihnen zu beſchließen.

Er ließ ſich von ihnen erzählen, überwachte Margots Fortſchritte, plauderte und ſcherzte, war mit dabei, wenn das Kind zu Bett gebracht wurde, mahnte Marie, mehr an die Luft zu gehen, ſprach ſorgend mit

ihr über Margots Blutarmut und bat ſie mitunter, ſich an den Flügel zu ſetzen. Dann rauchte er bei den Klängen der Muſik ungezählte Zigaretten, bis er ſich ſchließlich mit einem herzlichen Gutenachtgruß zurückzog.

So war er, wenn ihn die andern ſahen, oder wenn er in Mariens Nähe war, ſo blieb er wohl auch manchen Tag, wenn ſeine körperliche Müdigkeit ſtärker war als der Antrieb ſeiner Gedanken, und wenn er ſofort einſchlief, ſobald er ſich zu Bett legte. Aber ein andrer, ein Mann mit heiß pochenden Pulſen war er, wenn ihn der Schlaf floh und er ſtundenlang mit ſeinen Gedanken wach lag.

Da wurde ſeine eigne Vergangenheit lebendig, forderte ihr Recht an ſeiner Seele und zerrte an den tauſend unſichtbaren Stricken, mit denen er an ſie geknüpft war. Da ſtanden Fragen vor ihm auf, die er nicht löſen konnte.

Er ſtand an einem Kreuzwege.

Er kam ſich vor wie ein Mann, der einer Gemeinſchaft lebensfroher, herrlicher Geſellen angehört hatte, einer Gemeinſchaft von Menſchen, die unbemerkt unter den Maſſen erſcheinen konnten, weil nur ſie ſelbſt ſich gegenſeitig an dem Freibriefe der Genialität erkannten, deren Züge unſichtbar auf ihrer Stirn leuchteten. — So einer war er geweſen. Und nun hatte eine Frau einen Maſſenmenſchen aus ihm gemacht, hatte ſeine Kräfte ſo lange gedämpft, bis er ſich ſelbſt nicht mehr wiedererkannte.

Jetzt kamen ſie, die andern, die einſt ſeinesgleichen waren, an ihn heran, um ihn aus dem Dunkel, das ihn

umgab, in das große, lockende, heiße Leben zurückzurufen . . .

Er hatte ſchlafloſe Stunden, in denen er der Verzweiflung nahe war, in denen er ſich an der Erkenntnis ſeiner eignen Schwäche erbitterte, in denen ihn ſein Blut ſtürmiſch neuen gewagten Unternehmungen entgegentrieb.

Noch aber hielt er der Verſuchung ſtand, noch vermochte er ſich zurückzuhalten, noch ſtand er in ſeinem neuen Leben.

Die Schulferien begannen, Berlin entvölkerte ſich allmählich. Er traf auf ſeinem Wege in die Stadt immer weniger Bekannte; unverheiratete Freunde und Ehemänner fuhren ins Bad.

Nie zuvor hatte er ſo unter der Hitze gelitten wie in dieſem Jahre. Er fühlte ſich müde, gelähmt, willensſchwach, ja faſt krank. Trotz ſeiner imponierenden Geſtalt und ſtarken Kräfte ſchleppte er ſich müde über die Straßen, als wäre er ein Greis. Sein wohlwollendes, freundliches Weſen wandelte ſich in Mißmut und Nervoſität und ſeine Selbſtſicherheit in Launenhaftigkeit.

In dieſem Zuſtande fand er eines Sonnabendabends, als er von ſeinem Bauplatz heimkehrte, eine Nachricht von Otto Gronau, dem Architekten, mit dem er herzlich befreundet war, und mit dem gemeinſam er ſogar früher ein glänzendes Geſchäft gemacht hatte. Gronau hatte ihn heute in ſeiner Wohnung nicht angetroffen und bat ihn mit wenigen Zeilen, ihn beſtimmt noch am ſelben Abend zu beſuchen.

Wehrmann ſchritt langſam und ermüdet, während er die freie Luft des Grunewalds genoß, zum andern Ende der Villenkolonie.

Als er an der Gartentür ſchellte, hörte er ein Durcheinander lauter, froher Stimmen, die aus dem Garten hinter dem Hauſe kamen. Ein vierzehnjähriger Junge lief mit rotem, erhitztem Geſicht um die Ecke, zog ſchon von weitem ſeine Mütze und öffnete die Tür.

„Papa iſt nur auf einige Augenblicke weggegangen", meldete er. „Er läßt Herrn Baumeiſter bitten, ſich nach oben zu bemühen und eine Weile zu warten. Er wußte nicht, ob Herr Baumeiſter gleich jetzt kommen würden."

„Du haſt dich aber mächtig erhitzt, Felix", ermahnte Wehrmann den Jungen. Er intereſſierte ſich in letzter Zeit unwillkürlich für alles, was die Geſundheit von Kindern betraf, ſeitdem ihm Margots Blutarmut Sorge machte und er faſt täglich mit Marie darüber beriet, wie man die Folgen der Tropen bei dem Kinde am gründlichſten beſeitigen könnte.

„Wir ſpielen im Garten Tennis", entſchuldigte ſich der Junge, deſſen Atem noch vom Lauf beſchleunigt ging.

„Haſt du dir ein paar Schulkameraden eingeladen?" fragte Wehrmann, der an dem friſchen Bengel Gefallen fand.

„Ja, aber nur noch für heute und morgen", erklärte der Obertertianer, als fürchtete er, von dem Beſucher unterſchätzt zu werden. „Übermorgen fahren

Hedwig und ich mit Mama nach Heringsdorf. Papa kommt alle Sonnabend zu uns rüber. Bisher sind wir aber immer gleich nach Schulschluß gereist."

Wehrmann dachte daran, daß Margots Arzt auch gegen ein Ostseebad nichts einzuwenden hatte, trotzdem er sich für das Kind gerade keinen besonderen Erfolg davon versprach. Vielleicht sollte man es dennoch auf einen Versuch ankommen lassen.

„Darf ich Sie hinaufbegleiten?" fragte der Junge artig, ohne seine Ungeduld über die lange Unterbrechung des Spiels verbergen zu können.

„Nein, laß dich nicht stören", entließ ihn der Baumeister. „Ich finde den Weg schon allein."

An der Ecke des Hauses tauchten ein paar Gesichter auf und verschwanden schnell, als sie sahen, daß Gronau noch mit dem Herrn beschäftigt war. Der Junge hatte ihren leisen Pfiff gehört, zog eiligst seine Mütze und lief seinen Kameraden nach.

Wehrmann trat allein in das Haus und nahm in dem leeren Speisezimmer Platz. Niemand kam, um ihn zu begrüßen. Die Frau des Hauses war wohl ebensowenig daheim wie irgendeiner der Dienstboten.

Alle drei Fenster des großen Zimmers standen offen, so daß die warme duftende Luft aus dem Garten hereindrang und die Gespräche der spielenden Jungen so laut zu ihm herüberklingen ließ, als stände Wehrmann selbst auf dem Tennisplatz.

Trotzdem die Stimmen alle im Wechsel standen und sich manchmal in der drolligsten Weise brachen, unterschied er doch ganz genau vier Organe. Gronaus Stimme beherrschte alle andern. Er begleitete jeden

geworfenen Ball mit ſeinen Bemerkungen und war mit ſeiner ganzen jungenhaften Begeiſterung bei der Sache. Aber ſelbſt wenn er das Signal zum allgemeinen Gelächter gab und ſich durch Randgloſſen über einen mißglückten Wurf luſtig machte, ſo klang immer ein Ton ungelenker, biederer Gutmütigkeit durch. Er hielt auf ſeinem Felde ganz allein den beiden andern ſtand und ſchien von ihnen auch als Meiſter des Spiels anerkannt zu ſein. Die vierte Stimme kam von einem, der wohl überhaupt nicht mittat, ſondern mit ſeinem piepſenden Organ nur vom Beobachtungspoſten aus ſeine Nörgeleien an den Mann brachte.

Jetzt wagte er ſogar die Behauptung, daß Gronau geſchwindelt hatte.

„Iſt nicht wahr, der Ball war nicht out“, beſchuldigte er ihn mit dem falſchen Ton eines frohlockenden Denunzianten.

„Wenn ich ſage, daß er out war, ſo haſt du deinen Mund zu halten“, rief Gronau empört und beſtimmt, als könnte es keinen Zweifel an ſeinem guten Glauben geben.

Wehrmann trat intereſſiert an das Fenſter und folgte unbemerkt der Szene.

Der Junge mit der piepſenden Stimme war ein bleicher rothaariger Burſche. Er ſetzte ſich Gronaus Aufforderung nicht gerade temperamentvoll entgegen. Wie ein echter Mucker wandte er ſich an die beiden andern, in deren Intereſſe er geſprochen hatte, und meinte, daß er den Niederfall des Balles ganz deutlich geſehen zu haben glaubte.

Gronau fuhr auf ihn los, und es ſchien, daß es zu einem Handgemenge kommen würde. Plötzlich aber wandte er dem Rothaarigen mit einem Blick voll tiefer Verachtung den Rücken und erklärte gleichzeitig laut, daß Reizenhold vielleicht doch richtig geſehen und daß er ſich geirrt haben könnte.

„Der Ball gilt natürlich nicht. Ihr habt thirty, ich gebe euch zwei Points vor, damit ihr ſeht, wie wenig mir an dem einen Balle liegt.“

Die beiden Gegner proteſtierten. Das wäre kein Spiel, meinten ſie. Sie ließen ſich nichts ſchenken und glaubten Felix Gronau tauſendmal eher als Reizenhold, ſelbſt wenn es gegen ihren Vorteil ginge.

Ein Streit der Edlen begann, jeder wollte lieber gegen ſeine Chancen handeln, nur um dem andern zu zeigen, wie wenig an ſolch einem einzelnen Ballwurf gelegen war. Schließlich einigten ſie ſich, daß man das Ganze noch einmal beginnen ſollte.

Die beiden Gegner, ein hochaufgeſchoſſener blonder Junge und ein ebenſo großer Brünetter, zogen ſich auf ihr Feld zurück, und Gronau blieb neben Reizenhold dicht unter dem Fenſter ſtehen.

Leiſe, als pfiffe er die Worte durch die Zähne, flüſterte der ſtarke Burſche dem Schwächlichen ſeine Meinung zu: „Wenn du nicht mein Gaſt wärſt, ſo hätte ich dich für deine Frechheit windelweich geprügelt.“

Die drüben riefen fragend: „Ready?“, und Reizenhold brummte im Abgehen eine Antwort, die Wehrmann nicht mehr verſtand.

Er hatte in der kurzen Weile einen tiefen Blick in die Charaktere zweier künftiger Männer geworfen. Das, was er gesehen, war eine Naturveranlagung, daran konnte keine Erziehung etwas ändern. Mit dem einen war gut Kirschen essen, und dem andern mußte man aus dem Wege gehen. Das würde auch in Jahren nicht anders werden, wenn die beiden in Gott weiß welche verschiedenen Richtungen auseinanderstreben würden.

Jemand trat in das Zimmer. Wehrmann blickte nach der Tür und sah, wie sein Freund Gronau auf ihn zuging.

„Schon da?" fragte er. „Entschuldige, daß ich dich warten ließ. Der Bengel hat mir nichts gemeldet. Jedenfalls besten Dank, daß du gekommen bist."

Wehrmann hatte Gronau seit Wochen nicht gesehen und freute sich gleich ihm über die Begegnung. Sie gingen zusammen in das Arbeitszimmer.

„Du willst wissen, warum ich es so eilig hatte, dich wiederzusehen", begann Gronau gleich und lachte dabei so vergnügt und behaglich, daß sein starkes, gesundes Gebiß zum Vorschein kam und seine lustigen grauen Augen unter den buschigen Brauen hinter den Brillengläsern aufblinkten. „Ich will nämlich eigentlich gar nichts von dir."

„Also sehr viel", parierte Wehrmann und wurde von der guten Laune seines Freundes angesteckt.

„Erraten!" lachte Gronau noch einmal. „Also erstens wirst du mir dazu verhelfen, daß ich schnell und mühelos ein paar Groschen verdiene."

„Ich wüßte nicht, was ich lieber täte."

„Schön, dann geradeheraus mit dem Geheimnis. Warum ſind an der heutigen Börſe die Südparkaktien um zwanzig Prozent heraufgeſprungen?“

Es war, als ob man Wehrmann einen Stoß verſetzt hätte. Ganz bleich ſtand er von ſeinem Stuhle auf. „Ich habe heute noch kein Abendblatt in der Hand gehabt“, ſagte er mit zitternder Stimme.

„Deshalb brauchſt du doch nicht ſo zu erſchrecken“, wunderte ſich Gronau. „Du tuſt rein ſo, als ob du à la baisse ſpekuliert hätteſt. Du müßteſt doch Beſcheid wiſſen, wer denn ſonſt?“

„Ich habe meine Terrains am Südpark nicht mehr“, ſagte Wehrmann kleinlaut.

„Natürlich nicht, das weiß ich ſchon ſeit Anfang Februar. Aber du biſt doch nicht blank aus der Geſchichte herausgegangen. Man macht doch nicht ſolche Millionengeſchäfte, ohne daß man ſich das Recht wahrt, ſeine Naſe irgendwie auch weiter in die Verwaltung hineinzuſtecken.“

„Man macht ſolche Geſchäfte nicht, da haſt du recht“, ſagte Wehrmann mit plötzlicher Heftigkeit, „aber ich habe ſie gemacht.“

„Du wirſt jedenfalls gewußt haben, warum“, warf Gronau ein, aber das Lachen, mit dem er ſeine Worte begleitete, kam unecht und verlegen heraus.

„Ja, ich wußte warum“, wiederholte Wehrmann und begann unruhig auf und ab zu ſchreiten.

„Und du weißt nicht, ob die Geſchichte mit der Kaſerne und dem Übungsplatz ſtimmt?“ fragte Gronau nur, um ſeinen Freund nicht fühlen zu laſſen, daß er ihn in dieſem Augenblick nicht weniger ſonderbar fand

als ſo viele andre in der letzten Zeit. „Man hat auf der Börſe erzählt, daß die Militärbehörde ein rieſiges Terrain gekauft hat und ſogar angeblich genau den Teil, den du an die Südparkgeſellſchaft abgetreten haſt.“

„Wer ſagt das?“ fragte Wehrmann leidenſchaftlich und blieb vor ſeinem Freunde ſtehen.

„Eine Zeitung hat es gebracht. Ob es ſtimmt, das ſollteſt du mir ſagen.“

Wehrmann antwortete nicht, ſondern nahm ſeine ſtumme Wanderung wieder auf. Er mußte ſich zuſammenreißen, wenn er ſich nicht verraten wollte. Eine Weile lang kämpfte er mit ſich. Aber das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, war ſtärker in ihm als die Vorſicht, mit der er früher jeder vertraulichen geſchäftlichen Unterredung auszuweichen pflegte und, auch erregt, die leiſeſte Muskelbewegung ſeines Geſichts unter ſeine Gewalt bekam. Die Mitteilung hatte ihn überrumpelt und zu mächtig an ſeiner Lebensader gepackt, als daß er es fertiggebracht hätte, ſie mit einer harmloſen Plauderei vergeſſen zu machen. Er legte ſeinem Freunde die Hand auf die Schulter. „Mach' Licht“, bat er ihn, „ich möchte dir etwas anvertrauen und muß ſehen, was für ein Geſicht du dazu machſt.“

Gronau ſagte kein Wort. Er ſchaltete nur die elektriſche Krone ein, ſchloß das Fenſter, ließ die Rolljalouſie hinunter und ließ dann noch das Licht der hohen großen Stehlampe über die Fläche des Schreibtiſches fluten. Sie nahmen an dem weiten, doppelſeitigen Pult einander gegenüber Platz und ſahen ſich an.

„Ich nehme dir kein Verſprechen ab, daß du ſchweigen wirſt", begann Wehrmann. „Es gibt Dinge, die ſich zwiſchen Menſchen von unſerm Schlage von ſelbſt verbieten. Du weißt, wer ich bin, und ich weiß, was ich von dir zu halten habe. Alſo, um es kurz zu ſagen: ich habe an meinen Terrains am Südpark eine batzige Menge Geld verloren. Jetzt weißt du Beſcheid."

Er hatte mürriſch und kurz geſprochen und die Worte nur ruckweiſe hervorgeſtoßen. In ſeinem Innern wehrte ſich etwas dagegen, daß er ſein Geheimnis ſo offen preisgab.

Gronau ſchlug mit der breiten Fläche ſeiner rechten Hand hart gegen die Tiſchplatte: „Sie haben dich untergekriegt", ſagte er nur, mehr feſtſtellend als fragend.

„Ja", beſtätigte Wehrmann kaum hörbar und nickte ganz tief mit dem Kopfe. Es ſah aus, als ob der ſtarke Mann in ſeinem Stuhl zuſammenknickte.

Gronau zog die buſchigen Augenbrauen hoch und ſtrich verlegen an ſeinem Vollbart herum. Er ſah wohl, daß die Sache ſeinem Freunde ſehr nahe ging, und empfand als Älterer dem Jüngeren gegenüber ein väterliches Gefühl. Er hätte ihn gern getröſtet, fürchtete aber, daß es ihn verletzen könne, wenn er ſich ſelbſt als Überlegenen gab. Man ſpielt ſich immer als Klügerer und Erfahrener auf, wenn man andern, die Pech hatten, gut zuſpricht. Um etwas zu tun, erhob er ſich, holte eine Kognakflaſche und Gläſer aus einem Wandſchränkchen, ſchenkte ein und ſchob Wehrmann ein Glas zugleich mit einer Zigarrenkiſte hin.

Es lag eine unſäglich naive Gutmütigkeit über ſeinem Tun, und er ſah dabei ſo aus, als glaubte er, daß er ſeinem Freunde mit einem Schluck Kognak aufhelfen könnte.

So ſehr Wehrmann mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, ſo glitt jetzt doch ein Lächeln der Dankbarkeit über ſeinen Mund, als er Gronaus Verlegenheit zuſah. Der Junge vorhin ſah auch ſo gutherzig und plump aus wie Papa Gronau: das Blut verleugnete ſich nicht.

Gronau blickte ihn ſchüchtern fragend an. Unwillkürlich hob der junge Baumeiſter den Kopf und kippte das Glas hinunter, um den guten Menſchen durch eine Ablehnung nicht zu kränken.

„Man müßte über die Dummheit lachen, wenn man ſie nicht ſelbſt gemacht hätte", ſagte er in bitterer Selbſtironie.

„Nee, Junge, ſtreng' dich man nicht an, lachen kannſt du weiß Gott nicht darüber, bei ſo was ſoll ſogar der Teufel ſchon mal ſeinen Humor verloren haben. Sag' mal ganz aufrichtig, hätteſt du es nicht doch noch das halbe Jahr durchhalten können?"

„Das iſt es ja eben", lachte Wehrmann bitter auf. „Ja, ein halbes Jahr hätte ich es noch ſchaffen können. Ohrfeigen könnte ich mich, daß ich die Courage verloren habe. Millionär wäre ich heute, dreifacher Millionär. Und dabei habe ich geſehen, daß es ſo kommen muß, daß ich dabei reich werden muß, ſo klar geſehen, wie ich dich jetzt ſehe . . . und da gehe ich hin und . . ." Bei den Schlußworten wies er auf ſeine Stirn.

Gronau aber ſetzte ſich noch breiter und bequemer in ſeinem Stuhl zurecht und beſchwichtigte ihn. „Na, na, nur nicht übertreiben! Ich denke, du brauchſt deshalb noch lange nicht einzupacken. Ich habe ruhigeres Blut als du und ſchließlich auch ein paar Jährchen mehr auf dem Buckel. Na, und zu den ganz wüſten Spekulanten zähle ich doch auch nicht, ſollte ich meinen. Aber wenn mir ſo etwas paſſierte . . . nee . . . das würde mir auch an die Nieren gehen."

Wehrmanns Bitterkeit war trotz ſeines Geſtändniſſes noch nicht ausgelöſt. Er, der ſonſt grundſätzlich über ſeine Geſchäfte ſchwieg, hatte das Bedürfnis, ſich heute noch mehr in den Augen eines andern herabzuſetzen und ſich die Galle von der Leber zu reden. „Du weißt noch nicht alles", fuhr er fort, „o nein, was ich dir erzählte, das war nur der letzte Tropfen, der die Geſchichte zum Überfließen brachte, ein tüchtiger Tropfen, willſt du ſagen, ſchon ein ganz hübſcher Eimer voll, ich weiß das ſelber, du brauchſt mir das nicht noch extra unter die Naſe zu reiben."

Gronau wollte ihn unterbrechen: „Ich habe doch nicht geſagt . . ." fing er an.

Aber Wehrmann ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Haben wir ſeit zehn Jahren ſchon ein ſo glänzendes Baujahr gehabt wie dieſes?" fragte er ihn.

„Pleite hat gerade keiner dies Jahr machen müſſen", beſtätigte Gronau in ſeiner behaglichen Art.

„Nein, alle haben ſie verdient, klotzig verdient", fuhr Wehrmann dazwiſchen, „nur einer nicht, nur einer hat nicht den Mut gehabt, tüchtig zuzupacken. Und dieſer Eſel war ich."

Gronau lachte gutmütig auf und trat an ihn heran. „Das machſt du mir nicht weis", ſagte er, während er ſeine ſchwere Hand auf Wehrmanns Schulter legte. „Dazu kenne ich dich zu gut. Der eine Coup iſt dir fehlgegangen, weil du dich übernommen haſt und weil du nicht durchhalten konnteſt, aber deine ſogenannten kleinen Gewinne ſind auch nicht zu verachten.

Allmählich beruhigte ſich Wehrmann. Er hatte ſeinem Zorne Luft gemacht und gewann jetzt ſo viel Beſinnung, um die Gelegenheit zu einer harmloſeren Wendung des Geſprächs wahrzunehmen. „Dich möchte ich ſehen, wenn man dir ſo mitgeſpielt hätte, wie mir der Syndikus der Südparkgeſellſchaft. Blöd ſieht der Kerl aus, daß man ihm jede Dummheit zutrauen würde, und nachher iſt man ſelber der Gefoppte geweſen. Laß du dir erſt einmal ein paar Millionen durch die Hände gehen und ſieh zu, ob du dann mit ein paar Kröten zufrieden biſt, die dir vielleicht von ein paar kleinen Geſchäften noch übrigbleiben."

„Ach was, ſo ein Prachtkerl wie du holt das ſchon wieder ein", begütigte ihn der Ältere.

„Sehr ſchmeichelhaft . . . hoffen wir, daß du recht behältſt", ſchloß Wehrmann das Geſpräch, das ihm jetzt, nachdem er ſeine Beſinnung wiedergewonnen hatte, peinlich zu werden begann, mit einer banalen Phraſe und verſuchte zu einem andern Thema überzuleiten. „Ich höre, daß deine Frau mit den Kindern nach Heringsdorf fährt?"

„Heute früh habe ich es ſelbſt noch nicht gewußt", lachte Gronau. „Woher weißt du denn ſo gut Beſcheid?"

„Dein Felix hat es mir vorhin erzählt. Ein prächtiger Burſche übrigens."

„Wer? Felix?" Der geſchmeichelte Vater fragte es leichthin, aber es klang eine recht warme väterliche Freude durch, als er ſein „Macht ſich!" hinterherbrummte.

„Ich möchte mein kleines Mündel auch an die Oſtſee ſchicken", erzählte Wehrmann. „Du kennſt ſie ja wohl aber nicht — entſchuldige, aber du weißt ja, daß ich ſeit dem Tode meines Bruders faſt ganz zurückgezogen lebe. Wir beide ſind in letzter Zeit ein bißchen auseinandergekommen. Wie wäre es, wenn wir zuſammen jeden Sonnabend mal zu unſern Familien rutſchten?"

„Großartig!" nahm Gronau freudig an. „Aber ſag' mal, du biſt ja ein gezähmter Wilder geworden, man hört nichts mehr von deinen Liebesabenteuern, und jetzt willſt du ganz ſo wie unſereiner ſogar zu deiner Familie reiſen. Brichſt du keine Herzen mehr?"

„Doch, doch, ich breche nach wie vor", ſagte Wehrmann ganz ernſthaft und ſah zerſtreut drein. „Nur, meine kleine Nichte macht mir in letzter Zeit viel Sorgen. Du weißt ja, ſie iſt in den Tropen aufgewachſen und leidet an Blutarmut. Etwas zu früh für ihre zehn Jahre, meinſt du nicht auch?"

Gronau ſuchte in ſeinem wohlwollenden Taktgefühl noch nach der Form, in der er ſich nach Wehrmanns junger Schwägerin erkundigen konnte, von deren Zuſammenleben im Hauſe des Junggeſellen ſchon allerlei Klatſch in ſeinen Kreiſen aufgetaucht war. Aber er kam nicht dazu. Bevor er ſich ſeine Frage zurecht-

gelegt hatte, wurde er ſchon durch ſeine Frau überraſcht.

Die wohlbeleibte und dennoch flinke kleine Frau trat eben in das Zimmer und guckte mit ihren kurzſichtigen Augen um ſich. Sie tat überraſcht, als hätte ſie nichts von dem Beſuch gewußt, und verriet ſich doch bald darauf, als ſie in dem Bericht über die vielen Beſorgungen und Arbeiten, die ſie der Reiſe wegen noch heute zu erledigen hätte, den Abendbrottiſch erwähnte, den ſie im Garten hatte decken laſſen. Es war ihr alſo darum zu tun, den Mann bald zum Abendbrot zu bekommen. Sie beeilte ſich dann, es durch eine Einladung wieder gutzumachen, aber Wehrmann lehnte dankend ab.

Nein, er wollte eben aufbrechen. Zu Hauſe wartete ſeine kleine und ſeine große Dame auf ihn. Sonnabend wurde immer auf ihn gewartet.

Frau Gronau nahm die Gelegenheit, die Bekanntſchaft von Fräulein Erlebach zu machen, viel eifriger und ſchneller wahr als ihr Gatte. Kaum hatte ſie den Reiſeplan gehört, als ſie unbedingt morgen ſelbſt zu Wehrmann hinüberkommen wollte, um eine endgültige Vereinbarung zu treffen.

Draußen im Vorgarten traf Wehrmann mit Felix und ſeiner Schweſter Hedwig zuſammen. Pausbäckig und kerngeſund ſtand das Mädel da, und mit gewinnendem, offen lachendem Geſicht machte ſie ihren Knix. Einen ganz flüchtigen Augenblick dachte Wehrmann daran, wie ſchwächlich Margot, die doch im gleichen Alter ſtand, neben ihr ausſehen würde.

Auf dem Heimwege aber vertiefte er ſich immer mehr in die Erbitterung über ſein ungeheuerliches geſchäftliches Pech.

Warum hatte er ſich beirren laſſen, warum ſchrak er bei der geringſten Gefahr gleich zuſammen, als ob es um ſein Leben ginge? Marie hatte ihr Geld bis zum heutigen Tage nicht verlangt (die Verhandlung mit dem Konkursverwalter verlor ſich ins Uferloſe), er hätte die einmaligen Hypothekenzinſen mit Leichtigkeit doch aufbringen können und ſtände heute mit neuen Erfolgen als reicher Mann da.

So aber war er ein Tölpel, hatte ſich hineinlegen laſſen, ſein eigenes Vermögen eingebüßt, Margots Geld zugeſetzt, alle günſtigen Gelegenheiten des glänzenden Jahres verpaßt und war vielleicht der einzige unter allen Kollegen und Konkurrenten, der in den letzten Monaten verloren ſtatt gewonnen hatte.

Als er das Gartentor in ſeinem Hauſe aufſchloß, lief ihm Margot, die ihn als erſte bemerkte, freudig entgegen, während Marie mit warmer Herzlichkeit auf ihn zukam und ihm mit ſcherzhafter Freundlichkeit ſeine Unpünktlichkeit vorwarf. Er ſah es den beiden an, daß ſie auf ihn gewartet hatten und ſich jetzt über ſeine Ankunft freuten. Aber er konnte den Ton friſcher Vertraulichkeit nicht wiederfinden, in dem er in den letzten Wochen mit ihnen zu verkehren pflegte.

Alle Unzufriedenheit und Bitternis, die ſich ſeit Monaten in ihm aufgeſpeichert hatten, verlangten beim Anblick der Frau, die an ſeiner Wandlung ſchuld war, nach erneuerter Auslöſung.

Zum erſtenmal nach langer Friſt ſcheute er das Zuſammenſein mit ihr und fühlte, daß ſein Temperament mit ihm durchgehen würde.

Mißmutig folgte er ihrer Einladung zum Abendbrot.

Sie ſaßen zu dritt in der Gartenlaube hinter dem Hauſe.

Marie, die ihm ſo freundlich entgegengekommen war, wurde durch ſeine offenkundig üble Laune mit einem Schlage niedergedrückt. Nur Margot plauderte noch eine kurze Weile luſtig drauflos, bis auch ſie durch das Schweigen von Onkel und Tante verſchüchtert wurde, ängſtlich dreinzuſehen begann und dann peinlich errötete, als ob ſie wieder einmal bei einer Unſchicklichkeit ertappt worden wäre.

Sie aßen kaum. Nur der Baumeiſter trank haſtig ein paar Gläſer Bier und befahl dann dem jungen Diener, der ſich erkundigte, ob er ſchon abräumen dürfte, zwei Flaſchen Wein zu bringen.

Als der Burſche im Hauſe verſchwunden war, ſah Marie, die die peinliche Stimmung zerreißen wollte, Wehrmann gerade ins Geſicht und fragte ihn, ob er heute in der Stadt Ärger gehabt hätte.

„Es iſt gewiß ungezogen von mir, daß ich Ihnen mit meiner Stimmung zur Laſt falle", ſagte er, „aber ich hatte furchtbaren Ärger. Davon erholt man ſich nicht ſo bald. In Jahren werde ich das nicht vergeſſen können."

Das war keine Verſtimmung mehr, die aus ſeinen Worten klang, das war offene, ungebändigte Wut, die ſich gegen ihn ſelbſt, gegen ſeine Mitmenſchen, gegen die ganze Welt zu kehren ſchien. Er biß ſich auf die Lippen, als ob er ſich mit Gewalt zwingen müßte, nicht noch heftiger auszufallen.

Marie erhob ſich. „Ich muß jetzt Margot zu Bett bringen", ſagte ſie. „Ich hoffe, daß ich Sie dann noch im Garten treffen werde."

Er nahm es faſt wie eine Forderung zum Zweikampf auf. „Ja", nickte er nur und ſah ſie mit einem Blick an, aus dem ein feindſeliges Gefühl ſprach.

Margot bot ihm mit ängſtlicher Miene ihren Mund. Er küßte ſie mit gleichgültiger automatiſcher Bewegung.

Während ſich die beiden entfernten, kam der Diener mit dem Wein und den Gläſern zurück und wollte einſchenken. Wehrmann ſchob das kleinere Weinglas beiſeite, ſo daß der Burſche beinahe daneben gegoſſen hätte, und hielt ein Waſſerglas hin. Dann trank er es in einem Zuge aus.

„Ich brauche Sie heute nicht mehr", erklärte er und wies den Diener mit einer Kopfbewegung weg. Der junge Burſche fühlte, daß er dem Herrn in dieſem Augenblicke nicht mehr galt, als wäre er ein Hund, den man in das Haus jagt, weil er einem draußen läſtig fällt. Er zog die Schultern zuſammen und zog ſchnell ab.

Wehrmann blieb allein. Er erhob ſich und ſah um ſich, als ſuchte er etwas. Man mußte denken, daß er eine Waffe ſuchte, ſo wild blickte er drein. An dem

Stuhle, auf dem eben noch Margot gesessen hatte, lehnte ein Stab; der dazugehörige Reifen lag am Boden. Das Kind hatte bei seiner eiligen Flucht sein Spielzeug liegen lassen.

Wehrmann nahm den Stab und schritt hart und entschlossen den Kiesweg entlang, während er das harmlose Spielzeug sausend durch die Luft fahren ließ. Die Krönchen des frischen Grün, die auf dem niedrigen Buschwerk des Gartens über die Höhe der Hecke hinausragten, mußten daran glauben. Sausend fegte sie Wehrmann mit Margots Stäbchen nieder.

Der Gärtner sah ihm zu, ließ den Schlauch, mit dem er das kleine Blumenbeet begoß, liegen, drehte eilig die Wasserleitung ab und kam mit der Mütze in der Hand herbei. „Soll die Hecke abgeschoren werden?" fragte er den Baumeister mit dummem Gesichtsausdruck.

„Nein", fuhr ihn Wehrmann an. „Lassen Sie mich in Frieden." Mit derselben verachtungsvollen Kopfbewegung winkte er ab. Er wollte allein im Garten sein. Die Gesichter seiner Dienstboten reizten ihn nur noch mehr.

Der Gärtner trollte kleinlaut davon. Er sah aus, als ob er selbst wie ein Pudel begossen worden wäre.

Zweimal war Wehrmann auf dem Kiesweg um seinen Garten rund herumgekommen. Jetzt blieb er an der Hecke, die an das Nachbargrundstück stieß, stehen und starrte in das Grün, das jetzt schon im Schatten der beginnenden Nacht lag. Das Wort, das ihm Gronau heute gesagt hatte, ging ihm durch den Kopf.

„Ein Prachtkerl wie du . . .!" Oh ja! Früher einmal war er vielleicht einer, auf den das Wort paßte. Aber heute? Wenn er ſich heute abend nicht zuſammenriß, dann nie wieder, dann konnte er wirklich einpacken.

Wie immer, wenn ſein abenteuerliches Blut die Wehr der Selbſtkontrolle beiſeite ſpülte, ſo ſah er auch heute alle Dinge, die ſeine eigne Perſon und ſein Innerſtes betrafen, in den kraſſeſten Gegenſätzen. Er ſtellte ſich wieder einmal vor ein Entweder — Oder, und er war feſt entſchloſſen, ſich für das Oder zu entſcheiden, um ſich ſelbſt wiederzufinden.

Er hörte, wie der Gartenkies hinter ihm aufknirſchte, und ſah ſich um. Ja, die Geſtalt, die dort auf ihn zukam, war Marie.

Eine Bangigkeit umſchlich ihn, er fühlte klar, daß er im Begriff ſtand, etwas Unüberlegtes, Unſinniges und Ungerechtes zu begehen, und er zögerte einen Augenblick, ob er ihr entgegengehen ſollte. Aber es war zu ſpät. Auch ſie hatte ihn trotz des Dunkels ſchon erkannt und trat ſchneller, als es ſonſt ihre Art war, auf ihn zu.

Sie konnten ihre Geſichter im Dunkeln nur aus dichter Nähe ſehen, und es kam deshalb, wenn auch unbeabſichtigt, ein lauernder, unfreundlicher Ausdruck in die Blicke, die ſie kreuzten.

Eine Weile lang ſchwiegen ſie und ſahen ſich nur an. Dann ſenkte ſie ihre Augen und blickte in das Dickicht der Hecke hinein. „Was habe ich Ihnen getan?" fragte ſie leiſe.

„Oh, ich weiß, Sie ſind nicht ſchuld daran", ſagte er bitter.

Sie ſchlug die Augen zu ihm auf. „Woran?" erkundigte ſie ſich erſtaunt. Sie hatte ihre erſte Frage vorwurfsvoll geſtellt und war überraſcht, daß er ſie in Zuſammenhang mit ſeinem Ärger brachte.

„Nein, ſo nicht, Marie, ſo können wir uns nicht verſtehen", ſetzte er das Geſpräch unvermittelt fort. „Hören Sie, Sie glauben mich zu kennen, aber Sie kennen mich nicht. Sie haben keine Ahnung davon, wie ich war, bevor Sie mir begegnet ſind. Ich fühle es wohl, daß ich mich verändert habe, ich ſehe es an meinen eignen Leuten, an meinen Freunden, an meinen Bekannten, daß mich jetzt keiner wiederkennt. Ich bin ein ganz andrer geworden, Marie, und daran ſind Sie ſchuld, nur Sie!"

Sie war Frau genug, um ſich über ſein Geſtändnis zu freuen, und dieſes eine Gefühl überwand für einen Augenblick jede andre Erwägung. „Sind Sie beſſer geworden oder ſchlechter?" fragte ſie ihn in keuſcher Verlegenheit und ſah dabei dennoch ein wenig kokett aus.

„Das ſind recht dumme Begriffe", ſagte er hart. „Aus was für einer Welt kommen Sie denn, daß Sie mit einer Moral herumlaufen, die heutzutage jedes Schulkind ſchon komiſch finden muß. Gut — böſe — beſſer — ſchlechter — das ſind alberne Worte, laſſen Sie ſich das ſagen, wenn Sie es wirklich noch nicht wiſſen ſollten. Wir können uns doch wahrhaftig deutlicher verſtändigen. Früher war ich Franz Wehrmann, und heute bin ich ein Waſchlappen. Da haben Sie die

Wahrheit, wie ich ſie mir ſelbſt ins Geſicht ſagen muß, wenn ich mich nicht belügen will."

Sie ſtand ihm faſſungslos gegenüber. Voll Empörung lehnte ſich ihr eignes Herrentum dagegen auf, daß er ſich erlaubte, ſie ſo zu behandeln, als wäre ſie ihm untertan, und als müßte ſie ſich jede ſeiner Launen gefallen laſſen. Es trieb ſie an, ihm nicht minder heftig zu begegnen und ihm zu ſagen, daß ſie nicht gewillt war, länger in dem Hauſe zu bleiben, in dem man ihr ſo häßlich zu begegnen wagte. Sie hätte aufſchreien, ihn an ſeinen beiden breiten Schultern packen und ſchütteln mögen und konnte doch kein Wort hervorbringen, ſo daß ſie nur verlegen nach einer Antwort ſuchte. Etwas in ihr ſagte ihr, daß der Mann, der ſo zu ihr ſprach, auch wohl irgendwie das Recht dazu haben mußte, und daß ſie vielleicht ein Unrecht an ihm begangen hatte. Aber ſie wollte ſich nicht verteidigen, nicht als Antwort auf den Ton, den er ihr gegenüber anzuſchlagen ſich herausnahm. „Wir werden uns trennen müſſen", ſagte ſie dann, als ſie ſich allmählich gefaßt hatte. „Max hat es Margots wegen anders gewollt." Sie ſagte es in der Hoffnung, daß er ſich entſchuldigen würde, und war verblüfft, als ſie ſeine heftige Antwort hörte.

„Sind Sie ſo wehleidig, daß man kein offenes Wort mit Ihnen ſprechen darf?" fragte er ſie. „Ja, ich war ſo dumm, einen Augenblick lang zu vergeſſen, daß Sie eine Dame ſind, und daß man nicht männlich mit Ihnen ſprechen darf. Das iſt keine Antwort, die Sie mir da geben, Marie, hören Sie, das iſt keine Antwort. So ſprechen Menſchen, die ſich an die Formen

halten, ſtatt an das Gefühl. Sie tun beleidigt, oder Sie ſind beleidigt, wenn Sie das lieber hören wollen. Es tut mir leid, ich bedaure, daß ich Sie gekränkt habe — ſind Sie jetzt zufrieden? Sind wir dadurch ins klare gekommen? Nein, das ſind wir nicht. Sie ſind beleidigt, Sie müſſen um Verzeihung gebeten werden, Sie haben ſich Ihre günſtige Rolle ſchon ausgeſucht . . . Aber ich, was ſoll mit mir geſchehen? Welche Rolle haben Sie mir zugedacht?"

Sie wandte ſich ihm empört zu. „Spiele ich mit Ihnen Komödie, daß Sie mich ſo behandeln?" rief ſie. „Habe ich es darauf abgeſehen, Eindruck auf Sie zu machen? Habe ich mich in Ihr Leben eingedrängt? Weiß ich irgend etwas von Ihren Angelegenheiten, daß Sie mich für Ihren Ärger verantwortlich machen und Ihre Wut an mir auslaſſen? Was wollen Sie von mir? Was ſoll ich tun? Wenn Sie nichts andres erreichen wollten als unſre Trennung, ſo haben Sie ſie in häßlicher Weiſe erreicht. Ich hätte auch einen leiſeren Wink verſtanden." Sie begann zu weinen und wiederholte nur noch ſtammelnd: „Wahrhaftig . . . ich hätte auch einen leiſeren Wink verſtanden."

Ihre Tränen entwaffneten ihn. Er fühlte ſich weinenden Frauen gegenüber immer ohnmächtig. Er legte ſeine Hand um ihren Arm und hielt ſie beſchwichtigend eine Weile feſt. „Aber nein, nein doch", redete er ihr zu. „W o l l e n Sie mich denn nicht verſtehen? Sie ſollen nicht gehen, nein, das ſollen Sie am allerwenigſten, das würde ich nie zugeben. Anders werden ſollen Sie, verſtehen Sie mich denn nicht, Marie? S o

dürfen Sie nicht bleiben, ſo gehe ich an Ihnen zugrunde."

Seine begütigende Nähe tat ihr allmählich wohl. „Ja, aber wie denn?" fragte ſie faſt wie ein Kind. „Wie ſoll ich denn ſein? Was empört Sie ſo an mir?"

Er nahm ihren Arm und führte ſie langſam über den Kiesweg. „Menſchlicher ſollen Sie ſein, Marie. Sie ſollen ſich auf kein Piedeſtal ſtellen. Mit uns andern ſollen Sie unten auf der Erde bleiben und ſich nicht überheben."

Sie machte ſich von ſeinem Arm frei. „Habe ich mich je überhoben?" fragte ſie gekränkt.

„Ja, und wenn es Ihnen noch tauſendmal peinlicher wäre, es von mir zu hören, ſo muß ich es Ihnen ſagen. Ja, Sie haben ſich überhoben. Sie haben nicht das Recht, Menſchen abzuurteilen, die Sie nicht verſtehen können."

„Sprechen Sie davon?" atmete ſie auf.

„Sie haben über zwei Menſchen den Stab gebrochen. Einer von ihnen war Ihr Vater, ich weiß nicht, wer der andre war, und ich will mich auch nicht in Ihr Geheimnis drängen. Aber wenn es mein Todfeind wäre, ſo müßte ich für ihn um Ihre Verzeihung kämpfen."

Sie ſchritten im Dunkel des Gartens nebeneinander. Der Himmel hatte ſich bedeckt, eine feuchte ſchwere Schwüle herrſchte und erhöhte noch ihre Erregung. Er ahnte nicht, was in ihr vorging, und ſah im nächtlichen Dunkel auch nicht, daß ſie verklärt lächelte.

„Der Mann, dem Sie das Wort ſprechen wollen, war mein Verlobter", ſagte ſie mit einer ganz leiſen Stimme, durch die der Ton einer weichen Milde klang.

„Ihr . . . Verlobter?" Er hätte es ſich ſelbſt ſagen müſſen und fühlte ſich durch ihre Mitteilung doch überrumpelt.

„Ja."

„Und Sie haben ihn ſeitdem nicht wiedergeſehen?"

„Nein. Er hat mich geſucht, und ich . . . ich habe ihn nicht einmal empfangen." Schuldbewußt kam das Geſtändnis heraus, ſo, als ob ſie ihre Härte längſt bereute.

„Und . . . was hat er . . . getan?"

„Ich weiß es nicht."

„Würden Sie ihm jetzt verzeihen, wenn er wiederkäme?"

Sie blieb ungeduldig ſtehen. „Sie quälen mich mit Ihren Fragen", ſagte ſie.

Ärgerlich und unzufrieden ſetzte ſie ihren Weg fort und ging unbewußt ſchneller, als wollte ſie ſeiner Antwort entfliehen. Und dann kam es noch heftiger heraus: „Sie ſagen, daß ich daran ſchuld bin, wenn Sie ſich verändert haben. Das Gegenteil iſt wahr. Nein, Sie haben mich beunruhigt und mir meine Sicherheit geraubt. Sie ſtehen neben mir, als ob Sie mein böſes Gewiſſen wären, und zwingen mich, das zu tun, was ich gar nicht tun will. Sind Sie jetzt zufriedener, nachdem Sie mir meinen Frieden geraubt haben?"

Sie erwartete keine Antwort von ihm. Aber er gab ſie noch nicht frei und ſagte ihr, was er empfand

und was er dachte: „Wenn Sie mich ſo fragen, dann ſage ich ja. Denn jetzt weiß ich wenigſtens, daß wir ruhig und zufrieden nebeneinander leben können, und daß wir nicht gerade alte Leute werden müſſen, bevor wir uns verſtehen."

Wieder zwangen ſie ſeine Worte ſtehen zu bleiben, wieder gab er ihr Rätſel auf. Was meinte er nun mit dieſer Antwort? Ohne ſich deſſen bewußt zu werden, gab ſie ihm die Vorwürfe, mit denen er das Geſpräch begonnen hatte, zurück. „Sie ſpielen mit mir", ſagte ſie ihm erbittert, „Sie wiegeln meine Gefühle auf, Sie werfen meine Entſchlüſſe um, Sie ſpielen ſo lange mit mir, bis ich mich ſelbſt nicht wiedererkenne. Und dann wollen Sie, daß alles wieder ſo friedlich werden ſoll, als wäre gar nichts geſchehen! Glauben Sie wirklich, daß ich das ſo ſchnell verwinden kann?"

„Marie, ich muß ihn ſehen", ſagte er unvermittelt, wie ſo häufig, wenn ſeine Gedanken ſprunghaft von einer Vorſtellung zur andern kamen und er in ſeiner gedankenloſen Eigenſucht den Menſchen, mit denen er ſprach, denſelben Gedankengang zumutete, auf dem er ſelbſt ſchweifend weitergeeilt war.

„Das dürfen Sie nicht", wehrte ſie ihm heftig.

„Ich muß ihn ſehen", beharrte er. „Ich würde ſonſt nicht darüber hinwegkommen."

„Sie dürfen ihn nicht ſehen", befahl ſie ihm noch einmal, und als könnte ſie ihn dadurch daran verhindern, verſicherte ſie ihm unbeholfen, daß ſie gar nicht wiſſe, wo er jetzt lebe.

Er überging ihre Bemerkung. „Warum darf ich es nicht?" fragte er nur.

„Weil Sie nicht das Recht haben, Vorsehung in meinem Leben zu spielen. Es wäre häßlich von Ihnen, wenn Sie mein Vertrauen mißbrauchen würden, es wäre gemein . . ." Sie fieberte vor Erregung, während sie sich zur Wehr setzte. In ihrer Stimme zitterten Tränen.

„Ich verspreche Ihnen, daß ich es nicht ohne Ihre Erlaubnis tun werde", versprach er ihr, „aber ich weiß, daß Sie es eines Tags selbst wünschen werden."

„Niemals, niemals!" weinte sie jetzt auf.

Gegen seinen Willen, nur um sie zu beruhigen, versprach er ihr, daß er nie nach ihm forschen und keine Begegnung mit ihm suchen werde. „Kenne ich ihn denn überhaupt?" fragte er, nur um ihr die Überzeugung beizubringen, daß keine Gefahr eines Zusammentreffens bestand.

Sie schüttelte den Kopf wie ein weinendes Kind, das sich allmählich beruhigt. Nein, er konnte ihn unmöglich kennen.

Ein Blitz leuchtete im tiefen Dunkel auf, und nach langer Pause tönte ein ferner Donner. Die dumpfe schwere Luft war ganz feucht geworden. Man fühlte, daß das Gewitter näherrückte, und daß jeden Augenblick ein Platzregen niederrauschen mußte.

„Wir wollen ins Haus gehen", schlug er vor. Sie antwortete nicht, folgte ihm aber willig.

Am Eingang stand Friedrich. Das Licht in der Diele blendete sie, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten, aber sie fühlten in ihrem Schuldbewußtsein beide, daß sich der Diener Gedanken über sie machte.

Wehrmann öffnete die Tür zu seinem Arbeits-

zimmer und lud Marie mit einer ſtummen Bewegung ein, bei ihm einzutreten.

„Ich muß jetzt zu Margot gehen", ſagte ſie. „Es kommt ein Gewitter herauf, und ſie fürchtet ſich, wenn ſie vom Donner aufwacht."

„Das Gewitter iſt noch weit weg", meinte er ungeduldig.

„Nein, laſſen Sie mich gehen", bat ſie, winkte ihm vor dem Diener ſo zu wie immer und beeilte ſich, die Treppen hinaufzukommen.

Er folgte ihr nicht, ſagte ihr nicht einmal gute Nacht; er blieb ſchweigend ſtehen und ſah ihr nach. Als ſie verſchwunden war, trat er in ſein Zimmer, öffnete die Fenſter, die Friedrich ſchon geſchloſſen hatte, und blickte in die Nacht hinaus.

Dort unten war er neben ihr hergegangen, dort hatte er ihr geſagt, was er ihr ſagen mußte, dort hat ſie ihm geantwortet. Ein andrer alſo war es, dem ſie gehören ſollte. Wie war es nur gekommen, daß er ſelbſt ſie jenem andern entgegentrieb? Er wußte es nicht.

Ein greller Blitz leuchtete auf und fuhr in violettem Feuerbündel nieder. Und gleich darauf ein dröhnender, wütender, lang anhaltender Donner. Die Waſſermaſſen, nach denen ſich die Menſchen in der trägen Schwüle des Tages geſehnt hatten, praſſelten jetzt mit ungebändigter Kraft nieder.

Die kleine flinke und kurzsichtige Frau Agnes Gronau kam, sah und siegte.

Sie machte sehr kurzen Prozeß. Am frühen Vormittag war sie schon da, ließ sich gleich bei Fräulein Erlebach melden, tat so selbstverständlich, als ob sich der Baumeister schon entschieden hätte, Margot mit Marie nach Heringsdorf zu schicken, hätte beinahe ein Unheil angestiftet, weil Marie den Plan ihrer schnellen Abreise zuerst natürlich mit der gestrigen Szene in Zusammenhang brachte, und war schließlich doch allen willkommen, als sich das Mißverständnis aufklärte und man lachend dahinterkam, daß der Baumeister in seiner Zerstreutheit gestern ganz vergessen hatte, die Reise zu erwähnen.

Marie war sich über den richtigen Zusammenhang freilich nicht ganz klar, aber sie empfand es als Wohltat, daß sie eine Zeitlang vor Wehrmanns seelischen Überrumpelungen sicher sein sollte, und ließ sich von dem Eifer der kleinen Frau, die, eben noch unbekannt, jetzt schon so vertraut tat, mitreißen.

Frau Gronau ging gleich daran, unter Maries und Margots Sachen die richtigen Kleidungsstücke für die Reise auszusuchen, wies dem Baumeister, der durch das schnelle Tempo, mit dem die Abreise inszeniert wurde, in sichtliche Verlegenheit kam, mit gutmütigem

Scherz die Tür und erklärte ihm, daß er seine Nase nicht in Frauensachen hineinzustecken brauchte, weil er als Junggesell am wenigsten davon verstehe. Selbst der alte Friedrich, der im ersten Augenblick über diese Weiberwirtschaft sprachlos war, half schließlich gern mit, als er dahinterkam, daß jetzt eine Schonzeit für das Haus kommen sollte.

Hinaus in eine neue Umgebung! Das war das Losungswort dieses Vormittags.

Marie auf der Flucht vor Wehrmann und in der Angst vor sich selbst, Margot in der immer schwächer werdenden Erinnerung an ihre ehemalige Prinzessinnenstellung und in der unbestimmten Ahnung, daß ihr ein Wechsel der Umgebung vielleicht etwas von dem Glanz ihres ehemaligen Lebens wiederbringen könnte, und Wehrmann im Zwiespalt der Empfindungen, die ihn bald zu seinem ehemaligen Junggesellenleben zurücktrieben, bald wieder in Maries Nähe drängten.

Aber wie es auch um ihn bestellt sein mochte, er wollte Klarheit. Und er konnte mit sich nur fertig werden, wenn er von ihrem sonderbaren Einfluß befreit war, der ihn lähmte und ihn zum Sklaven ihrer Moral machte.

Um vier Uhr ging der Zug. Frau Gronau wollte mit Mann und Kindern um drei Uhr bei Wehrmanns vorfahren, ließ sich von dieser Zusammenkunft nicht abbringen und bestand darauf, daß man ihr noch einmal versicherte, daß man rechtzeitig bereit sein würde. Sie fühlte sich als Reisemarschall und wehrte sich ener-

giſch, wenn jemand auch nur die geringſte ihrer Verfügungen ändern wollte.

Wehrmann fühlte: Marie wich ihm aus und wollte es vor der Abreiſe zu keiner neuen Ausſprache kommen laſſen. Die Zeit verſtrich ihm immer langſamer, ſo daß er es als eine Erleichterung empfand, als Friedrich mit der Meldung erſchien, das Gepäck ſei ſchon auf dem Wagen. Und da bogen Gronaus mit ihrem Wagen auch ſchon um die Ecke.

Er mußte wider Willen, trotz ſeines Ärgers lachen, als er die Familienkutſche ſah. Die Mama thronte mit Felix und Hedwig zu beiden Seiten auf dem Rückſitz, der gutmütige Architekt, der ihnen gegenüberſaß, hielt zwei große Taſchen auf dem Schoß, und der Kutſchbock war ſo mit Koffern und Taſchen verbarrikadiert, daß der Kutſcher, der ſich oben behaupten konnte, durch dieſe Geſchicklichkeit geradezu den Befähigungsnachweis zu einem Exzentrikturner erbrachte.

Es war nicht daran zu denken, daß Gronaus ihren Wagen verließen. Wie ſollten ſie ſich wohl ein zweites Mal ſo richtig einordnen? Man begnügte ſich damit, ſich zu begrüßen, und Marie, die unterdeſſen heruntergekommen war, erbot ſich, etliche Gepäckſtücke in ihren Wagen zu übernehmen.

Als Marie mit dem Kinde eingeſtiegen war und Wehrmann ihnen folgen wollte, fragte ſie ihn harmlos, ob er ſie zur Bahn begleiten wollte.

„Ich hatte die Abſicht", ſagte er gereizt, „aber wenn kein Platz mehr da iſt . . ."

„Aber gewiß!" lachte ſie. „Gronaus haben noch viel weniger Platz."

„Ich denke, daß ich es verſuchen könnte", ſagte er, ohne auf ihr Lachen einzugehen. Er glaubte zu ſehen, daß ſie regelrecht mit ihm zu ſpielen begann.

Er ſchwieg beharrlich, da ſie ſich ganz dem Kinde widmete, fühlte ſich vollkommen überflüſſig und war wütend, daß er mitgekommen war.

Die Fahrt ſchien kein Ende nehmen zu wollen. „Wer hat denn den Wagen geholt?" fragte er. „Irrſinnig, vom Grunewald bis zum Stettiner Bahnhof mit einer Pferdedroſchke zu fahren."

„Frau Gronau bat mich darum", erklärte Marie. „Sie hat Angſt vor einem Automobil. Ich glaube, weil ſie kurzſichtig iſt und den Weg bei der ſchnellen Fahrt nicht ſelbſt kontrollieren kann." Als er nicht antwortete, meinte ſie noch freundlich, daß ſie eine volle Stunde bis zur Abfahrt des Zuges hätten und ihre Zeit gar nicht verpaſſen könnten. Ihr ſtiller, ruhiger Ton reizte ihn, er glaubte, daß ſie ihn damit hänſeln wollte, und ſchäumte innerlich.

Der Bahnhof war überfüllt, an den Schaltern drängte ſich das Publikum, es herrſchte eine furchtbare Hitze; der Lärm der Träger, das Rollen der kleinen Gepäckwagen, die rufenden Menſchen, die Unruhe der Sommerreiſenden machte den Aufenthalt zur Qual. Die Umgebung war ganz dazu angetan, Wehrmanns Erregung aufs höchſte zu ſteigern.

„Was ſagſt du zu meinem Feldwebel?" fragte Gronau mit ſeinem breiten, behaglichen Lachen und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. „Meine Frau könnte ein ganzes Regiment kommandieren, und da ſoll

ſich einer noch wundern, daß ich unter dem Pantoffel ſtehe."

Wehrmann ging auf den Scherz nicht ein und ſah ernſt drein. „Haſt du denn keine Nerven?" fragte er. „Ich gehöre jetzt eigentlich in ein Sanatorium nach den zehn Minuten, die ich hier auf dem Bahnhof ſchon ausgehalten habe."

Gronau blickte ihn in gutmütiger Beſorgnis an. „Höre, mein Lieber, vielleicht haſt du recht", ſagte er. „Du müßteſt wirklich gehörig ausſpannen. Schon geſtern haſt du mir nicht gefallen."

„Ich mir noch weniger", brummte Wehrmann.

„Weißt du, was dir fehlt?" warf Gronau hin und flüſterte es ihm, nachdem er ſich vorſichtig umgeblickt hatte, ins Ohr: „Eine Frau fehlt dir."

Wehrmann fühlte, daß ihm ſein Freund auf die Nerven zu fallen begann, und überging ſeine Bemerkung. „Da kommt dein Junge, wahrſcheinlich ſind die Herrſchaften glücklich ihr Gepäck losgeworden."

In der Tat tauchte die ganze Geſellſchaft hinter Felix auf, der heute noch erhitzter und kraftſtrotzender ausſah als geſtern; auch ſeine Schweſter Hedwig glühte förmlich. Die Energie der flinken kleinen Frau war auch ſchon erſchöpft, und ſie räſonierte nur noch mit halblauter Stimme. „Otto", wandte ſie ſich an ihren Mann, „wenn du das übernommen hätteſt, dann wären wir überhaupt nicht mehr mitgekommen."

Gronau nahm es humoriſtiſch auf. „Was habe ich dir geſagt?" lachte er Wehrmann an. „Iſt ſie nicht ein richtiger Feldwebel?"

Seine Frau zwinkerte einen Augenblick mit ihren

kurzsichtigen Augen und schien über die Bemerkung indigniert zu sein, dann aber besann sie sich eines Besseren und mahnte zur Eile.

Gronau stand uninteressiert dabei, während seine Frau mit den Schaffnern verhandelte und durch vier Waggons kletterte, bevor sie die richtigen Plätze fand. Er mußte zu Hause sehr deutliche Befehle erhalten haben, ihre Anordnungen ja nicht durch wohlgemeinte Ratschläge zu durchkreuzen.

Endlich saßen die Kinder, endlich war das Gepäck untergebracht und die Coupétür geschlossen. Frau Gronau hielt bis zum letzten Augenblick das Wagenfenster besetzt, so daß Marie erst wieder zum Vorschein kam, als die Lokomotive schon anzog. Sie konnte den beiden Herren nur noch zuwinken und mußte dann wieder ihren Platz räumen, damit Frau Gronau, solange ihr Gatte noch sichtbar blieb, ihr Taschentuch schwenken konnte.

Das Tuch des dicken Architekten war vom Schweiß seiner Stirn schon durchtränkt, aber er hielt dem Gruße seiner Frau so lange stand, solange noch ein Zipfel ihrer weißen Fahne sichtbar blieb. Dann wandte er sich mit einem kurzen Auflachen um und faßte Wehrmanns Arm. „So, die wären wir los", sagte er, trotzdem man es ihm ansah, wie schwer ihm der Abschied von Frau und Kindern fiel. „Und nun trinken wir noch einen, bevor wir nach Hause fahren. Das heißt, wenn es dir recht ist."

Es war Wehrmann sonderbarerweise nicht recht. Er besann sich plötzlich, daß er schon ewig jemandem einen Sonntagsbesuch schuldig war, und daß er heute,

da er am Sonntagnachmittag in der Stadt war, die Gelegenheit unmöglich verpaſſen durfte. Er hielt es nicht einmal der Mühe wert, ſeinen Rückzug durch ein paar herzlichere Worte Gronau gegenüber zu entſchuldigen. Er war durchaus nicht auf den Ton einer kameradſchaftlichen Strohwitwerſchaft geſtimmt, ließ ſich durch keinerlei Abmachungen feſtlegen, verſprach Gronau nur, daß er ihm telephoniſchen Beſcheid geben würde, ob ſie am Sonnabend gemeinſam nach Heringsdorf fahren würden, und verabſchiedete ſich dann kurz.

Auf dem Platze vor dem Bahnhof nahm er eine Automobildroſchke und nannte dem Chauffeur irgendeine Hausnummer Unter den Linden. Der Kutſcher fuhr erſt los, wandte ſich aber während der Fahrt zweifelnd um. Die Nummer gab es Unter den Linden gar nicht.

„Gut, ſo fahren Sie zum Hotel Briſtol", befahl Wehrmann, ärgerlich, daß ihn der Kutſcher aus ſeinem Gedankengang geriſſen hatte.

Aber ſein Unbehagen wuchs noch, als er ſich dem Hotel Briſtol näherte. Tief in ſeinem Unterbewußtſein tauchten Erinnerungen an Ereigniſſe auf, die ſich an der Stelle abgeſpielt hatten. Er ahnte nicht, daß unter den bedeutungsvollen und peinlichen Ereigniſſen auch noch ein andres Erlebnis im Zuſammenhang mit dem Orte an ſein Gedächtnis pochte. Er, der mit ſeinen Gefühlen nur in den Frauen lebte, neigte ſchon unbewußt und ganz leiſe dazu, eine einſt unterbrochene und doch verheißungsvolle Bekanntſchaft zu erneuern, während er bewußt in ſeinen Gedanken mit Marie

haderte und ſich dabei trotz ſeiner Erbitterung nach ihr ſehnte.

In der weiten und kühlen Hotelhalle ſetzte er ſich an einen Tiſch und beſtellte Bier. Außer ihm waren nur ein paar vereinzelte Menſchen da. Sonſt war es ſtill um ihn.

Zum erſtenmal ſeit der Silveſternacht war er hier wieder eingekehrt und konnte ſich nicht dagegen wehren, daß beim Anblick des Schauplatzes zugleich die Erinnerungen an all das Niederdrückende von damals in ihm immer höher zum Bewußtſein emporſtiegen.

Schnell leerte er das Glas, das ihm der Kellner brachte, zahlte und ging.

Wieder nahm er einen Wagen und ließ ſich in den Tiergarten fahren. Aber der Anblick der ſonntäglichen Spaziergänger, die mit unverkennbarer Philiſtröſität ihre lauten Vorſtadtmanieren in den Schatten der Parkwege trugen, ärgerten ihn, ohne daß er von den dichten Scharen, die überall mit Kind und Kegel auftauchten, wegſehen konnte. Wie ſollte er dieſen unangenehmen Tag nur totſchlagen, ohne nach Hauſe zu fahren?

Plötzlich ſah er ein bekanntes Geſicht auf dem Wege. Oder irrte er ſich?

Nein, es ſtimmte, das war Frau H., die dort in eleganter Sommerkleidung mit grellrotem Schirm einherſchritt. Frau H., die ihm ihren vollen Namen nicht hatte verraten wollen, als er damals mit ihr im Schlafwagen nach Berlin fuhr, nachdem er im Warteſaal des Bremer Bahnhofs ſo ſchnell ihre Bekanntſchaft gemacht hatte. Und dann hatte ſie darauf be-

ſtanden, daß er zehn Minuten vor Ankunft des Zuges den Schlafwagen verließ, weil ſie am Lehrter Bahnhof von dem Gatten erwartet wurde, der angeblich ſo eiferſüchtig war. Er hatte ihr damals ſogar verſprechen müſſen, nicht einmal nach ihrem Manne hinzuſehen.

Wer weiß, vielleicht ſchlug auch jetzt eine günſtige Stunde. Wenn eine hübſche elegante Frau im Hochſommer in Berlin blieb, ſo konnte das ſehr wohl ſeine eigne Bewandtnis haben.

Schnell rief er den Kutſcher an, gab ihm irgendein größeres Geldſtück und eilte ihr nach. Mit ein paar ſchnellen Schritten holte er ſie ein.

Es gab ein fröhliches Wiederſehen. Sie dachte nicht daran, ihm ihre Freude über die Begegnung zu verbergen. Es war aber auch ein zu netter und glücklicher Zufall. Sie mußte drei Tage allein in Berlin bleiben, bis ihr Mann von irgendeiner Reiſe heimkehrte und mit ihr zuſammen ins Bad fuhr. Sie hatte ihn eben erſt zum Bahnhof gebracht.

Ich Marie auch, dachte er ganz flüchtig und mit leiſer Genugtuung. Aber ſie verſtanden ſich auch ohne ſein Bekenntnis ſehr ſchnell.

Wehrmann genoß die drei Tage ganz im Stile ſeines früheren Lebens.

Frau Gronau wunderte ſich. Alſo auch diesmal, genau wie am vorigen Sonnabend, blieb Wehrmann aus, und ihr Gatte konnte nicht einmal ſagen, warum. Gronau wußte auf die neugierigen Fragen ſeiner Frau nichts andres zu antworten, als daß Wehrmann nie zu Hauſe ſei, wenn er ihn aufſuche, und daß er ſich ſogar verleugnen ließe, wenn man ihn telephoniſch anriefe. Jedenfalls war es ſehr ſonderbar, daß die Leute in ſeinem Bureau und die Diener in ſeiner Wohnung erſt jedesmal nachſehen mußten, ob der Baumeiſter da war, wenn Gronau ſeinen Namen nannte. Der Teufel ſollte ſich in Wehrmanns Launen auskennen.

„Du kannſt ſagen, was du willſt", beharrte Frau Gronau ihrem Gatten gegenüber, als ſie des Abends vor dem Einſchlafen noch ihr Plauderſtündchen hielten. „Die beiden ſind ineinander verſchoſſen."

Gronau meinte lachend, daß das zwiſchen jungen Leuten ſchon häufig vorgekommen ſein ſolle, und daß es für Wehrmann ohnehin das beſte wäre, wenn er bald heiratete.

„Das ſchon", gab Frau Gronau zu. „Aber ſie ſollten doch nicht jetzt ſchon als Brautleute zuſammen leben. Das iſt der Baumeiſter dem Rufe ſeiner künftigen Frau ſchuldig."

„Tu mir den einzigen Gefallen und kümmere du dich nicht um andrer Leute Sittlichkeit", warnte Gronau mit erſtaunlicher Sicherheit. „Man ſoll froh ſein, wenn im eignen Hauſe alles in Ordnung iſt und ſich nicht durch kluge Ratſchläge den Mund verbrennen."

Frau Agnes ſah, daß ſie im Geſpräch mit ihrem Manne nicht auf ihre Koſten kam, und ließ ihn ohne Antwort. Als ſie ihn aber am Montag zeitig früh wieder zur Bahn gebracht hatte, war ſie feſt entſchloſſen, mit Fräulein Erlebach ein vernünftiges Wort zu reden.

Als ſie am Vormittag nebeneinander im Strandkorbe ſaßen, bot ſich ihr eine günſtige Gelegenheit. „Wie alt ſind Sie eigentlich?" fragte ſie Marie. „Doch höchſtens dreiundzwanzig."

„Dreiundzwanzig", gab ihr Marie Beſcheid.

„Für das Alter ſind Sie aber wirklich zu ernſt", meinte Frau Agnes. „Sie ſitzen da, als ob Ihnen ein Schiff untergegangen wäre."

„Nein, ganz gewiß nicht", lächelte Marie, „aber Sie dürfen mir das nicht übelnehmen, gnädige Frau. Ich habe für meine Jahre vielleicht wirklich mehr durchgemacht als andre junge Mädchen."

„Ja, ja, gewiß", verſuchte Frau Gronau zu begütigen und zwinkerte dabei gerührt mit ihren kurzſichtigen Augen. „Aber jetzt geht es Ihnen doch eigentlich recht gut, nicht wahr?"

„O ja", beſtätigte Marie verlegen und ſah, um das Geſpräch abzulenken, nach den ſpielenden Kindern. „Margot hat ſich hier ſehr gut erholt, finden Sie nicht auch?"

„Ich ſpreche nicht von Margot", beharrte Frau Gronau. „Dazu ſind Sie doch noch zu jung, um ganz in einem andern Menſchen aufzugehen. Schließlich iſt es ja auch nicht Ihr Kind. Sie leben überhaupt viel zu einſam. Sie müſſen ſich mehr unter den Leuten tummeln. Nehmen Sie es mir nicht übel, Kind, aber Sie kommen mir gar nicht richtig vor."

Marie mußte laut auflachen und faßte Frau Gronaus drollige Hand mit den kurzgeſtutzten Nägeln, um ſie durch dieſe Berührung mit ihrem Lachen zu verſöhnen.

„Lachen Sie nur ruhig", ermutigte ſie Frau Gronau, „es ſteht Ihnen beſſer, als wenn Sie immer ſo ernſt dreinſehen. Was für Hände Sie übrigens haben! Wiſſen Sie, wenn ich mal krank bin, ſo möchte ich Sie zur Pflegerin haben."

„Warum denn, gnädige Frau?" fragte Marie amüſiert.

„Alſo Sie ſind die ſonderbarſte Perſon, die ich kenne", verſicherte Frau Agnes. „Jedesmal, wenn ich Sie mir richtig beſehe, entdecke ich etwas Neues an Ihnen. Heute früh erſt, wie Sie die Bademütze in die Hand genommen haben. Als wenn es etwas Lebendiges wäre, mit dem man zärtlich und ſchonend umgehen muß."

„Alle Welt will mich anders haben, als ich bin", meinte Marie ernſthaft, „und Sie wollen eine Berliner Range aus mir machen, gnädige Frau."

Frau Gronau erfaßte inſtinktiv die Gelegenheit, um der Frage näherzukommen, die ſie auf dem Herzen hatte. „Nanu, Kindchen, alle Welt? Sie verkehren

ja überhaupt mit niemandem. Das wird wohl der Baumeiſter ſein, der Sie anders haben will."

„Der Baumeiſter? Nein. Wie kommen Sie darauf?" fragte Marie ſchnell und wollte einer Überrumpelung vorbeugen.

Aber Frau Gronau ließ das Thema nicht mehr locker. Zielbewußt ſetzte ſie mit der Einleitung ein, um auf den Kernpunkt zu kommen. „Sagen Sie mal, Kind, Sie kennen mich doch jetzt ſchon eine gute Weile. Wenn man vierzehn Tage lang von früh bis abends zuſammen iſt, lernt man ſich doch kennen. Sie werden wohl ſchon gemerkt haben, daß ich es gut mit Ihnen meine, wie?"

Marie beſtätigte es ihr natürlich höflich, trotzdem ſie das angebrochene Geſpräch nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Badeaufenthalts zählte.

„Werden Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen einen gutgemeinten Rat gebe?"

Frau Gronaus wohlgemeinte Ratſchläge waren nicht gerade das, wonach Marie ſich ſehnte, aber es gab kein Entrinnen; ſo kühl ſie auch ihr „Gewiß nicht!" ſagte, der Stein war ins Rollen gekommen, und ſie konnte ihn nicht mehr aufhalten.

„Kind, Sie ſind ein bildhübſches Mädchen, und der Baumeiſter iſt ein Mann . . . der . . . na ja, er hat nicht gerade Pech bei Frauen, das werden Sie ja auch wiſſen. Nein, Sie brauchen mich nicht zu unterbrechen — ich weiß, daß er ein Ehrenmann iſt . . . aber ſchließlich, die Leute reden ſchon darüber. Glauben Sie mir, es geht nicht, daß Sie bei ihm als

Junggeſellen im Hauſe bleiben, ohne daß Sie ins Gerede kommen."

Jetzt war es heraus, jetzt gab es kein Entrinnen mehr. Marie ſchoß das Blut in den Kopf, und ſie erhob ſich. „Leute, die ich nicht kenne, dürfen ſich ruhig ihre Gedanken machen, und die . . . andern . . . man kann es nicht allen Menſchen recht machen. Ich habe Margots Vater am Sterbebett verſprochen, daß ich mich gemeinſam mit Franz um ſein Kind kümmern will, und das tue ich eben", erklärte ſie und merkte nicht, daß ſie zum erſtenmal fremden Menſchen gegenüber den Baumeiſter mit ſeinem Vornamen nannte.

„Daß ihr Mädels kein vernünftiges Wort vertragen könnt!" fuhr Frau Gronau beleidigt auf. „Es iſt beſſer, Sie erfahren es von mir, die ich es gut mit Ihnen meine, als von fremden Menſchen."

„Sie und die fremden Menſchen ſind im Irrtum, gnädige Frau", ſagte Marie entſchieden.

Daran zweifle ich keinen Augenblick, wollte Frau Gronau ſagen, aber ihre weibliche Neugierde war doch ſtärker als die Vernunft, die ihr den Rat gab, gutmütig einzulenken. Sie faßte das junge Mädchen, das empört vor ihr ſtand, und zwang es, ſich wieder neben ſie zu ſetzen. „Sehen Sie mir in die Augen, Kind! Sie wiſſen ganz gut, warum Sie ſo grob zu mir ſind. Wenn der Baumeiſter Ihnen gleichgültig wäre, dann würden Sie ſich auch nicht ſo kränken, daß er noch nicht zu Beſuch hergekommen iſt."

„Ich könnte Ihnen etwas vorlügen, gnädige Frau", ſagte Marie, die die zudringliche Frau um

jeden Preis zum Schweigen bringen wollte. „Aber ich will Ihnen ganz aufrichtig antworten. Sie irren ſich, einfach, weil ich ſchon verlobt b i n."

Sie wunderte ſich ſelbſt, mit welcher Leichtigkeit ſie das ſagte, aber Frau Gronau hatte ſie mißverſtanden. „Um ſo mehr iſt es die Pflicht des Baumeiſters, daß er auf den guten Ruf ſeiner künftigen Frau Rückſicht nimmt", beharrte ſie, die ſich ihrer Taktloſigkeit allmählich bewußt wurde, aber im Ärger darüber, daß ihr Mann mit ſeiner Mahnung recht behielt, und daß ſie nur eine unhöfliche Abweiſung erfuhr, übers Ziel ſchoß.

„Nein, gnädige Frau, ich bin nicht mit Franz verlobt, ſondern mit einem andern", hielt ihr Marie mit ſichtlicher Genugtuung entgegen. „Hoffentlich ſind Sie jetzt über mein Schickſal beruhigt."

„Ja, wenn Ihr Bräutigam damit einverſtanden iſt, dann haben die Leute natürlich nicht das Recht, ihre Münder aufzureißen", gab Frau Gronau kleinlaut zu und biß ſich vor Ärger über ihre Abfuhr in die Lippen, während Marie trotz ihrer Erregung mit ihrem gewohnten leiſe ſchwebenden Gang auf die Kinder zuſchritt.

Margot war gerade im beſten Spiel, ſtapfte durch das ſeichte Waſſer zu ihr herüber und zeigte ihre Schätze. Hedwig war gebräunt, als ob ſie aus Zentralafrika käme, und auch Margot ſah man unter der Tünche der verbrannten Geſichtshaut ihre Blutarmut nicht mehr an.

Es tat Marie leid, das Spiel der Kinder zu unterbrechen. Sie ließ Margot ſchließlich gern bleiben und

kehrte zu Frau Gronau mit dem beſten Willen zurück, ſie wieder zu verſöhnen. „Sie ſind mir doch nicht böſe, gnädige Frau?“ ſagte ſie mit freundlicher, faſt bittender Stimme.

„Ich? Nein. Warum ſollte ich denn?“ meinte Frau Gronau verlegen und war doch froh, daß ihr das dumme Mädel die Hand zur Verſöhnung bot, ſo daß ſie am nächſten Sonnabend ihrem Manne gegenüber recht behalten konnte. Sie war im Grunde nicht weniger gutmütig als er und täuſchte nur durch ihre entſchloſſene kurze Art.

Marie glaubte die Affäre begraben und ahnte nicht, in welchem Maße ſie die Neugier der ſchwatzhaften Frau durch ihre Mitteilungen geſtachelt hatte.

Wie ein Menſch, der ununterbrochen nach einem einzigen Stern am Firmament ſtarrt, nichts mehr außer dieſem Punkt wahrzunehmen vermag und erſt, wenn der Stern verſchwindet, allmählich ſehend wird, um dann mit um ſo ſchärferen Augen die Dinge ſeiner Umgebung zu betrachten, ſo erging es auch Franz Wehrmann, der monatelang nichts gedacht und empfunden hatte als Marie, und für den nun nach ihrer Abreiſe an allen Ecken und Enden die Freuden ſeines früheren Lebens erſtanden.

Verſtört, zerſtückelt, zermürbt und mit ſich ſelbſt uneinig, hatte er nach Verlaſſen des Bahnhofs nach einem neuen Mittelpunkt für ſein Intereſſe geſucht.

Dann war ihm die reizende, liebebedürftige Frau H. über den Weg gelaufen und nahm ihn für drei Tage gefangen. Und als auch ſie verſchwand, traten die vielen andern, an die er durch Erinnerungen verknüpft war, an ihre Stelle. Sie waren während des Sommers nicht alle in Berlin, aber wo auch nur eine für einen Tag vorübergehend in die Stadt kam, da kreuzte ſie ſeinen Weg, da bot ſie ihm Gelegenheit, all die flammend ſüßen Worte zu ſprechen, an denen er ſich ſelbſt berauſchte.

Er lebte im Taumel. Er hatte lange genug entbehrt und gelitten, und ſeine ganze Kraft ſpannte ſich

zur Abwehr gegen die Eindrücke der ſchwerblütigen Zeit.

Nein, er verließ Berlin nicht. Er lebte und liebelte und genoß die Freuden ſeiner neu erblühten Männlichkeit.

Ein glücklicher Zufall ließ ihn ſogar der hübſchen Frau begegnen, die ihn am Silveſterabend in ihrer mausgrauen Robe ſo entzückt hatte.

In der Stadtbahn trafen ſie einander. Sie errötete, als ſie hörte, daß er ſich nach ſo langer Zeit ihres Kleides mit der Silberſtickerei noch entſann. Am Bahnhof Bellevue ſtieg ſie aus und ging mit ihm zwei volle Stunden im Tiergarten ſpazieren, trotzdem ſie erſt vorgab, es ſehr eilig zu haben.

Er war reizend zu ihr. Was er ihr ſagte, fühlte er zwar nicht tief, aber er wußte es ſo zu geben, als ob es ſeine heiligſte Überzeugung wäre.

Er fragte nebenbei auch nach dem Herrn, mit dem ſie damals zuſammen waren, und enttäuſchte ſie dadurch ſogar für einen Augenblick, weil er ſich nicht nur des Kleides entſann, das ſie damals getragen hatte, ſondern auch des Namens des Herrn Batt.

Sie wußte nichts weiter von ihm, als daß er Komponiſt war, daß er ihrem Manne am Geſellſchaftsabend des Schriftſtellers Rober, bei dem ſie ihm begegnet waren, ſehr gefiel, und daß ſie ihn deshalb eingeladen hatten, Silveſter mit ihnen zu verbringen. Was er komponierte und was er ſonſt trieb, wußte ſie nicht. Sie war ihm ſeitdem nicht mehr begegnet.

Sie fragte ihn, ob er wohl kommen würde, wenn ſie ihn zu ihrer nächſten Geſellſchaft im Herbſt laden

würde. Jetzt blieb ſie nicht mehr lange in Berlin, da ja die Gerichtsferien und der Urlaub ihres Mannes vor der Tür ſtanden. Sie fragte nur, um mit der Eiferſucht ihres Gatten zu kokettieren. Aber er nahm die Gelegenheit nicht wahr, weil er alles, was mit Eiferſucht zuſammenhing, in ſeinen Liebeleien inſtinktmäßig ausſchaltete. Er verſprach harmlos, daß er ſehr gern kommen würde.

Er hielt ſie auch nicht zurück, als ſie beim Anblick eines Bekannten, der das Paar glücklicherweiſe nicht bemerkt hatte, zur Heimkehr drängte, verließ ſie gehorſam an der Ecke, an der ſie ihn darum bat, und nahm ihr Stelldichein für einen der nächſten Tage wie ein liebes Verſprechen künftiger Freuden mit.

Zwiſchen Arbeit und Flirt flog ſein Tag dahin, und von dem Einfluß der Frau, die ſeinen Willen und ſeine Charakterart am mächtigſten gebeugt hatte, blieb nur der eine, dauernde, wertvolle Beſitz, daß er in geſchäftlichen Dingen ſich ſelbſt feſt die Zügel hielt und keine wagemutigen Verpflichtungen einging.

Durch den Ernſt ſeiner Arbeit erkaufte er ſich in ſeinem Innern ſelbſt das Recht zu dem köſtlichen Taumel ſeiner müßigen Stunden. Er war Marie keine Treue ſchuldig, da ſie einem andern gehörte, er durfte und mußte dem Lächeln andrer Frauen antworten, mußte ſich des Zaubers ſeiner Perſönlichkeit bewußt bleiben, wenn er nach ſeiner ſchweren Niederlage den Kopf hochbehalten wollte.

Monatelang waren ſeine Nerven abgeſtumpft geweſen, jetzt reagierten ſie im Verkehr mit Menſchen wieder auf den leiſeſten Reiz. An jedem Blick, an jeder

Bewegung der Menſchen, mit denen er zuſammenkam, fühlte er, wie er auf ſie wirkte, wie er ihnen gefiel, wie er ſie gewann oder wie er ſie abſtieß. Selbſt der alte Friedrich bekam in den letzten Wochen einen Glanz in ſeine müden Augen, wenn er ſeinen Herrn bediente.

Faſt drei Wochen vergingen ſo, ohne daß ihm die Trennung von Marie Schmerzen bereitete. Es war, als hüllte die Frau, die aus der Ferne weiter in ihm wirkte, und das Gaukelſpiel der kleinen Liebeleien, mit denen er ſie verriet, ſeine Seele ein, ſo daß er alles Ungemach, das ihm begegnete, wie durch einen roſigen Schleier gemildert ſah. Erſt an einem Freitagabend wurde er plötzlich aus ſeinem Traum geweckt.

Er pflegte ſich des Abends bei Friedrich zu erkundigen, ob Poſt für ihn in der Wohnung angekommen war, weil er in den letzten Tagen oft erſt am frühen Morgen heimkehrte. Er ſchrak ordentlich zuſammen, als Friedrich ihm meldete, daß ein Brief vom gnädigen Fräulein aus Heringsdorf dalag.

Auch der Brief fing, ſo wie ihre früheren ganz kurzen Poſtkartenmeldungen, mit Margots ſich ſtetig beſſernder Geſundheit an. Dann aber kam etwas Sonderbares. Marie erzählte, daß ſie ein Geſpräch mit Frau Gronau gehabt hätte, das ihr zu denken gab. Trotzdem Marie den dummen Gedanken erſt verworfen hatte, mußte ſie ſich davon überzeugen, daß ſeine Bekannten ſich über ihr Zuſammenleben mit ihm Gedanken machten. Sie ſelbſt lege zwar kein Gewicht darauf, wollte es ihm aber doch nicht verheimlichen, da er bis zu ihrer Rückkehr ein Arrangement treffen

konnte, bei dem die geſchwätzigen Menſchen ſich zufriedengeben würden.

Wehrmann begann erregt im Zimmer auf und ab zu ſchreiten. Dreimal unterbrach er ſeine Wanderung, dreimal las er ihren Brief. Seine Schritte wurden immer lauter.

Dann ſtand er vor dem Schreibtiſch ſtill und drückte zweimal auf den elektriſchen Knopf. Er kippte dabei einen Aſchenbecher um, ſo daß die Aſche die blanke Fläche des Tiſches beſchmutzte. Wütend warf er die Schale zu Boden, daß das Porzellan in Scherben ging, und fauchte die Aſche von der Politur hinunter.

Friedrich erſchien ſelbſt ſtatt des jungen Burſchen, dem das doppelte Klingelzeichen gegolten hatte.

„Wilhelm ſoll ſich fertigmachen. Er wird gleich zum Polier nach der Alexanderſtraße fahren", befahl Wehrmann. „Ich ſchreibe unterdeſſen ein paar Zeilen auf."

Friedrich ſammelte, ohne eine Miene zu verziehen, die Porzellanſcherben vom Fußboden auf und zog ſich zurück.

Wehrmann bat den Polier, am nächſten Tage eine halbe Stunde früher auf dem Bau zu ſein, da er am zeitigen Morgen verreiſen müßte. Wilhelm meldete ſich gleich darauf und nahm den Brief in Empfang.

„Auf jeden Fall Antwort bringen", befahl Wehrmann. „Wenn der Polier nicht zu Hauſe iſt, ſo ſuchſt du ihn auf, damit ich beſtimmt Beſcheid weiß. Verſtanden?"

„Zu Befehl, Herr Baumeiſter." Stramm und militäriſch trat der Burſche ab.

Wehrmann zündete ſich eine neue Zigarette an und nahm ſeine Wanderung wieder auf.

Wenige Minuten ſpäter erſchien Friedrich. „Herr Baumeiſter Gronau kommt gerade die Straße herunter", meldete er. „Wird Herr Baumeiſter zu Hauſe ſein?"

„Sofort hereinbitten!"

Dann war er allein. Jetzt wußte er wenigſtens, was ihm gefehlt hatte. Gronau hatte ihm gefehlt, dem wollte er jetzt ordentlich Beſcheid ſagen.

Als Friedrich dem Gaſte die Tür öffnete, kam Gronau mit behaglichem Lachen herein und ſtreckte Wehrmann ſchon von der Tür aus die Hand entgegen. „Hab' ich dich erwiſcht, du alter Fuchs?" lachte er.

Wehrmann reichte ſeinem Beſucher mit mürriſcher Flüchtigkeit die Hand. „Hör' mal, deine Frau hat eine raſende Dummheit gemacht!" fuhr er ihn kurzerhand an.

„Erlaube mal", unterbrach ihn Gronau und ſetzte ſich zur Wahrung ſeiner Familienehre in Poſitur.

„Ich erlaube gar nichts", erklärte Wehrmann. „Und überhaupt, du weißt ja noch gar nicht, um was es ſich handelt. Wir haben klipp und klar miteinander zu ſprechen, und du wirſt die Geſchichte, die deine Frau angerichtet hat, wieder gutmachen."

„Ja, aber . . ." meinte Gronau verſtört und ſtand der unbegreiflichen Wut ſeines Freundes und der Anſchuldigung ſeiner Frau ſo hilflos gegenüber, daß er unwillkürlich das Mitleid herausforderte.

„Deine Frau hat Marie, ich meine meiner Schwä-

gerin, eingeredet, daß alle Welt darüber den Mund aufreißt, daß ich als Junggeſell und ſie als junges Mädchen . . . na, du verſtehſt — alſo kurz und gut, daß meine Schwägerin hier aus dem Hauſe müſſe. Aber erſtens geht das deine Frau den Teufel was an, und zweitens war es der ausdrückliche Wunſch meines Bruders im Intereſſe ſeines Kindes. So, jetzt weißt du Beſcheid, und jetzt geh nach Hauſe an deinen Schreibtiſch und ſetz' deiner Frau den Kopf zurecht."

„Die Frau kann doch ihren Mund nicht halten!" fuhr es Gronau in ſeiner Überraſchung unwillkürlich heraus.

„Nein, das kann ſie nicht. Aber du wirſt Manns genug ſein, ihr das zu ſagen."

Gronau glaubte es ſeiner Mannesehre ſchuldig zu ſein, darauf kräftig mit dem Kopfe zu nicken. Aber er meinte, daß er das doch auch mündlich erledigen könnte, da er ohnehin morgen abend nach Heringsdorf führe.

Einen Augenblick lang ſchien auch Wehrmann das für das beſte zu halten. Dann beſann er ſich aber anders. „Nein", ſagte er, „das geht nicht. Ich reiſe morgen mit dem erſten Zuge und will, daß deine Frau ſich die Sache gleich vormittags Marie gegenüber anders überlegt hat."

Die beiden Männer wurden einig und ſchieden als gute alte Freunde. So gerade und — ungeſchickt wie möglich ſetzten ſie Frau Gronaus Meinungsänderung in Szene und hatten keine Ahnung, daß die Sache in dieſer Weiſe unmöglich zu einem harmoniſchen Ausklang führen konnte.

Franz Wehrmann verpaßte den erſten Zug. Er paſſierte die Sperre juſt in dem Augenblick, in dem ſein Zug abdampfte, mußte ſich alſo bis zum Mittag gedulden.

Ja, Wehrmann war zurückgeblieben, aber der Brief Gronaus war mit dem Zuge mitgekommen. Korrekt, wenn auch mehr als ungern, löſte Gronau ſein Verſprechen ein. Noch in der Nacht hatte er ausführlich an ſeine Frau geſchrieben und ihr die Empörung des Baumeiſters geſchildert. Nach langen Entſchuldigungen erſuchte er ſie dringend, die Dummheit bei dem beleidigten Fräulein Erlebach, die ſicher eine dumme Gans war, auch ja recht gründlich wieder gutzumachen. Vom Geſchäft aus, das in der Nähe des Stettiner Bahnhofs lag, hatte er die ganze Epiſtel durch einen Boten zum Zuge geſchickt.

Wehrmanns Ärger über die Verſpätung verflog bald. Er ſagte ſich, daß die wenigen Stunden nicht den Ausſchlag geben konnten, und empfand in ſeiner geſchäftlichen Gewiſſenhaftigkeit, die ihm in der letzten Zeit zu Harlems Verwunderung eigen geworden war, eine Genugtuung darüber, daß er auf dieſe Weiſe noch in ſein Bureau ſehen und ſeine Poſt erledigen konnte.

Digitized by Google

Er hielt ſich nicht lange mit ſeinem Prokuriſten auf, ſondern zog ſich in ſein Privatkontor zurück. Er ſah das Lohnbuch nach, vertiefte ſich in die Wochenabrechnung und begann dann eine flüchtige Aufſtellung über die tatſächlichen Baukoſten, die er Poſten für Poſten mit dem urſprünglichen Voranſchlag verglich. Er nahm es mit jedem verdienten Groſchen ſehr genau. Als er damit fertig war, prüfte er noch einmal die vormonatlichen Abſchlußziffern und verſuchte auf ihrer Grundlage das Geſchäftserträgnis eines ganzen Jahres zu überſchlagen.

Sein Intereſſe war ſo ſehr bei der Sache, daß er beinahe auch den zweiten Zug verpaßt hätte. Gerade nur rechtzeitig erreichte er den Bahnſteig.

Seine Gedanken ſchweiften von den Abſchlußziffern, die ihm arge Sorgen bereiteten, zu Marie über. Wie ſonderbar, daß er ſich ihr Bild nicht vorzuſtellen vermochte! Er fühlte ganz deutlich die Einzelzüge ihres Weſens, konnte ſich aber den ganzen Menſchen nicht ins Gedächtnis zurückrufen. Das verdroß ihn. Er kam ſich verblödet vor, daß er eine ihm liebe Frau, mit der er ſeit mehr als einem halben Jahre tagtäglich zuſammen gelebt hatte, nach dreiwöchiger Trennung nicht mehr deutlich vor ſich ſah, wenn er die Augen ſchloß.

Je mehr er ſich ſeinem Ziele näherte, um ſo heißer und inniger wurde der Wunſch in ihm, ſie wiederzuſehen. Er bedauerte, daß er ihr ſeine Ankunft nicht telegraphiſch mitgeteilt hatte. Sie wäre gewiß mit Margot zum Bahnhof gekommen.

Ein leiſes Unbehagen beſchlich ihn bei dieſer Vor-

ſtellung. Er wußte nicht, warum. Er war ſich der Eiferſucht, die er auf Margot zu empfinden begann, nicht bewußt.

Er trat auf den Gang des D-Wagens hinaus und blickte nach der vorbeifliegenden Landſchaft. Der Wagen begann auf dem Gleiswechſel heftig zu rütteln, die Anzahl der Schienenſtränge vermehrte ſich draußen, ſie fuhren in den Bahnhof ein. Er ſprang als einer der erſten aus dem Wagen und ſah ſich auf dem Bahnſteig um. Nein, Marie war nicht da. Natürlich nicht, wie konnte ſie wiſſen, daß er kam.

Aber ein andres bekanntes Geſicht tauchte auf: Frau Gronau mit ihren zwinkernden Augen und der kurzen Taille.

Er wollte ihr ausweichen, aber ſie hatte ihn ſchon bemerkt und kam entſchloſſen geradeaus auf ihn zu. Ihm dämmerte eine Ahnung vom Zuſammenhang der Dinge.

Sie dankte kaum auf ſeinen Gruß und begann, eifrig neben ihm hertrippelnd, von dem Briefe zu ſprechen, den ſie vor einer Stunde von Otto bekommen hatte. Na, Fräulein Erlebach hatte ſie ſchon ihre Meinung geſagt, die ſaß zu Hauſe und konnte über die Klatſcherei nachdenken, die ſie angerichtet hatte. Aber ihm war ſie extra auf den Bahnhof entgegengegangen, weil ſie ſich ſchon nach dem Brief gedacht hatte, daß er jetzt kommen würde.

„Weiß Marie ſchon, daß ich da bin?“ fragte er.

„J wo weiß ſie! Ich werde mir doch nicht noch einen Zeugen holen, wenn ich mit Ihnen ſprechen will. Keine Ahnung hat ſie. Alſo ich nehme ſie mir, gut-

mütig wie ich bin, vor und gebe ihr als gute Freundin einen mütterlichen Rat, und ſie geht hin und ſchreibt Brandbriefe nach Berlin. Und Sie, Herr Baumeiſter, haben natürlich auch nichts andres zu tun, als mir meinen Mann aufzuhetzen."

Wehrmann ſah ein, daß er die Geſchichte nicht gerade geſchickt angefaßt hatte. „Sie tun genau ſo, als ob ich mich in fremder Leute Angelegenheiten gemiſcht hätte und nicht Sie, gnädige Frau", wehrte er den empörten Angriff ab.

„Wollen Sie mir meine gute Abſicht noch zum Vorwurf . . ."

„Ich denke nicht daran", unterbrach er ſie kurz. „Hier handelt es ſich überhaupt nicht um Sie, ſondern um Marie. Eins müſſen Sie doch einſehen, daß Sie eine Dummheit gemacht haben, und da Sie ſelbſt ſagen, daß Sie nur in beſter Abſicht gehandelt haben, ſo werden Sie verſtändig genug ſein, die Sache wieder in Ordnung zu bringen."

„Mich geht es überhaupt nichts mehr an", erklärte Frau Gronau pikiert. „Wenn es dem Bräutigam von Fräulein Erlebach recht iſt, ſo kann es mir ſchon ganz und gar recht ſein."

„Dem Bräutigam von Fräulein Erlebach?" Wehrmann glaubte nicht richtig verſtanden zu haben.

„Ich habe erſt geglaubt, daß Sie derjenige ſind, welcher. Und da mußte ich als Frau Ihres Freundes offen ſagen, daß Sie es dem Ruf Ihrer Braut ſchuldig waren, nicht mit ihr . . . na ja . . . aber jetzt, wo mir Fräulein Erlebach ſagte, daß ſie mit einem andern Herrn verlobt iſt . . ."

„So?" ſagte Wehrmann nur kleinlaut. „Ich wußte nicht, daß ſie Ihnen das erzählt hat."

Frau Gronau dachte an die Ankunft ihres Mannes und erkundigte ſich, von ſeinem kleinlauten Ton einigermaßen beſänftigt, ob alſo jetzt die Geſchichte wieder in Ordnung ſei.

„Ja", brummte Wehrmann verdroſſen, „es war nur ein Mißverſtändnis."

„Dann haben Sie aber auch die Güte, das heute abend meinem Manne zu ſagen, nachdem Sie ihn erſt aufgehetzt haben."

Wehrmann nickte nur, um ſie zu beruhigen und ihre vielen Worte einzudämmen, und ſchritt dann ſchweigend neben ihr her.

Eine Weile lang verſuchte ſie, es mit ſeinem ſchnellen Gang aufzunehmen. Dann gab ſie es aber auf. „Sie haben es viel zu eilig", meinte ſie. „Gehen Sie nur ruhig voraus. Ich treffe Sie ja doch noch am Strande." Sie erklärte ihm kurz und mit der Wichtigtuerei des Fachmannes, die ſie immer zur Schau trug, wenn es ſich um Reiſeangelegenheiten oder Orientierungen in fremden Städten handelte, den Weg und ſchlug dann, ärgerlich mit ihrem Schirm den Weg abſteckend, eine andre Richtung ein.

Die redſelige Frau war kaum aus ſeiner Nähe verſchwunden, als Wehrmanns Schritte ſich verlangſamten. Er grübelte ſich immer tiefer in ſeine Gedanken hinein und fühlte, wie er mit jedem Schritt, der ihn Marie näherbrachte, immer mehr unter ihren wunderſamen Einfluß geriet.

Eine jubelnde Kinderſtimme rief hinter ihm her

und zwang ihn, ſich umzuwenden. Ein kleines Mädchen lief auf ihn zu: Margot. „Onkel Franz!“ rief ſie, „Onkel Franz!“

Er hob die Kleine, die ihm mit offenen Armen entgegeneilte, empor und herzte ſie mit einer plötzlich auflodernden Zärtlichkeit. „Wie geht's, Kleine? Du haſt dich aber mächtig erholt. Wo iſt denn Tante geblieben? Wohnt ihr hier?“

„Nein, du mußt zurückgehen, Onkel Franz. Du biſt zu weit gegangen. Tante iſt im Garten.“

Er vergaß, ſie wieder auf die Erde zu ſetzen und trug ſie in ſeinen Armen die kleine Strecke bis zur Gartenpforte einer hübſchen, ſaubern Villa zurück.

Eine ältliche Dame ging an ihnen vorbei und lächelte ihnen zu. „Das ſieht man aber, daß Sie der Papa ſind. Die Kleine iſt Ihnen wie aus dem Geſicht geſchnitten.“

Wehrmann blieb lachend ſtehen. „Ich bin gar nicht der Papa“, ſagte er. „Ich bin nur der Onkel.“

Die Dame wollte ein weitſchweifiges Geſpräch über Familienähnlichkeiten beginnen, aber er rettete ſich mit einem ſchnellen Gruß.

Rechts vom Gartenweg führte ein kurzer Pfad zum Penſionshaus. Die Eigentümerin ſaß an der Schwelle unter einem weiten weißroten Leinendach und erhob ſich zu ſeiner Begrüßung. Auch ſie ſchien zu einem ausführlichen Geſpräch geneigt zu ſein. Wehrmann ſetzte Margot nieder, und die Kleine lief ihm in den Garten voraus. Der Baumeiſter erkundigte ſich bei der Wirtin nur, ob für einen Tag ein Zimmer frei für ihn wäre, und ſie verſprach ihm, ihr Beſtes zu ver-

ſuchen, trotzdem das Haus in der Hochſaiſon voll beſetzt war. Wehrmann zerbrach ſich nicht weiter den Kopf darüber, entſchuldigte ſich nur mit einer flüchtigen freundlichen Geſte und eilte Margot nach.

Eine bekannte Geſtalt kam auf ihn zu. Auf dem Kopfe trug ſie einen weißen Helgoländer.

„Marie!" rief er.

„Ja, ich bin es", antwortete ſie, während ſie ſich ihm näherte. „Sie hätten mich wohl in meinem Aufzug nicht wiedererkannt?"

Er küßte die Hand, die ſie ihm reichte, und tat es mit ſo herzlicher Wärme, daß es durchaus nicht wie eine bloße Galanterie ausſah. „Sie glauben nicht, wie ich mich freue, Sie wiederzuſehen", ſagte er.

„Da müſſen Sie aber ſehr beſchäftigt geweſen ſein, daß Sie ſich dieſes Vergnügen nicht früher gegönnt haben", lachte ſie harmlos, und ernſthafter, mit einem ſchuldbewußten Blick fügte ſie hinzu: „Ich würde mich auch freuen, wenn ich nicht Angſt hätte, daß ich Sie mit meinem Briefe aufgeſchreckt habe."

Er mußte ihr verlegen zugeben, daß ihr Brief allerdings die Veranlaſſung zu ſeiner ſchnellen Reiſe war.

„Hier dürfen wir nicht darüber ſprechen", warnte ſie ihn ſcherzhaft. „Sie haben keine Ahnung, wieviel Ohren ſo ein Penſionsgarten hat."

Er war entzückt von dem Humor, mit dem ſie die Affäre auffaßte. „Dann iſt es das beſte, wenn wir in Ihr Zimmer gehen", ſchlug er vor. „Irgendwie müſſen wir uns doch einigen, wie wir uns zu Frau Gronau benehmen wollen, wenn ſie zurückkommt."

„Da ſteckt ja eben das Malheur", belehrte ſie ihn beluſtigt, „die ganze Penſion würde kopfſtehen, wenn wir beide zuſammen in ein Zimmer gingen."

Was war mit ihr geſchehen, daß ſie ſich mit ſo herzhaftem Humor über die Dinge ſtellte? Es koſtete ihn Mühe, ihr nicht zu ſagen, wie reizend er ſie fand.

Frau Gronaus jüngſtes Ebenbild, Hedwig, kam jetzt auch herbeigelaufen, machte ihren Knix und forderte Margot auf, mitzukommen, um einen rieſigen Regenwurm zu beſehen. Margot ſchwankte einen Augenblick zwiſchen dem Regenwurm und dem Onkel, zog dann aber den Onkel vor, ſo daß Onkel und Tante ihr Geſpräch nicht fortſetzen konnten.

Da kam Wehrmann mit ſeiner Neuigkeit heraus. „Hör' mal, Kleine", erklärte er Margot, „du wirſt ſchon im Herbſt deine Schulprüfung machen müſſen", und zu Marie gewendet, ergänzte er ſeinen Bericht: „Vorgeſtern kam der Beſcheid von der Ortsbehörde. Man erſchwert die Bedingungen, weil man jetzt ſtrenger darauf hält, daß die Kinder nicht durch Privatunterricht der Schulaufſicht entzogen werden."

„Und wenn Margot nicht beſteht?" erkundigte ſich Marie beſorgt.

„Ich habe ſie zur ſechſten Klaſſe angemeldet, trotzdem ſie dem Alter nach in die fünfte gehören würde. Man hat es mit Rückſicht auf den minderwertigen Vorunterricht in der chineſiſchen Miſſionsſchule bewilligt."

Margot bekam ein feierliches Geſicht, als von der Schule geſprochen wurde.

„Wollen Sie glauben, Marie, daß eine alte Dame,

die wir vorhin vor dem Hauſe getroffen haben, mich an der Ähnlichkeit als Margots Papa erkannt haben will?" erzählte er amüſiert.

„Margot ſieht Ihnen ſehr ähnlich", ſagte Marie ernſt. „Haben Sie das nicht gewußt?"

„Nein", wunderte er ſich. „Meinen Sie das im Ernſt?"

„Doch", ſagte Marie mit leiſer Nachdenklichkeit. „Sie ſieht Ihnen ähnlicher als ihrem eignen Vater."

Margot trat unterdeſſen mit ihrer Freundin beiſeite und teilte ihr die große Neuigkeit über ihre Schulprüfung mit.

Marie blieb bewußt ſtehen, um für einen Augenblick mit ihm abſeits zu ſein. „Wir beide ſind keine Diplomaten", ſagte ſie. „Ich hätte Ihnen nicht ſchreiben ſollen, und Sie hätten Herrn Gronau nicht zu ſeinem Brief veranlaſſen ſollen. Aber was nun? Es hilft nichts, ich muß mit Margot umſiedeln."

„Ich denke nicht daran, Sie wegzulaſſen", erklärte er heftig erſchrocken und faßte ihre Hand. „Wollen wir uns denn von Frau Gronau Vorſchriften machen laſſen?"

Sie machte ſich unauffällig frei. „Sie unterſchätzen das", erklärte ſie ihm ernſt und lächelte dann wieder ſchalkhaft, als ſie ihn vor die Wahl ſtellte: „Es ſei denn, daß Sie ſich verheiraten, und daß Ihre Frau mich ſo gern aufnehmen will wie Sie."

„Den Gefallen kann ich Ihnen nicht erweiſen."

„Warum wehren Sie ſich gegen die Trennung?

Sie ſagten mir ja ſelbſt, daß meine Nähe Ihre Arbeitskraft lähmt."

Margot kam zurück und bat ihren Onkel, mit ihr an den Strand zu gehen. Der Baumeiſter, der noch ganz unter dem Eindruck von Maries letzten überraſchenden Worten ſtand, nahm gern die Gelegenheit wahr, das Geſpräch zu unterbrechen, um ſeine Sicherheit wiederzufinden. Er erklärte ſich einverſtanden und verſprach Margot, mit ihr zu ſpielen. Sie erzählte ihm mit heißen Backen, daß Hedwigs Papa vorige Woche mitgeholfen hatte, als ſie eine Sandburg bauten.

„Dann will ich dir eine ganze Puppenſtube aus Sand bauen", verſprach er, während er ſich zu dem Kinde niederbeugte, um zärtlich ſeinen Kopf zu umfaſſen. Aber er war in ſeinen Gedanken nicht dabei.

Die Kinder eilten voraus, und er ſchritt ihnen langſam neben Marie nach. „Das iſt heller Wahnſinn", erklärte er ihr. „Fühlen Sie denn nicht ſelbſt, daß wir zuſammengehören? Glauben Sie, daß wir ſonſt ſo heftig aneinandergeraten wären, wenn Sie mir gleichgültig wären?"

„Vielleicht", geſtand ſie errötend, „aber ich weiß, daß es das beſte für uns beide iſt, wenn wir uns trennen."

„Marie, Sie ſind unaufrichtig zu mir", warf er ihr vor. „Ihnen iſt der dumme Klatſch von Frau Gronau nur ein Vorwand. Sie haben ſich zu nett und zu überlegen über ihn luſtig gemacht, als daß ich glauben könnte, daß Sie ſich ihn zur Richtſchnur nehmen."

„Sie haben recht", geſtand ſie und ſah ihn freimütig an.

„Weshalb alſo wollen Sie mich verlaſſen?" beharrte er. „Sie haben nicht das Recht, mir Ihre Gedanken zu verbergen. Gerade zu mir müſſen ſie ganz offen ſein."

Sie blieben unwillkürlich dicht an der ſpärlichen Düne ſtehen und ſahen ſich ernſthaft und erregt an.

„Ich verlange es von Ihnen, Marie. Warum wollen Sie fort von mir?"

Sie blickte einen kurzen Augenblick zur Erde, bis der Entſchluß in ihr gereift war. Ganz leiſe und zögernd kamen erſt die Worte heraus: „Ich ſagte Ihnen einmal — und das iſt noch nicht lange her —, daß ich mit einem ewigen Mißtrauen unter Menſchen lebe. Ich habe an zwei Männern, die einander ähnlich waren, ſchwer genug gelitten. Ich will nicht ein drittes Mal das gleiche erleben." Sie erhob ihren Blick und ſah ihm ſchüchtern, faſt ängſtlich ins Geſicht. „Sehen Sie, Franz, jetzt werden Sie es bedauern, daß Sie mich zum Reden gezwungen haben, jetzt werden Sie es ſelbſt wünſchen, daß ich nicht mehr in Ihr Haus komme. Mein Mißtrauen gegen Sie iſt wiedergekehrt. Und ich kann mir nicht helfen, ich kann es nicht verſcheuchen."

So ſchuldbewußt und ſchüchtern ihr Blick auch war, ſo mußte Franz Wehrmann doch ſeine Augen vor ihr ſenken. Kein Muskel zuckte in ſeinem Geſicht, und ſie konnte nicht erraten, was er dachte, während er lange ſchweigend vor ihr ſtand.

Dann aber ſagte er mit ruhiger Stimme: „Gerade deshalb bitte ich Sie, bei mir zu bleiben."

„Wenn Sie es auch jetzt noch verlangen, ſo werde ich bleiben", entſchied ſie und hatte das Gefühl, daß er innerlich ein Urteil über ſie geſprochen hatte.

Zweiter Teil

Die Wellen der Hochsaison überfluteten die Bureaus des Verlagshauses Eduard Lilienthal. Der September hatte die zwei ersten Schlager des Schauspiels gebracht, die Aufführung der neuen Szegenyschen Operette stand vor der Tür, andere erfolgreiche Komponisten drängten dazu, daß ihre längst angenommenen Werke herausgebracht wurden, Theaterdirektoren aus der Provinz gingen ein und aus und überboten sich in Tantiemengarantien für die Schlager, weniger glückliche Autoren petitionierten in allen Tönen um Vorschüsse, man verhandelte um Operettentenöre und Soubretten, empörte sich über vorgenommene Besetzungen, lachte über plumpe Witze oder über erlogene Episoden aus dem Hinterkulissenleben und fühlte sich bei alldem an dieser Theaterbörse so wohl, daß man immer noch eine Stunde länger blieb und dadurch die Fülle der Besucher in den Bureauräumen noch vermehrte.

Drinnen im Allerheiligsten, im Privatkontor des Herrn Lilienthal, des Allgewaltigen, der einem Napoleon vergleichbar, ein halbes Dutzend verschiedener Arbeiten auf einmal erledigte, der Verträge diktierte, während er telephonierte, durch Händedrücke auszeichnete, während er Unterschriften abgab, der Briefe las, während man ihm Anekdoten und Witze erzählte, drinnen, wo wie nirgends Kulissenschicksale entschieden

wurden, gab es jetzt einen jener plötzlich auflodernden Zwiſte, die ſich in lauten Worten Luft machten, um dann kurzerhand von einem einzigen entſcheidenden Worte Lilienthals niedergeſchlagen zu werden.

So einfach, wie ſonſt ähnliche Streitigkeiten, ſchien der Fall allerdings diesmal nicht zu liegen. Ein Komponiſt, zwei Textdichter, ein Theaterdirektor, ſein Kapellmeiſter und der Prokuriſt des Hauſes waren um Herrn Lilienthal verſammelt. Der Direktor ſaß mit ſeinem Kapellmeiſter untätig da, während der Komponiſt in ſeinen Angriffen von einem der Librettiſten ſekundiert wurde. Sie proteſtierten diesmal viel empörter als ſonſt und ſchienen es durchaus nicht nur auf einen Vorſchuß abgeſehen zu haben. Der Direktor hatte ihr Werk längſt angenommen, vor zwei Jahren war es in den Zeitungen angekündigt worden, vor ſechs Monaten hieß es, daß mit den Proben begonnen werden ſollte und heute war man genau ſo weit, wie am Tage der Annahme. Jetzt ſollte ſich der Direktor erklären. Entweder er gab das Stück in ſpäteſtens drei Wochen, oder er ſtellte es dem Komponiſten und dem Librettiſten wieder zur Verfügung.

Der Direktor wand ſich in umſtändlichen Erklärungen. Er ſtand innerlich durchaus auf der Seite der Proteſtierenden, da er aber bei Lilienthal arg in der Kreide war und ſich ſeinen Winken fügen mußte, verhielt er ſich parteilos, weil er ſelbſt nicht wußte, aus welchen Gründen der Verleger die Uraufführung des in ſeinem Verlage erſchienenen Werkes immer wieder hinausſchob, trotzdem die Kaſſenrapporte der laufenden Operette ſtark im Sinken begriffen waren.

Lilienthal ſpielte den Gleichgültigen. „Wenn Sie meinen, meine Herren, dann werden wir das Werk zurückziehen."

„Auf den Bluff falle ich nicht herein", wehrte ſich der Komponiſt. „Da ſitzen wir nun beiſammen, Sie, der Direktor, der Kapellmeiſter, die beiden Librettiſten, ich und meinetwegen Ihr Prokuriſt, wenn Sie den mitzählen wollen und wiſſen alle ganz genau, daß Sie kein beſſeres Werk für den Direktor haben. Alſo wozu die Mätzchen?"

Lilienthal war ſtolz darauf, daß er in jeder Situation ruhig blieb. Er erregte ſich auch jetzt nicht, ſondern winkte ganz gleichgültig ab.

„Wenn Sie das ſo genau wiſſen, mein Lieber, dann können Sie es darauf ankommen laſſen."

„Alſo wird's nicht gemacht, Herr Lilienthal, bei mir nicht", ereiferte ſich einer der Librettiſten in orientaliſchen Akzenten. „Was Sie mir erzählen wollen, das kann ich Ihnen ſelber auswendig herſagen. Sie haben ſeit Jahren ein glänzendes Werk liegen. Heinrich Batt hat es im Gefängnis komponiert. Piekfein, koloſſal temperamentvoll, ich weiß alles. Wievielen Komponiſten haben Sie den Bären ſchon aufgebunden? Da im Vorzimmer übrigens Ihr Herr Genie wartet, ſo können Sie gleich mit ihm abſchließen, wenn ſeine Muſik ſo piekfein und ſo koloſſal temperamentvoll iſt."

„Adieu, meine Herren, wir ſind fertig miteinander", erklärte Lilienthal mit ſcheinbarer Ruhe, während eine Ader an ſeiner Stirn aufſchwoll und ſeine Aufregung verriet. Mit einer ſeiner weiten und gelaſſenen Geſten wandte er ſich dann an den Direktor, an den Kapell-

meiſter und an ſeinen Prokuriſten: „Die Herren ſind Zeugen, daß der Komponiſt und die Librettiſten ſelbſt die Zurückziehung des Werkes gewünſcht haben . . . Habe die Ehre, meine Herren.“

Der zweite Librettiſt, der ſich nach wohl überlegtem Schlachtplan bis jetzt von der Beteiligung am Geſpräche fern gehalten hatte, nahm jetzt die ihm zugedachte Rolle auf und wollte begütigend wirken. Aber entweder hatten ſich ſeine beiden Kollegen zu weit vorgewagt oder die Rollen untereinander ſchlecht verteilt, jedenfalls ließ ſich Lilienthal diesmal auf keine weiteren Verhandlungen ein, begann ſich mit ſeinen Briefen zu beſchäftigen, ließ ſich eine Telephonverbindung herſtellen und tat ganz ſo, als ob er längſt wieder allein in ſeinem Privatkontor ſäße. Die drei hatten verſpielt. Die zwei Angreifer zogen ſich ohne Gruß zurück und der dritte reichte dem Direktor verſöhnend die Hand und meinte, daß man über die Sache noch ſprechen müſſe.

Kaum hatte ſich die Tür hinter ihm geſchloſſen, als Lilienthal ſein telephoniſches Geſpräch ſchroff unterbrach und ſich erhob. „In fünf Minuten werden wir Erſatz haben“, erklärte er und legte dem Direktor ſeine feiſte Hand auf die Schulter.

„Am Ende wirklich Batt?“ fragte der Direktor mit ſichtlichem Unluſtgefühl.

„Warum nicht?“ lachte Lilienthal. „Kapellmeiſter, ſagen Sie, ob Batts Muſik nicht koloſſal iſt?“

Der Dirigent zog es vor zu ſchweigen und ſeinem Chef die Antwort zu überlaſſen. „Warum haben Sie

ſo lange gewartet, wenn Sie von ‚Wunderlieb 21‘ ſo überzeugt ſind?“

„Warum habe ich wirklich gewartet?“ gab Lilienthal die Frage mit einer anderen zurück. „Direktor, Sie haben recht. Es war eine Dummheit, daß wir ‚Wunderlieb‘ nicht längſt herausgebracht haben. Zweihundert Aufführungen ſind das Mindeſte. Tun Sie mir jetzt den einzigen Gefallen, Direktor, und gehen Sie mit meinem Prokuriſten für ein paar Minuten in das Nebenzimmer. Ich laſſe Sie bitten, wenn ich mit Batt in Ordnung bin.“

Der Prokuriſt, ein Mann mit langem, würdigen Vollbart, wartete nicht erſt die Antwort ab, ſondern öffnete mit einer weichen, devoten Bewegung den beiden Beſuchern die Tür. Lilienthal blieb allein. Er klingelte dem Diener, ließ ihn hereinbitten und befahl zugleich, daß man ihm Batts Kontoauszug bringe.

Faſt gleichzeitig mit Batt trat durch die andere Tür der Buchhalter, ein noch junger Menſch mit einem verſchmitzten Geſicht, ein und legte das Buch auf den Schreibtiſch ſeines Herrn.

„Guten Tag, lieber Batt, was verſchafft mir das Vergnügen?“ grüßte Lilienthal herablaſſend. Batt nickte nur mit dem Kopf, ohne den Gruß ſonſt zu erwidern, während die Naſenflügel in ſeinem raſſigen, ſchmalen, feinknochigen Geſicht bebten.

„Sie ſind im Irrtum, Herr Lilienthal, damit wird es diesmal nicht getan ſein“, erklärte er, während er mit der Hand auf das ihm bekannte Kontobuch wies. Er war nur eines Vorſchuſſes wegen gekommen, glaubte aber nicht anders zum Ziele zu gelangen, als

indem er anfing, den Vorſchuß abzulehnen und nur auf eine baldige Aufführung ſeines Werkes zu drängen.

„Soll ich heute wieder einmal herhalten", lachte Lilienthal, der den Trick des Komponiſten wie eine ſelbſtverſtändliche Formel aufnahm und bald zu einem Abſchluß kommen wollte. „Der Wievielte, meinen Sie, ſind Sie heute, der Vorſchuß von mir verlangt?"

„Ich will gar keinen Vorſchuß von Ihnen", erklärte Batt. „Wollen Sie mir nicht vorerſt einen Stuhl anbieten?"

„Einen Stuhl ſollen Sie haben, den können Sie ſich ſelber nehmen. Und Vorſchuß wollen Sie alſo nicht haben. Das haben Sie mir das letzte Mal auch geſagt."

Er warf mit einem Stoßſeufzer ſeine Augen hoch, als wollte er damit ausdrücken, was für ein vielgeplagter Mann er doch war und welch unſinnige Forderungen ſeine Komponiſten und Autoren an ihn ſtellten. „Was wollen Sie denn?" fuhr er dann fort. „Wollen Sie morgen Premiere haben? Wenn Sie einen Direktor finden, der das ſo ſchnell für Sie macht, dann will ich bei Ihnen in die Lehre gehen." Und begütigend, als wollte er dem jungen und wilden Menſchen väterlich zuſprechen, erklärte er ihm dann weiter: „Alte Verträge, mein Lieber, Szegeny habe ich ſchon ſchieben müſſen, Grotjahn muß dann dran kommen, Hartſteidl hat unterdeſſen zwei ganze Operetten fertig gemacht, bevor die frühere rauskommen kann. Kann ich dafür, daß meine Operetten dreihundertmal gehen?

Wo ſoll denn das hinkommen? Die Werke müſſen ſich ja aufſtauen."

„Wenn einer Holz hacken geht, weiß er, wann er ſeinen Lohn bekommt", bemerkte Batt mürriſch, „und unſereiner kann zur Belohnung dafür, daß er eine glänzende Operette geſchrieben hat, Hungers ſterben."

„Glauben Sie, daß es mir nicht ſelber leid tut?" tröſtete ihn Lilienthal. „Allen Leuten habe ich von Ihrer Operette erzählt. ‚Aber wann, Herr Lilienthal?' fragen die Leute, ‚wann ſoll man dazu kommen?' Ich ſage Ihnen, lieber Batt, alle Welt iſt voll von Operetten bis oben hinauf."

„Ja, aber es muß doch etwas geſchehen", meinte Batt ungeduldig darüber, daß Lilienthal wieder einmal ſeine alten Tricks hervorholte.

Die Antwort klang ſehr herablaſſend. „Sie können ſich doch gewiß nicht über mich beklagen. Wiſſen Sie noch, wie ich Sie damals in Brandenburg getroffen habe, oder war es Potsdam? Ich erwähne das nur des Spaßes halber, natürlich, aber war ich nicht der erſte, der die Brieftaſche aufgemacht hat und Geld auf den Tiſch des Hauſes gelegt hat?"

„Das ſind jetzt bald vier Jahre her", erklärte Batt, deſſen Naſenflügel vor Empörung über Lilienthals Taktloſigkeit wieder zu beben begannen. „Vier Jahre lang kann ich doch nicht von dem bißchen Vorſchuß leben."

Lilienthal nahm den Kontoauszug vor und begann ſich in die Ziffernaufſtellung zu vertiefen. „Bißchen Vorſchuß? Erlauben Sie mal . . . ich habe da eine

kleine Rechnung vor mir. Wiſſen Sie denn auch, was Sie mir ſchuldig ſind?"

„Fünfzehn oder ſechzehntauſend Mark", riet Batt nervös.

„Mit den Zinſen achtzehn, mein Lieber, mehr kann ich nicht geben. Sie werden ſich ſchon gedulden und ohne mich behelfen müſſen."

„Ich bin allen meinen Bekannten Geld ſchuldig", erzählte Batt. „Sie wiſſen ganz gut, daß ‚Wunderlieb 21' Millionen wert ſein wird, wenn wir erſt nach der Berliner Premiere ſein werden."

„Daß Ihr gleich den Mund ſo voll nehmt", wehrte Lilienthal energiſch ab. „Alſo bitte, nur keine großen Worte, das kann ich am wenigſten vertragen. Millionen! Wenn ich das ſchon höre. Soll ich Ihnen vielleicht gleich einen Scheck über hunderttauſend Mark darauf geben?"

Batt zwang ſich mit aller Kraft, die Situation humorvoll aufzufaſſen, da er ſonſt eine ſeiner berühmten Dummheiten begangen hätte und augenblicklich nicht gerade in der Lage war, ſich eine ſolche Genugtuung zu leiſten. „Sie ſind ein ſonderbarer Kauz, Herr Lilienthal", ſagte er. „Schließlich ſind Sie doch noch derjenige, der am eheſten herausrückt, alſo warum machen Sie es mir ſo ſchwer? Bis dat qui cito dat."

„Mit griechiſchen Redensarten kommen Sie bei mir nicht zu Rande", lachte Lilienthal und fühlte ſich geſchmeichelt, weil die Komponiſten ſchließlich doch dahinter kamen, daß er am eheſten ein gutes Herz für ſie hatte. Dann wurde er wieder ernſthaft und begann eines jener vertraulichen Geſpräche, in denen er ſelbſt

ſeine Gutherzigkeit entdeckte und durch die er die Künſtler trotz ſeiner wenig angenehmen Manieren unfehlbar zu gewinnen pflegte, wenn als Ende ſeiner langen Rede der Ausblick auf ſeinen Geldſchrank winkte.

„Man hat ſeine Not mit euch", geſtand er mit einem Stoßſeufzer. „Hundertmal fällt man mit den hohen Vorſchüſſen hinein und wenn man dann glücklich einmal ſeine Rechnung finden ſoll, dann kommen ſie alle gleich aufgeregt und glauben, daß ſie gefoppt worden ſind. Ich ſage Ihnen, lieber Batt, Sie haben keine Ahnung, was für Leute es unter Ihren Kollegen gibt. Achtzehntauſend Mark Vorſchuß auf eine Operette, die noch nicht aufgeführt iſt und weiß Gott, wann aufgeführt werden wird, iſt doch mehr als was ein vernünftiger Menſch verlangen kann, nicht wahr? Aber ich ſage mir, daß Sie Pech gehabt haben. Warum, wieſo, geht mich nichts an.

Aber ſagen Sie mir ſelbſt, kann ich mein Riſiko als Geſchäftsmann noch mehr ausdehnen? Das werden Sie doch ſelbſt nicht verlangen können. Alſo was kann ich tun? Ich kann Ihnen das Werk abkaufen und wenn ich Ihnen den Gefallen täte, was wäre die Folge davon? Ein unglücklicher Zufall kann es wollen, daß ausgerechnet ‚Wunderlieb 21' einen großen Erfolg hat. Dann werden Sie genau ſo zu mir kommen, wie andere gekommen ſind und werden nicht daran denken, daß Ihr Erfolg für mich als Geſchäftsmann ein zufälliger Treffer war, daß ich an hundert anderen Stellen mein Geld verliere und werden ſagen, daß ich Beſcheid gewußt und Sie hineingelegt habe."

Batt wollte irgend etwas bemerken und ihn über ſeine Bedenken beruhigen, aber Lilienthal war nun einmal mit ſeiner langen Rede im Schwunge und ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich weiß, was Sie mir ſagen wollen. Sie wollen mir ſagen, daß man beim Theater doch nicht Beſcheid wiſſen kann. Das ſagen Sie heute. Aber wenn ich Ihnen das Werk abkaufe und es Erfolg hat, reden Sie ganz anders. Habe ich nicht recht?"

Batt ſchwante ſo etwas, wie die Ausſicht auf einen großen Batzen Geld. In dieſen Tönen hatte Lilienthal ſonſt nicht mit ihm geſprochen. Das war eine Stimmung und eine Gelegenheit, die man ausnützen mußte. „Ich bin eine Spielernatur, Herr Lilienthal", ſagte er lächelnd, „ich habe noch nie etwas bedauert, was ich getan habe, und ich jammere auch nicht, wenn es manchmal anders kommt, als ich erwartet habe. Ich brauche Geld, ich bin auf den Augenblick angewieſen, ich kann nicht warten. Aber Sie können warten — ob nun ‚Wunderlieb' ſchon in einem Monat aufgeführt werden wird oder in fünf Jahren. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es mir nicht leid tun wird, wenn Sie das Geſchäft mit mir machen."

„Ach ſo. Nein, ſo war es nicht gemeint", wehrte ſich Lilienthal zum Schein. „Entweder ich falle herein und verliere mein Geld, oder ich mache ein gutes Geſchäft und Sie kommen und machen mir Vorwürfe. Nein, von dieſen Szenen habe ich genug."

„Ich gebe Ihnen meine Hand darauf, daß Sie kein Wort von mir hören werden, auch wenn Wunderlieb zehn Millionen tragen ſollte."

„Zehn Millionen iſt gut", lachte Lilienthal. „Aber wiſſen Sie mein Lieber, ein Handſchlag vergißt ſich leicht. Das müßte ich ſchon ſchriftlich haben, ausdrücklich ſchriftlich, daß Sie mich darum gebeten haben und daß ich Ihnen, wenn auch ungern, den Gefallen erwieſen habe."

„Wenn das das einzige Hindernis iſt, mit Vergnügen", nahm Batt mit innerlichem Frohlocken an.

„Denn in Gottes Namen", lenkte Lilienthal zum praktiſchen Teil der Angelegenheit ein. „Aber der Betrag? Wieviel? Sie haben eine reiche Phantaſie, lieber Batt."

„Hunderttauſend Mark."

„Würden Sie hunderttauſend Mark für beſchriebenes Papier ausgeben?" lachte Lilienthal. „Nein, ohne Scherz, was wollen Sie haben?"

„Was wollen Sie geben?"

„Vierzigtauſend Mark, keinen Pfennig mehr."

„Und den Vorſchuß ſtreichen, natürlich?"

„Nein, der Vorſchuß wird natürlich abgezogen."

„Alſo noch zweiundzwanzig?"

„So beiläufig, man müßte das mit den Zinſen noch genau ausrechnen.

„Fünfundzwanzig und ſofortigen Abſchluß", ſchlug Batt leichtfertig vor und träumte ſich bereits in den Beſitz einer Summe, über die er ſeit Jahr und Tag nicht mehr verfügt und die man ihm noch nie auf ein Brett ausgezahlt hatte.

Lilienthal tat ſehr nachdenklich und antwortete nicht. Dann drückte er nach einer kurzen Weile, während Batt erregt in ſeinen Zügen zu leſen verſuchte, auf einen

der elektrischen Knöpfe, die in einer Holzplatte seines Schreibtisches steckten und befahl dem Diener die Stenographin hereinzuschicken. Als einzige Antwort auf Batts Vorschlag begann er dann dem jungen Mädchen die Dokumente zu diktieren. Es waren zwei sehr einfache Schriftstücke: Der Vertrag über die Abtretung sämtlicher Urheberrechte und eine davon getrennte, deutliche Erklärung Batts, daß der Kauf auf ausdrücklichen Wunsch und auf die nachdrücklichste Bitte des Komponisten zustande gekommen war.

Das junge Mädchen zog sich zurück und Batt meinte in der kurzen Wartezeit, während derer die Schriftstücke ausgestellt wurden, scherzhaft, daß jetzt die Premiere wohl kaum lange auf sich warten lassen würde.

Da kam er aber schlecht an. Lilienthal vertrug einen derartigen Spaß nicht und erklärte, das Geschäft sofort rückgängig machen zu wollen, wenn Batt jetzt schon mit solchen Mätzchen anfinge.

Batt mußte ihn versöhnen und war froh, als die Verträge unterzeichnet waren und er mit seinem Scheck über fünfundzwanzigtausend Mark vergnügt abziehen konnte.

Alle nach der Straße führenden Fenster der Villa, die Franz Wehrmann im Grunewald bewohnte, waren erleuchtet.

Zwei elegante Coupés standen vor dem Hause und von Zeit zu Zeit fuhren Mietautomobile vor, denen elegant gekleidete Herren und Damen entstiegen. Der Baumeister veranstaltete eine seiner größeren Gesellschaften: die dritte in dieser Saison.

Die Menschen seiner Kreise waren vor zwei Jahren erst darüber erstaunt, daß er, als Junggeselle, Empfänge abhielt, aber sie hatten sich mit der Zeit daran gewöhnt. Ja, man liebte es sogar, zu ihm zu kommen, und empfand es als Auszeichnung, geladen zu sein.

Der Baumeister hatte einen eigenen Reiz. Nicht nur seine stattliche Erscheinung und seine liebenswürdigen Umgangsformen bewirkten das, vor allem war es sein Ruf als Eroberer, der ihn in den Augen der Damen in eine verlockende, geheimnisvolle Atmosphäre rückte. Die Gattinnen der Architekten, der Fabrikbesitzer, Großhändler und Bankdirektoren liebten es, bei ihm zu Gast zu sein und gewannen ihm, trotz des Neides seiner Kollegen, die Sympathie ihrer Gatten. Die Ehemänner hatten nie Veranlassung, auf den Wirt eifersüchtig zu sein, keine Wimper in seinem Gesicht verriet die gefährlichen Komplimente,

die er zu machen wußte und manche Frau hätte ihm gern die weiteſten Avancen gemacht, weil ſie aus ſeinem Benehmen auf die zuverläſſigſte Verſchwiegenheit ſchließen zu dürfen glaubte.

Aber er ging nie über die Worte hinaus. Sein wärmſter Händedruck, ſeine gewinnendſten Aufmerkſamkeiten, ſein Lächeln und ſein zärtlicher Blick, blieben Liebeserklärungen, bei denen ihn keine wohlerzogene Dame von gutem Ruf feſthalten konnte. Die Frauen waren gegenſeitig eiferſüchtig aufeinander, ohne daß auch nur eine von ihnen ein Recht dazu hatte. Manche in ihrem Kreiſe forſchten ihm nach, alle beobachteten ſeine Bewegungen und Blicke, wenn er mit einer anderen Frau ſprach, viele ermunterten ihn zu deutlicheren Worten und einige wenige verrieten ſogar ſelbſtändig, daß ſie etwas für ihn empfanden.

Aber keine wurde zu ſeiner Geliebten.

Die würdigen Matronen fehlten im Kreiſe der Damen, die zu ſeinen Empfängen kamen. Sie bildeten untereinander eine geſchloſſene Gruppe der Geſellſchaft und ließen keine Gelegenheit vorübergehen, um gegen die anderen loszuziehen, die offenbar ſelbſt nicht ſittlich waren, wenn ſie in einem Hauſe, wie dem des Baumeiſters Wehrmann verkehrten.

Die abenteuerlichſten, aufregendſten und ſpannendſten Gerüchte gingen über die wilde Ehe um, die Wehrmann mit ſeiner Schwägerin führte, und die ſich ſogar vor den Augen der armen Waiſe abſpielte.

Dieſes Fräulein Erlebach wußte ſehr wohl, warum ſie bei den Geſellſchaften ihres „Geliebten" fehlte, ſie war klug genug, dem Eklat aus dem Wege zu gehen

und ſich auch außerhalb des Hauſes nicht mit dem Baumeiſter zu zeigen.

Aber auch die Frauen, die im Hauſe verkehrten, trugen ihr Beſtes dazu bei, den Ruf von Fräulein Erlebach, die keine von ihnen je geſehen hatte, in der Geſellſchaft zu untergraben.

Sie erzählten freilich keine Einzelheiten über das Verhältnis, aber ſie mimten die Großzügigen, die ſich über luſtige Junggeſellenſtreiche hinwegſetzten und meinten, daß ſie keinerlei Veranlaſſung hätten, ſich über „dieſe Dame" zu entrüſten, ſolange der Baumeiſter ſie taktvoll gar nicht in ihre Kreiſe einführte.

Marie aber blieb für alle unſichtbar und vermied es ſogar, mit Franz irgendwie über ſeine Empfänge zu ſprechen.

Nur im erſten Jahre, in dem der Baumeiſter ſeine Geſellſchaften zu veranſtalten begann, hatte ſie ihn gelegentlich darum gebeten, mit Margot zwei andere Zimmer im hintern Erdgeſchoß beziehen zu dürfen, damit das Kind des Nachts nicht um ſeinen Schlaf kam. Wehrmann war damals über ſeine gedankenloſe Rückſichtsloſigkeit erſchrocken und wollte gern ſeine Empfänge aufgeben. Sie bat ihn aber ſo dringend, ſich durch ſie beide nicht ſtören zu laſſen, verſicherte ihm, daß ſie ganz genau verſtand, daß er ſeiner geſchäftlichen Unternehmungen wegen Leute bei ſich ſehen müſſe, daß er ſich gern zufrieden gab und ſich mit ihrem Umzug im Hauſe einverſtanden erklärte.

Margot und Marie waren Freundinnen geworden.

Margot hatte in den erſten Jahren arg mit ihren mangelhaften Schulkenntniſſen zu kämpfen gehabt.

Nur mit Mühe war es dem Baumeiſter nach der erſten erfolgloſen Prüfung gelungen, ſie auch weiterhin vom Schulzwang frei zu halten und ihr eine neuerliche Prüfung nach einem halben Jahre zu erwirken.

Dann aber geſchah es wie mit einem Wunder, daß ihre zurückgebliebene Faſſungsgabe mit einem Schlage erwachte und ſie über das Maß der Altersgenoſſinnen hinausführte. Spielend lernte ſie das vorgeſchriebene Penſum und mit einem bis zur Neugier geſteigertem Intereſſe nahm ſie Neues und Ergänzendes in ſich auf. Auch künſtleriſche Inſtinkte wurden in ihr wach; ſie drängte dazu, ihre Mußeſtunden, die für Spaziergänge vorgeſehen waren, am Flügel zubringen zu dürfen, begann ohne Anweiſung, wenn auch ungeſchickt, Zeichnungen aus Büchern, die ihr ihr Onkel lieh, zu kopieren und bewies in ihren Urteilen einen Geſchmack, der frei von Banalität war.

Während man ſie früher aneifern mußte, verpflichtete ihr ganzes Weſen jetzt dazu, ihre vielſeitigen Intereſſen zu hemmen und zu bremſen.

Auch ihre äußere Erſcheinung hatte ſich ſchnell verändert. Bis zu ihrem zwölften Jahre litt ſie an Blutarmut, machte einen ſchwächlichen Eindruck und ſah wie ein zehnjähriges Kind aus.

Dann machte ſie, zugleich mit ihrer erſten ſchweren körperlichen Krankheit, eine ſeeliſche Kriſe durch. Ihre ererbte Veranlagung ſchien ſie einer frühen Reife entgegentreiben zu wollen, während ihr Aufenthalt in den Tropen die erſten Kräfte ihrer Kindheit geſchwächt hatte.

Als die Krankheit überwunden war, erwachte ſie

zu einem neuen Leben. Ihr Ausſehen wurde nach der Geneſung blühender als zuvor, ihr Geiſt flackerte in ſprunghafter Regſamkeit und ihre Wißbegier bereitete ihrer Tante arge Mühe.

Nach den Erfahrungen, die Marie auf ihrer erſten Badereiſe gemacht hatte, reiſten ſie im Sommer nie mehr an Orte, in denen ſie Bekannten begegnen konnten. Da ſie zu Hauſe ſchon ſehr zurückgezogen lebten, bot die Auswahl der abgelegenen Sommerfriſchen keine Schwierigkeiten. So geſchah es, daß ſie erſt durch völlig fremde Menſchen darauf aufmerkſam gemacht wurden, wie innig ſie auch in ihrer äußeren Erſcheinung zueinander gehörten.

Margot ſah mit ihren fünfzehn Jahren wie ein vollreifes junges Mädchen aus und Maries Geſtalt und Züge waren ſeit ihrer erſten Badereiſe nicht gealtert. So, wie der ganze Zuſchnitt von Margots Geſicht ſtark an den des Onkels erinnerte, ſo lag etwas in ihren Augen, das der Familienart ihrer Mutter entſprach und Marie ähnelte.

Nur ihr Temperament ſchied ſie voneinander. Marie war noch immer ſtill, Margot von leidenſchaftlicher Lebendigkeit. Die Augen, die einander glichen, wenn ſie in einem aufmerkſamen, ſtillen Geſicht ſaßen, konnten grundverſchieden ſein, wenn Margot unter einem ſtarken Eindruck jäh entflammte, während Marie die Dinge nur ſcheu und groß mit ihrem ſtillen Staunen anſah.

Heute ſchlug Tante, die ſonſt darauf hielt, daß Margot früh zu Bett kam, ſelbſt vor, in einen warmen Mantel zu ſchlüpfen und eine Weile draußen im Gar-

ten im Schnee zu marſchieren. Sie huſchten leiſe die Gartentreppe hinab und ſchritten um das Haus herum in die beſchneiten Anlagen. Mit einem flüchtigen Blick, in dem dennoch etwas wie Sehnſucht lag, ſtreifte Margot die Fenſter der oberen Etage.

„Die Gäſte ſitzen noch bei Tiſch", ſagte ſie. „Sieh mal, Marie, das Muſikzimmer iſt noch nicht erleuchtet."

Marie blickte erſt ſchweigend hinauf und machte dann das Mädchen auf die weiche Schneeſchicht aufmerkſam, die ſich auf einen nahen Obſtbaum gelagert hatte und jetzt, von einem Windhauch berührt, einige leichte Flocken zur Erde fallen ließ.

„Wie das glitzert", ſagte ſie nur.

Sie wußte ſehr wohl, daß es nicht mehr bedurfte, um Margots Intereſſe, das immer wieder für Onkels Geſellſchaften wach wurde, abzulenken. Es war der fünfte Winter, den Margot ſchon in Europa verlebte, aber immer noch blieb der Schnee für ſie ein unfaßbares geheimnisvolles Märchenwunder. So ſehr ihre Erinnerung an die Kindheit nach ihrer neu erblühten Geſundheit erblaßte, ſo blieben die Herrlichkeiten eines nordiſchen Winters für ſie doch das einzige, das ihr die Schönheiten der tropiſchen Natur erſetzte. Wie man nach einem Traumgebilde die Hand ausſtreckt, ſo hielt ſie die Hand hin, um die weißen Flocken zu fangen, die von den Äſten fielen. Es lag eine unbewußte Sinnlichkeit in der Art, wie ſie die Hand an den Mund führte, den loſen Schnee am Gaumen zerfließen ließ und das blendende Weiß wie ein köſtliches Getränk ſchlürfte. Es lag auch eine erwachende Sinnlichkeit darin, wie ſie Marie warm um die Taille faßte und,

zärtlich an ſie geſchmiegt, ihren Schritt dem ihrigen anpaßte.

Während ſie jetzt flott über den Weg drauf zu marſchierten, merkten ſie nicht, daß das Fenſter des Muſikzimmers erhellt wurde. Erſt als die Klänge eines Walzers zu ihnen hinunter tönten, blickten ſie auf. Marie drängte ſofort zur Rückkehr. Es war höchſte Zeit, daß ſie zu Bett kamen. Das junge Mädchen ſchien die Mahnung nicht allzu ernſt zu nehmen. Sie ſagte zwar nichts, hielt ihre Tante aber in einer lauſchenden Bewegung zurück.

„Hör' mal den Walzer, Marie."

„Von wem iſt der Walzer?" fragte Marie nur.

„Keine Ahnung", lachte Margot friſch auf, „aber man hört ihn aus jedem Hauſe, in dem Klavier geſpielt wird."

Marie antwortete nichts weiter und ging entſchloſſen auf die Hintertreppe des Hauſes zu. Das junge Mädchen, das horchend zurückgeblieben war, kam ihr mit einigen Sprüngen nach, faßte ſie um und ſchritt in wiegendem Gang den Klängen der Melodie folgend, neben ihr her.

* * *

Oben im erſten Stock ſaßen die Herren in Margots ehemaligem Zimmer bei Likören, Zigarren und Zigaretten zuſammen, politiſierten, ſprachen über Frauen, über Theater, über Toiletten und über die Gründe der ſchlechten Börſenkonjunktur. Manche, darunter Aſſeſſor Finkenberg, tummelten ſich im Damenſalon, Maries ehemaligem Zimmer und Wehrmann machte

in ſeiner diskreten und gewinnenden Art allen hübſchen und jungen Frauen den Hof.

Drinnen im großen Saal ſaß der übliche Jüngling mit der langen Mähne und ſpielte den Walzer der Saiſon aus der Operette „Wunderlieb 21“. Ein Summen und eine Bewegung ging durch die Reihen der Frauen und Männer. Unwillkürlich brummten ſie die Melodie des Tanzduettes mit. Hier und da hatte einer auch den Text behalten, aber die Worte kamen im Rhythmus des allgemeinen Stimmengewirrs nicht durch. Nur den Refrain, der ihnen das Bühnenbild zurückrief, in dem ſich die Paare lockten und fanden, den kannten ſie alle: „Du Grafenkind — du Bäckerskind —“ klang es faſt wie im Chore durch den Damenſalon und durch das Rauchzimmer. Sie ſchienen von den Worten hingeriſſen zu ſein, ohne daß ſich auch nur einer der Unſinnigkeit und Banalität des Schmachtlappentextes bewußt geworden wären.

Franz Wehrmann hatte ſich gerade mit einem liebenswürdigen Lächeln von dem kleinen Kreiſe frei gemacht, als ſein inſtinktiv geſchärftes Ohr ſofort bemerkte, daß die Stimme von Frau Aſſeſſor Finkenberg, die dort in der Ecke in einem allerliebſten roten Koſtüm ihre ſchönen Formen zur Geltung brachte, bei ſeinem Nahen lauter geworden war. Von dieſer hübſchen Frau ließ er ſich gewiß gerne feſthalten. Er trat zu ihr und fragte, was ſie ſo anregend erzählte.

„Ach richtig, Sie kennen ihn ja auch“, ſagte ſie, „unſeren berühmten Heinrich Batt. Ich finde das geradezu impoſant. Das iſt echtes Künſtlertum. Er ſchreibt ſein Werk, legt es mit der Geſte des über-

legenen Schöpfers hin und ſchert ſich nicht im geringſten um Beifall und Anerkennung. Er war nicht bei ſeiner Premiere und hat nicht einer einzigen Aufführung ſeiner Operette beigewohnt."

Wehrmann merkte ſehr wohl, daß ihre Begeiſterung für den Komponiſten ihn nur eiferſüchtig machen ſollte, aber er tat ihr durchaus nicht den Gefallen, gab ihr mit einem nonchalanten Lächeln recht und begann ſich zu langweilen.

Da wußte Frau Direktor Meklenburg ſeine Aufmerkſamkeit beſſer zu feſſeln, als ſie von einem glänzenden Aufſatz ſchwärmte, den ſie in einer bekannten Zeitſchrift für Heimkunſt über Franz Wehrmanns neueſte Villenbauten geleſen hatte. Sie merkte ſehr wohl, daß der Endzweck von Wehrmanns geſellſchaftlichem Aufwand im Grunde nur ſeiner Karriere galt und daß er ſich ſchon manchen Auftrag aus den Kreiſen ſeiner Beſucher geholt hatte. Sie beſtand ſo lange darauf, daß der Baumeiſter einige Zeichnungen oder Photographien ſeiner Villenbauten heraufholte, daß es faſt unhöflich ausgeſehen hätte, wenn er ihrer Bitte nicht nachgegeben hätte.

Die temperamentvoll raſſige Gattin des Inhabers eines großen Konfektionsgeſchäftes dachte nicht daran, ſich Wehrmann wegkapern zu laſſen. Ihr Mann ſprach ohnehin ſchon eine Ewigkeit davon, daß es ſich viel beſſer machte, wenn man ſeine eigene Villa hatte, ſtatt zur Miete zu wohnen. Sie erhob ſich auffällig, holte ſich mit einer Photographie in der Hand ihren Gatten ſelbſt aus dem Rauchzimmer und machte die ganze Geſellſchaft zu Zeugen, wie der Baumeiſter ſich eine halbe

Stunde lang nur ihrem Gatten widmete, während ſie dicht neben Wehrmann ſaß und durch ihre Fragen ihr verfeinertes künſtleriſches Intereſſe bewies.

Als der Baumeiſter ſich nach einer langen Erklärung endlich erhob und die kunſtverſtändige Frau zum Tanz aufforderte, hatte ſich der Muſikſaal längſt gefüllt, ſo daß ihn ungezählte Frauengeſichter an ſeine Kavalierpflicht mahnten. Die Konfektionskönigin verſicherte ihm vertraulich, daß ihr Gatte ihm ganz beſtimmt den Bauauftrag für ihre neue Villa zukommen laſſen würde.

Ihre Art war ihm peinlich, aber er nahm die Verſicherung doch gern entgegen, weil er ſich mit jedem materiellen Erfolg einem Ziele näher kommen ſah, dem er unentwegt entgegenſtrebte.

Kurz nach Mitternacht begannen ſich die erſten Gäſte zurückzuziehen, aber erſt um drei Uhr verabſchiedeten ſich die Intimeren des Hauſes von ihrem Wirt. Mit höflichem Geſichtsausdruck wartete Wehrmann noch vor der Gartentür, bis ſie in ihren Wagen verſchwunden waren. Als er aber allein war, nahm ſein Geſicht allmählich Züge an, aus denen Ermüdung und Ekel ſprach.

Verſtimmt und mit ſich ſelbſt unzufrieden ging er in ſein Schlafzimmer und riß die angelehnten Fenſter, die dem Garten zugekehrt waren, ganz auf. Dann entkleidete er ſich, ſtand eine Weile, die kalte Winterluft tief einatmend, ganz nackend da und begann ſchließlich ſeinen ſehnigen Körper in ſyſtematiſchen Rhythmen zu recken.

Er brauchte die friſche Luft und die Bewegung,

um die vielen flüchtigen Eindrücke des Abends mit ihren kleinen, oft peinlichen Episoden loszuwerden.

Es trieb ihn nach jedem seiner Feste naturnotwendig mit erneuerter Kraft zu seiner geheimen, großen Arbeit.

Dies alles, der äußere Glanz, der viele Verkehr, die guten Verbindungen, das diente nur dem einen Ziel, wieder frei zu werden, das Verlorene zurück zu erringen, seinem Talent zu leben und mit erhobenem Haupte wieder vor Marie treten zu können.

Ja, an dem Tage, an dem er die Folgen seiner früheren Leichtfertigkeit gesühnt haben würde, wollte er ihr ein offenes Geständnis ablegen. Sie hatte recht, er glich ihrem Vater und ihrem Verlobten, sie durfte, sie als einzige, Mißtrauen gegen ihn hegen, und hatte wahr gesprochen, als sie ihm ihre Gedanken offen bekannte. Aber sie mußte ihn auch freisprechen, wenn er durch ernste Arbeit gut gemacht hatte, was er einst durch Leichtfertigkeit verlor.

Wenn . . .

Manchmal wollte er schon an dem Ziel verzweifeln. Gewiß, er hatte sich in kurzer Zeit einen Namen gemacht, war anerkannt, wurde gesucht. Aber das Ergebnis, die klingende Münze, die Reichtümer blieben aus. Es war, als ob das Geschick eine grausam genaue Rechnung führte und ihn nicht aus seinen Klauen lassen wollte.

Seitdem Marie ihr Geld zurückgezogen und die ehemaligen Gläubiger ihres Vaters damit befriedigt hatte, seitdem sein ganzes Betriebskapital nur in der halben Million bestand, die Margots Erbschaft von

dreiviertel Millionen darſtellte, ſeitdem er nicht mehr den Mut hatte, Verpflichtungen einzugehen, die ſeine Kräfte überſtiegen, und ihn bei ſchnellem Konjunkturwechſel geſchäftlich vernichten konnten, ſeitdem war er in allen ſeinen Unternehmungen gelähmt und konnte aus den lohnenden Aufträgen trotz einträglichen Gewinns nicht mehr herauswirtſchaften als den reichlichen Aufwand, der durch ſein Leben in großem geſellſchaftlichen Stil bedingt war. Durch hohe Koſten ſchaffte er lohnende Aufträge und — Gewinn und Ausgaben hielten ſich die Wage.

Sein Ruf als Kenner ſeines Faches war in den letzten vier Jahren um vieles beſſer geworden, aber ſein Vermögensſtand war unverändert geblieben.

Gleich einem Sträfling in einem der altengliſchen Gefängniſſe trat und trat er das Waſſerrad in der engen Zelle ſeines vielſeitig ſcheinenden Berufslebens und glaubte oft in ſeiner Kraft und Ausdauer erlahmen zu müſſen, weil er keinen Fortſchritt in ſeiner Arbeit ſah und trotz ſeines unermüdlichen Eifers keine Früchte ſeiner Tätigkeit einheimſen konnte.

Der Baumeiſter ſaß allein in einem der weiten Fauteuils ſeines Arbeitszimmers und lächelte ſchelmiſch, voller Gutmütigkeit vor ſich hin. Keiner ſeiner Bekannten kannte dies Lächeln an ihm, nur in Geſellſchaft ſeiner beiden Damen huſchte es manchmal über ſein Geſicht, wenn er ſich beſonders heimiſch und behaglich fühlte.

Vor ihm auf dem Rauchtiſchchen lag ein weißes Kuvert. Das war an ſeiner vergnügten Nachdenklichkeit ſchuld. „Wohlgeboren Herrn Baumeiſter Franz Wehrmann ſamt gnädigem Fräulein Nichte", ſtand darauf. Es enthielt die Einladung zu einem Ball, den die Abiturienten des Grunewaldgymnaſiums zum Schulabgang gaben. Wer von den Bengels mochte Margot wohl kennen und ihr dieſe Einladung geſchickt haben? Wehrmann hätte es gern geſehen, wenn Margot zum Ball gegangen wäre und fand die Vorſtellung, daß er als Onkel den Gardeherrn eines Backfiſches ſpielen ſollte, ſehr beluſtigend.

Aber es war ein Hindernis da, deſſentwegen man Margot die Erlaubnis verſagen mußte. Nicht er ſelbſt, ſondern Marie war Margots gegebene Begleiterin und von Marie erwartete er, daß ſie ſich weigern würde. Ob ſie wohl ahnte, mit wie gutem Recht ſie das tat?

Digitized by Google

Sie hatte ſich in den letzten Jahren ſelbſt in eine ſchiefe Lage gebracht, als ſie ſeine Bitte, ſie möchte als Dame des Hauſes, wenn auch nur vorübergehend, bei ſeinen Empfängen erſcheinen, abſchlug. Solange ſie ſich nicht anders beſann, gab es keine Möglichkeit, den albernen Klatſch, der unkontrollierbar über ſie umging, abzufangen und aus der Welt zu ſchaffen. So blöde es auch war, er durfte ſich nicht verhehlen, daß ſie geſellſchaftlich heute nicht als voll galt und wenn er ihr auch jeden Augenblick die Stellung einräumen konnte, die ihr gebührte, und auf die ſie ſelbſt ſo wenig Wert legte, ſo mußte das doch bei einer anderen Gelegenheit geſchehen und nicht dadurch, daß ſie bei einem Ball der Oberprimaner als Gardedame erſchien und ſich da zum erſten Male öffentlich in ſeiner Geſellſchaft zeigte.

So bedeutungslos die Frage ſchien, ſo kleinlich die Veranlaſſung auch war, ſie mußte gründlich überlegt werden, wenn man ſicher ſein wollte, daß nicht irgendeine dumme Pute der guten Geſellſchaft Marie gegenüber eine Taktloſigkeit begehen würde.

Mit einem pfiffigen Lächeln begab er ſich zu den Hinterzimmern des Erdgeſchoſſes und klopfte bei ſeinen Damen an.

„Kinder, ich weiß ganz gut, daß ich euch ſtöre“, begann er, „aber ich habe euch wegen einer wichtigen Angelegenheit aufgeſucht und muß der Sache gleich auf den Grund gehen. Die Geſchichte geht dich an, Margot. Du haſt irgendeinen heimlichen Verehrer, und Tante und ich haben ein Recht darauf zu wiſſen, wer es iſt.“

Margot wurde puterrot, trotzdem, oder vielleicht

gerade, weil ſie ſich Mühe gab, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. „Aber, liebſter Onkel, wie ſollte ich wohl zu einem Verehrer kommen? Dazu paßt ihr ja viel zu gut auf mich auf."

Wehrmann holte ein Papier aus der Taſche und prüfte es noch einmal ſorgfältig und mit ernſthafter Miene, als ob es ein unwiderlegbares Dokument wäre, das die Schuld ſeiner Nichte bewies. „Von heute in . . . warte mal . . . in elf Tagen werden wir es wiſſen", ſagte er dann.

Marie merkte natürlich, daß er Spaß machte und freute ſich über ſeine gute Stimmung.

„Alſo du willſt es uns nicht verraten?" fuhr der Baumeiſter in ſeiner Unterſuchung fort.

„Ich habe doch nichts zu verraten?" lachte die Kleine ſo lebhaft auf, daß dadurch ihre Erregung noch deutlicher wurde. Sie fand die Affäre jedenfalls im höchſten Grade intereſſant. Gleichgültig, was auch Onkel meinen mochte: man hatte ſie in einem Verdacht, der ihr alle Ehre machte und ihr mit einem Schlage die Würde eines erwachſenen Mädchens gab.

„Schön, dann müſſen wir uns die elf Tage gedulden", meinte Wehrmann. „Du haſt nämlich eine Einladung zu einem Ball bekommen, zu einem richtigen Ball."

„Nicht möglich", freute ſie ſich. „Wenn du mich bloß nicht verulkſt, Onkel."

„Die . . . Oberprimaner des Grunewaldgymnaſiums laden dich", teilte er ihr, jedes Wort einzeln und gewichtig betonend mit. „Wenn ich Oberprimaner wäre, würde ich dich ſelbſt zu einem Tanz engagieren

. . . das heißt natürlich vorausgeſetzt, daß Marie nichts dagegen hat. — Haben Sie eine Ahnung davon, Marie, wie ſchön es iſt, Abiturient zu ſein, das Gymnaſium hinter ſich und die Studentenzeit vor ſich zu haben?"

Marie kam nicht dazu, ihm zu antworten. Margot nahm ihn vollkommen in Beſchlag, fiel ihm jubelnd um den Hals und fragte ihn immer wieder, ob ſie der Einladung auch würde folgen dürfen.

„Das hängt von Marie ab", wehrte er ſich und war über ihren ſtürmiſchen Jubel ſo froh, als ob er wirklich ſchon ein alter Onkel wäre, „die Entſcheidung ſteht bei der oberſten Inſtanz."

„Man ſieht glückliche Menſchen ſonſt nicht zu Dutzenden beiſammen", meinte Marie, die von Wehrmanns ſchelmiſchen Blicken angeſteckt wurde. „So etwas muß man kennen lernen. Aber wenn wir enttäuſcht werden, dann ſind Sie das Karnickel geweſen, das uns verführt hat. Wollen Sie denn auch mitkommen, Franz."

Ihr ſchneller Entſchluß ſetzte ihn für einen Augenblick in Verlegenheit, dann aber beſann er ſich bald. „Ich? ich denke nicht daran, zu Hauſe zu bleiben, wenn meine Damen ſich amüſieren gehen. Wir überfallen die Oberprimaner in geballten Haufen."

„Abgemacht", lachte Marie und wollte ihm die Hand reichen, aber Margot verhinderte ſie daran. Sie küßte ihr das ganze Geſicht ab und begann ſchließlich mit ihr im Zimmer herumzutanzen. Es gab keine Rettung vor ihrer kindlichen Begeiſterung.

Der Baumeiſter ſah der Szene zu und verlor all-

mählich ſein frohes Lächeln. Er wußte ſelbſt nicht, was ihn mit einemmal traurig ſtimmte. Vielleicht war es die Erkenntnis, daß Marie ſich mit jedem Tage in eine harmloſere Fröhlichkeit verlor, während er ſelbſt immer grübleriſcher und ernſter wurde, ſo daß ihm jede gedankenloſe Oberflächlichkeit leer und albern anmutete.

Da drehte ſich nun Marie vor ſeinen Augen mit einem kleinen Mädchen, das ſich auf ihren erſten Ball freute, im Kreiſe, dieſelbe Marie, der er ſeine beſten und reichſten Gedanken entgegentrug, an die er bei ſeiner Arbeit dachte, unter deren Einfluß er ſich ſo verändert hatte.

War er ein Narr, der alle Erſcheinungen des Lebens ſo ſchwer nahm, oder war er wirklich, wie ihm unlängſt einer ſeiner Bekannten verſicherte, in den wenigen Jahren um ſo vieles älter geworden?

Als die beiden mit ihren Kindereien endlich zu Rande gekommen waren und Marie ſich mit erhitzten Wangen in einen Stuhl fallen ließ, zwang er ſich ſo viel freundliches Wohlwollen ab, daß er Margot aufforderte, in ihrem Zimmer ihre Garderobe auszubreiten, da er als ehemaliger Oberprimaner und Sachverſtändiger in Ballſachen das richtige Kleid für ſie auswählen wollte.

Marie merkte ſofort, daß das nur ein liebenswürdiger Vorwand war und daß er mit ihr allein ſprechen wollte. Sie ſah ihn mit ihren großen Augen erwartungsvoll und ein wenig erſtaunt an.

„Ich habe eine Bitte an Sie", ſagte er. „Wollen Sie ſo nett ſein, ſie mir zu erfüllen?"

Sie lächelte: „Wenn ich kann, mehr als gern."

„Es iſt eine alte Bitte, die ich heute noch einmal vortragen muß", ſagte er, als wollte er ſich damit ſelbſt ironiſieren. „Ich gebe in zehn Tagen meine letzte Geſellſchaft in dieſer Saiſon. Sie täten mir einen Gefallen, wenn Sie diesmal dabei ſein wollten, Marie."

„Nicht gerne", ſagte ſie aufrichtig. „Wenn es auch einmal Margots wegen wird geſchehen müſſen, warum gerade ſchon jetzt?"

„Sie werden bei der Tanzerei der Schuljungen dieſer und jener Familie aus meinen Kreiſen begegnen. Es wäre mir lieber, wenn ich Sie hier in meinem Hauſe mit den Leuten bekannt machen könnte."

„Iſt das alles?" fragte ſie und ging gleich auf den Kernpunkt ſeiner Gedanken ein. „Glauben Sie mir, Franz, wegen der Klatſcherei brauchen Sie ſich keine Sorge zu machen. Es wird ſich keiner eine häßliche Bemerkung zu mir erlauben."

„Warum wehren Sie ſich ſo dagegen?" erkundigte er ſich. „Sind Ihnen die Leute, die bei mir verkehren, ſo unſympathiſch?"

„Wo denken Sie hin!" lachte ſie. „Ich kenne die Menſchen ja gar nicht. Und dann: ich bin nicht beſcheiden genug, um mir aus dem Urteil der Geſellſchaft etwas zu machen. Warum ſollte ich mich der Menſchen wegen umſtändlich mit einem Gerede auseinanderſetzen und mein Benehmen und mein Weſen ihrem Urteil anpaſſen müſſen, wenn ich dabei doch genau weiß, daß der ganze Aufwand die Mühe nicht lohnen kann? Wenn es Ihnen wirklich ſo großen Spaß macht, ſo will ich gern einmal oder zweimal kommen, um mich Ihren Bekannten vorſtellen zu laſſen."

„Nein, das iſt es ja eben, das geht nicht. Entweder kommen Sie als Dame des Hauſes immer, oder Sie bleiben auch weiterhin ſo zurückgezogen."

„Na, ſehen Sie", lachte ſie herzhaft, „da ſind wir wieder einmal einig geworden. Margot ſehnt ſich ohnedies ſchon nach Ihren Geſellſchaften. Ich würde ihr das Herz ſchwer machen, wenn ich alleine ginge und für das große Leben der Welt iſt ſie wirklich noch zu jung."

Er mußte einſehen, daß ſie recht hatte und fügte ſich.

„Wenn Sie keinen anderen Grund haben . . ." meinte er, ohne den Satz zu Ende zu ſprechen.

Margot unterbrach die leiſe geführte Unterhaltung aus dem Nebenzimmer, indem ſie Onkel und Tante zur Beſichtigung ihrer Garderobenſchätze einlud.

Wehrmann tat ſo, als intereſſierte er ſich für jedes einzelne Stück und entſchied ſchließlich, daß für dieſe feierliche Veranlaſſung nichts gut genug war und daß ein richtiges Ballkleid, wenn auch noch mit kurzen Röcken angeſchafft werden mußte. Dann verließ er ſie und Margot mußte ihre bunten Fähnchen wieder einpacken und zum engliſchen Unterricht zurückkehren.

Marie, deren geringes Sprachtalent ſonſt neben dem ihrer „Schülerin" nicht immer überlegen beſtehen konnte, ſchlug ihre Nichte an dieſem Tage auf der ganzen Linie. Auf drei Vokabeln, die Margot nicht wußte, kam nur eine, die auch Marie im Wörterbuch nachſchlagen mußte.

Fünf Mann hoch ſtanden die Gymnaſiaſten in Frack und weißer Binde am Eingang und geleiteten die Damen in den Saal; auf die älteſte Gardedame kam ein grüner Junge, der ihr mit elegant gemeinter Bewegung ſeinen Kavaliersarm anbot.

Schwierig wurde das Problem für die Komiteemitglieder nur dann, wenn neben der Gardedame auch ein behäbiger älterer Ehemann mit den Händen in den Taſchen auftauchte, gleichgültig daſtand und nicht Miene zu machen ſchien, ſeiner Ehehälfte den Arm zu reichen. Sollte man da Kavalier ſein oder ſollte man es nicht? Manche älteren Damen ſahen es gern, andere waren erſtaunt und die Gruppe der dritten ging mit Verachtung an der an ſich gewiß ſelbſtverſtändlichen Höflichkeit vorbei. Selbſt der geübteſte Ballarrangeur konnte da unmöglich Beſcheid wiſſen.

Als das ſchöne Fräulein Wehrmann mit den großen heißen und dunklen Augen und dem vollen ſchwarzen Haar in einem weißen Mullkleidchen auftauchte, ſtürzte „der rote Walter" gleich auf ſie zu. Na ja, er hatte gewiſſermaßen ein Recht dazu, da ſie auf ſeine Veranlaſſung geladen und vielleicht auch ſeinetwegen gekommen war. Felix Gronau betrachtete mit zaghafter und unentſchloſſener Verlegenheit Fräulein Erlebach, die ihr Haar vor dem Spiegel in Ord-

nung brachte und ging dann, als ihn ein Kollege mit einer Kopfbewegung noch beſonders auf ſie aufmerkſam machte, ſchnurſtracks auf ſie zu, um ihr ſeinen Arm anzubieten. Dem Baumeiſter blieb nichts anderes übrig, als einzeln hinter dem Paar einherzumarſchieren.

Die jungen Leute um ihn herum mußten glauben, daß er ein wenig närriſch war, denn er lachte, trotzdem er ganz allein ging, alſo offenbar nur von ſeinem eigenen Witz ſo hingeriſſen ſein konnte. Er fühlte ſich inmitten des jungen Gemüſes ſo wohl, als gehörte er ſelbſt noch dazu.

Margot, die ſich nicht darüber klar war, daß ſie von ihrem Komiteekavalier nur in den Saal, nicht aber zu einer Dauerpromenade geleitet werden ſollte, ſchien Onkel und Tante längſt aus den Augen verloren zu haben und umkreiſte jetzt ſchon das dritte Mal den Raum in angeregtem Geſpräch.

Ihr lebhaftes Intereſſe galt vorerſt der Frage, wann und wo die Mimik ſtattfinden würde, und ſie bedauerte es mit ſtarken Akzenten, daß der Brauch, von dem ihr Onkel als von einem notwendigen Beſtandteil eines Abiturientenballs geſprochen hatte, aus der Mode gekommen war. Aber ihr Kavalier ſprach mit ſolcher Überlegenheit davon, daß ſie ſich gar nicht recht mit einer gegenteiligen Anſicht hervortraute. Einen Augenblick dachte ſie über ein neues Thema nach und glaubte das richtige gefunden zu haben.

„Wie war doch Ihr werter Name", erkundigte ſie ſich. „Ich habe ihn vorhin nicht verſtanden."

„Reizenhold", ſtellte er ſich nochmals vor und verbeugte ſich während ihrer Promenade ganz tief, ſo daß

ſie, da ſie an ſeinen Arm hing, die Verbeugung mitmachen mußte. „Walter Reizenhold."

„Warum tragen Sie eine Brille", erkundigte ſie ſich. „Sie ſind doch ein ſo hübſcher, patenter junger Mann, aber das dürfen Sie mir nicht übel nehmen, die Brille ſteht Ihnen nicht, ein Zwicker wäre viel netter."

„Schulvorſchrift", entſchuldigte er ſich mit großer Verlegenheit. „Soll jetzt ſehr ſchnell anders werden, wo man die Penne endlich los iſt. Wird einem nachgerade zum Ekel."

„Waren Sie ein ſchlechter Schüler?"

„Pardon, gnädiges Fräulein, bin Primus", ſtellte er eifrig mit einer neuen Verbeugung feſt.

„Sind Sie trotzdem nicht gern in die Schule gegangen?" wunderte ſie ſich.

„Na, es geht. Und Sie gnädiges Fräulein?"

„Ich bin überhaupt nicht in die Schule gegangen."

„Nicht möglich! Natürlich nur Scherz?!" lachte er auf und ſpielte den Verſtändnisvollen.

„Nein, es iſt wahr, ich bin immer zu Hauſe unterrichtet worden", verſicherte ſie ihm, „nur als ganz kleines Mädchen bin ich in die Schule gegangen und das war überhaupt gar keine rechte Schule."

„Wie meinen das gnädiges Fräulein? Das müſſen aber gnädiges Fräulein erzählen."

Sie tat altklug und überlegen und behandelte ihre erſte Kindheit mit offenſichtlicher Verachtung: „Wiſſen Sie, Herr Reizenhold, als ich noch ganz klein war, lebte mein Vater im fernen Oſten. Erſt in Auſtralien und dann in China. In China gab es nur ſehr wenige

Europäer und wir Kinder gingen in die Miſſionsſchule, natürlich in die Klaſſe für weiße Kinder."

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, in China gibt es doch ſchließlich genug Europäer. Gnädiges Fräulein meinten wohl nur die Stadt in der Ihr Herr Vater lebte?"

„Natürlich meinte ich Futſchau; ſind Sie aber genau!"

Er nahm es als Kompliment. Geſchmeichelt erklärte er ihr, daß er immer danach trachte, ſich mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit auszudrücken und daß er übrigens eine Gelehrtenlaufbahn einſchlagen wolle.

Seine Mitteilungen imponierten ihr nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte, weil ſie vorerſt noch mit einer anderen Frage beſchäftigt war. „Sagen Sie bitte, Herr Reizenhold", wagte ſie ſich heraus, „Sie ſind doch Komiteemitglied, nicht wahr?"

„Ja, gewiß, gnädiges Fräulein. Deshalb trage ich auch dieſes Zeichen im Knopfloch", antwortete er und ſah ſich ängſtlich nach dem Saaleingang um, ob denn auch alles ohne ihn klappte und ob die vier übrigen Komiteemitglieder, denen ihn Fräulein Wehrmann entführt hatte, ohne ihn zurecht kamen.

Sie merkte ſeine Verlegenheit in ihrer Unkenntnis nicht und forſchte ihn aus. „Dann müſſen Sie doch wiſſen, weshalb man mich geladen hat? Ich kenne doch niemanden von den Abiturienten."

Er wurde knallrot. „Da gnädiges Fräulein ſich dafür intereſſieren und mich ſelbſt fragen: ich war ſo frei, gnädiges Fräulein vorzuſchlagen."

Seine Verlegenheit ging auf ſie über. „Das war

aber hübſch von Ihnen. Ich verſtehe nur nicht . . . Sie kannten mich vorher doch gar nicht."

„Da irren aber gnädiges Fräulein gewaltig", nahm er einen Anlauf, „ich kenne Sie ſchon ſeit einem Vierteljahr."

„Dann verwechſeln Sie mich ganz beſtimmt mit einer anderen Dame", bedauerte ſie.

„Aber nein, gnädiges Fräulein wiſſen ganz gut, daß man Sie nicht ſo leicht verwechſeln kann. In der ganzen Grunewaldkolonie und in Halenſee gibt es keine Dame, die Ihnen ähnlich ſehen kann", bekräftigte er dann noch ſeine erſte Behauptung.

„Sie vergißt man doch auch nicht ſo leicht, Herr Reizenhold", gab ſie ihm ſeine Verſicherung ernſthaft zurück, „und ich weiß ganz genau, daß ich noch nie mit Ihnen geſprochen habe."

„Ich bin nicht ſo anmaßend, zu glauben, daß ich auf gnädiges Fräulein Eindruck gemacht habe, aber ich habe Sie ſehr oft beobachtet, wenn gnädiges Fräulein mit der Dame . . . mit Ihrem Fräulein Tante in der Kolonie ſpazieren gingen."

„Aber woher wußten Sie, wie ich heiße?" erkundigte ſie ſich mit brennender Neugierde. „Sie mußten doch meine Adreſſe wiſſen, wenn Sie mir eine Einladung ſchickten."

„Das iſt doch nicht ſchwer", ſpielte er den Schneidigen, „hier in der Kolonie kennen ſich doch alle Leute, man braucht ſich doch nur zu erkundigen."

„Das finde ich aber nett von Ihnen, daß Sie ſich nach mir erkundigt haben", geſtand ſie.

Sie kamen gerade an der Ecke vorbei, an der Frau

Gronau mit pikiertem Geſicht neben Marie ſaß, während ſich Felix, der in letzter Zeit mächtig in die Höhe geſchoſſen war, mit einer Verbeugung von ihrer Tante empfahl.

„Biſt du mir ſo ſchnell untreu geworden?" hielt Marie ſie feſt.

Margot blieb mit ihrem Kavalier neben ihrer Tante ſtehen, während ſich Walter Reizenhold mit einer tiefen Verbeugung der Schutzdame ſeiner Flamme vorſtellte.

Für ihn war es nach dem vorangegangenen Geſpräch, durch das er die Überzeugung gewonnen hatte, daß Margot Wehrmann nicht nur ſchön, ſondern auch geiſtreich war, eine ausgemachte Tatſache geworden, daß nur ſie und keine andere ſeine Frau werden ſollte.

„Denk nur, Marie", brachte Margot gleich an, „Herr Reizenhold war es, der uns zum Ball geladen hat und Onkel hat geglaubt, daß ich wußte, von wem die Einladung kam."

„Ich war allerdings ſo frei", bekannte ſich Reizenhold mit einer neuerlichen Verbeugung und nahm, wohl aus Verlegenheit, ſeine Brille ab, um die Gläſer zu putzen. Als die Brille wieder auf der Naſe ſaß, bat er Margot um ihre Tanzkarte. Für vier Tänze hatte er ſich leider ſchon engagiert, alle anderen aber erbat er von ihr.

Sie wäre in der Angſt, ſonſt ſitzen zu bleiben, mit dem Arrangement wohl zufrieden geweſen, wußte aber nicht, ob es richtig war, wenn ſie ja ſagte. Mit einem ängſtlichen fragenden Blick ſah ſie ihre Tante an.

Marie kam ihr zu Hilfe. „Seien Sie vorſichtig", ermahnte ſie den rotgeſcheitelten Kavalier freundlich

und ſcherzhaft, „Sie wollen ſich für den ganzen Abend feſtlegen und wiſſen noch nicht, für wen Sie nachher gerne frei ſein möchten."

Er verſicherte aber mit blutigem Ernſt, daß ihn nichts mehr in ſeinem Entſchluß beirren konnte, und man einigte ſich ſchließlich doch auf fünf Tänze. Margot hielt es für notwendig, ihn ſchnell noch, bevor er ſich verabſchiedete, darauf aufmerkſam zu machen, daß der einzige Herr, mit dem ſie bis heute getanzt hatte, ihr Tanzlehrer war und daß ſie ſich bei der Quadrille durchaus nicht ſicher fühlte. Er verſicherte ihr, daß ſie ſich unter ſeiner Leitung ſchon zurecht finden würde und empfahl ſich, ſelig darüber, daß er endlich ſeinen Pflichten als Komiteemitglied nachkommen konnte.

Marie gab ihrer kleinen Balldebütantin, die über das ganze Geſicht glühte, einen Wink, Frau Gronau zu begrüßen, die bereits erſtaunte Seitenblicke warf.

Als ihr aber Margot mit einem höflichen Knix guten Abend wünſchte und in ihrer Ballfreude ſogar mit überſchwenglicher Herzlichkeit die Hand küßte, wurde Frau Gronau, die ſich wegen des ſeltenen Verkehrs zwiſchen dem Baumeiſter und ihrem Gatten vernachläſſigt fühlte und Wehrmanns Geſellſchaftsempfänge ſeit langem ſcheel anſah, allmählich entwaffnet und begann aufzutauen.

Marie half bei der Verſöhnung tapfer mit. Sie freute ſich, daß Felix ein ſo prächtiger Burſche geworden war und machte die glückliche Mutter darauf aufmerkſam, wie vorteilhaft ſich Hedwig mit ihrer kernigen, pausbäckigen Geſundheit von den vielen un-

natürlichen und koketten jungen Mädchen im Saal abhob.

Herr Gronau ſelbſt war vom Baumeiſter mit Beſchlag belegt worden und verſchwand gemeinſam mit ihm in irgendeinem der Nebenräume.

Ein neuer Walzer ſetzte ein und zwei junge Leute ſtürmten gleichzeitig von verſchiedenen Seiten auf das ſchöne Fräulein Wehrmann zu, ſo daß ſie beinahe zuſammengeſtoßen wären. Sie hatten es beide darauf abgeſehen, den roten Walter, den langjährigen und eingebildeten Primus auszuſtechen.

Margot tat es leid, daß ſie einem von ihnen nein ſagen mußte und ſie verpflichtete ihren erſten Tänzer, ſie dem anderen Herrn nach zwei Runden zuzuführen.

Sie ſah noch, wie ſich die beiden Gegner ſcharf anblickten, dann wiegte ſie ſich bereits nach den erſten Klängen der Melodie.

„Überall hört man jetzt dieſen Walzer", flüſterte ſie ihrem Tänzer mit einer Miene ins Ohr, als ob ſie ihm ein köſtliches Geheimnis anvertraute.

Er aber ſang als Antwort leiſe die Worte, die ſich erſt ſchüchtern aus allen Ecken des Saales hervortrauten und jetzt zu einem allgemeinen Chorus anwuchſen: „Du Bäckerskind — Du Grafenkind."

Margot wurde von der allgemeinen Begeiſterung mitgeriſſen. „Du Bäckerskind" — ſang auch ſie und — „Du Grafenkind" ſprach ſie ihren nächſten Tänzer ſelbſt an, als die Muſik juſt in dem Augenblicke den Refrain intonierte, in dem ſie das eine männliche Armpaar gegen das andere tauſchte.

Bis Mitternacht wahrte Felix Gronau, der eigent-

lich gegen ſeinen Willen Fräulein Erlebach in den Saal geführt hatte, die Ehre ſeiner beleidigten Familie.

Als er aber im Laufe des Abends ſeinen Vater und ſeine Mutter immer wieder in Geſellſchaft von Baumeiſter Wehrmann und von Margots Tante ſah, da glaubte er ſeinem Stolz Genüge getan zu haben und trat auch ſeinerſeits an die Ballkönigin mit der Bitte um einen Tanz heran.

Er kam zu ſpät. Alle wichtigen Tänze waren bereits vergeben und Fräulein Wehrmann konnte nur noch ein paar Walzertakte in ſeinen Armen ſchweben.

Als ihn der Baumeiſter kurz vor dem Aufbruch durch das Angebot einer Zigarette ehrte und ſich mit ernſter Wichtigkeit erkundigte, ob er ſeiner Nichte auch ordentlich den Hof gemacht hatte, da mußte Felix geſtehen, daß ihm der Primus zuvorgekommen war.

„Wer iſt denn der Primus bei euch?“ erkundigte ſich Wehrmann, während er durch einen Rundblick verwundert feſtſtellte, wie Marie, die mit einer ganzen Reihe von Damen ſeines Kreiſes Bekanntſchaft geſchloſſen hatte, keinen Augenblick allein blieb und gerade von denen, die, wie er wußte, ihren Ruf am meiſten geſchädigt hatten, am zuvorkommendſten behandelt wurde.

„Walter Reizenhold“, hörte er Felix auf ſeine gedankenloſe Frage antworten.

„Ich mag ihn nicht“, ſagte der Baumeiſter ſchroff und unüberlegt, ſo daß ihn der junge Gronau überraſcht anſah.

„Kennen Sie ihn denn, Herr Baumeiſter?“ fragte er.

„Magſt du ihn denn, Felix?" erkundigte ſich Wehrmann und vergaß ganz, daß er einen Abiturienten der Oberprima vor ſich hatte, zu dem man Sie ſagen mußte.

„Offen geſagt, nein."

„Ich will dir ſagen, warum ich den Kerl nicht mag", erzählte Wehrmann. „Weil er dich einmal verdächtigte, daß du geſchwindelt hätteſt."

„Er hat mich Ihnen gegenüber verdächtigt, Herr Baumeiſter?"

„Nein, ich habe nie mit ihm geſprochen, aber ich habe euch einmal vor Jahren zugeſehen, als ihr bei euch im Garten Tennis geſpielt habt."

„Das ſind jetzt bald fünf Jahre her", beſtätigte der junge Gronau, verblüfft darüber, daß Wehrmann jener Szene beigewohnt hatte und ſich ihrer entſann. „Seit damals ſind wir Feinde."

Wehrmann klopfte ihm auf die Schulter. „Recht ſo, mein Junge, ſo etwas darf man nicht vergeſſen."

„Sie ſind ein wundervoller Menſch, Herr Baumeiſter", fuhr es dem Jungen in ſeiner Begeiſterung heraus.

„Das nicht gerade", lachte Wehrmann vergnügt, „die Sache iſt nur die, Felix, daß wir beide Charakter haben, du und ich."

So etwas war Lilienthal, dem schlauen Fuchs, noch nicht vorgekommen. Er hatte einem Menschen, der ganz allein Text und Musik seiner Operette schrieb, sein Werk für ein Butterbrot abgekauft, das Stück machte einen Saisonerfolg, stand in allen Ecken und Winkeln des Reiches und in allen Städten des deutschen Sprachgebiets auf dem Theaterzettel, wurde für England und Amerika erworben, in so und so viele andere Sprachen übersetzt, war im Begriffe, seinem glücklichen Besitzer Unsummen zu tragen und der dumme Kerl von einem Komponisten ließ sich weder an seiner eigenen Premiere noch während der folgenden Monate bei ihm sehen und schien gar nicht daran zu denken, daß er eigentlich Krach machen müßte.

Daß Heinrich Batt trotz seiner Prozeßgeschichte ein anständiger und charaktervoller Mensch war, hatte er immer geglaubt und jedem erzählt; daß er aber so anständig sein würde, das hätte er doch nicht für möglich gehalten.

Lilienthal, der angebliche Leuteschinder, begann sich bei der Geschichte allmählich ungemütlich zu fühlen. Wenn man auch als Geschäftsmann auf seinen Vorteil bedacht sein mußte, so wollte man doch schließlich einen Kerl wie Batt nicht ausräubern und eine oder zwei Millionen für sein Werk einstecken, während der dumme Mensch vielleicht das Notwendigste entbehrte.

Nahm ſich denn Batt vielleicht heraus, ihn etwa zu verachten, weil er ihm auf Schritt und Tritt auswich?

Lilienthal hätte ſein Gewiſſen gern durch ein paar Tauſendmarkſcheine entlaſtet, aber es bot ſich ihm keine Gelegenheit dazu. Er hätte Batt gerne Geld gegeben, in Form eines Darlehns gegeben, wenn der Komponiſt ihn darum gebeten hätte, aber wenn er, Lilienthal, ſelbſt an ihn herangetreten wäre, ſo hätte das der Menſch für ein Zugeſtändnis gehalten, das er ſchon damals am Tage des Kaufabſchluſſes von der nahen Berliner Premiere wußte.

„Das würde die Leute demoraliſieren", wie er zu ſagen pflegte, „dann wäre ſchon gar kein Auskommen mit ihnen."

Als die Sache ihm aber zu lange dauerte, ſiegte ſeine Gutmütigkeit und er diktierte einen Brief an Herrn Komponiſten und Dichter Heinrich Batt, in dem er ſich die ergebenſte Frage geſtattete, ob Herr Heinrich Batt wohl ſo freundlich ſein wollte, die zweihundertſte Jubiläumsvorſtellung ſeiner Operette gegen ein Ehrenhonorar von tauſend Mark pro Abend zu dirigieren.

Umgehend kam eine Antwort: eine einfache Poſtkarte, in der Batt in derſelben Form gewählter Höflichkeit ſeiner Hoffnung Ausdruck gab, daß es ihm ſeine Zeit geſtatten würde, dem geſchätzten Wunſch des Herrn Lilienthal zu entſprechen.

„Wie gefällt Ihnen die Antwort?" fragte Lilienthal ſeinen Prokuriſten und übergab ihm das lakoniſch gehaltene Dokument.

„Seine Zeit? Wozu braucht er Zeit?“ meinte der Herr mit dem ſchönen Vollbart und den weichen Bewegungen.

„Natürlich ſchreibt er eine neue Operette für die Konkurrenz“, erklärte Lilienthal, „wiſſen Sie, offen geſagt, mir iſt es ganz lieb. Ich habe es gut gemeint, ich habe ihm die Hand gereicht — und ich kann die Leute ſchließlich nicht zur Dankbarkeit zwingen. Man wird ihm tauſend Mark für die zweihundertſte Vorſtellung geben und die Geſchichte wird in Ordnung ſein.“

So dachte Herr Lilienthal, als er ſeine Herbſtſaiſon begann, kurz vor der zweihundertſten Vorſtellung von „Wunderlieb 21“.

Und . . . er dachte nicht falſch.

Heinrich Batt, der über Nacht zum berühmten Mann geworden war, wurde von Verlegern überlaufen, hatte ſich mit einem von ihnen geeinigt und ſchrieb in der Tat an einer neuen Operette.

Schrieb ſchon ſeit längerer Zeit, ſchrieb ſo lange, bis er zu der Erkenntnis gekommen war, daß ihm nichts Rechtes mehr einfiel.

Dann gab er es auf und erholte ſich von ſeiner Arbeit dadurch, daß er den Vorſchuß, den er auf das geplante neue Werk genommen hatte, faſt bis zur Neige in ſinnloſen Anſchaffungen und in Orgien verausgabte, die er mit Weibern feierte.

Es waren durchaus nicht Frauen zweifelhaften Rufes, die er in Geſellſchaft allzu froher Kumpane um ſich verſammelte. Nein, der Reiz, den er mit ſeinem hübſchen Zigeunergeſicht ſelbſt ausübte, und der faſzi-

nierende Nimbus, der ihn jetzt als erfolgreichen Künſtler umgab, erleichterten ihm die Eroberung von Frauen, die ſich kurz vorher ſelbſt noch für ſehr getreue Gattinnen oder moralfeſte Damen hielten.

Er ſiegte oft ſchneller, als es ihm lieb war und verlor die Freude an ſeinen Eroberungen in demſelben Maße, in dem ihm ſeine vielen Liebeleien ſpielend gelangen.

Es war nur noch ein letztes Aufflackern in ihm: die Gier ſich zu betäuben, die Furcht vor dem Nichts, mit der er ſich ſelbſt floh. Er wollte den beſſeren Menſchen in ſich, den, der in den jetzigen Stil ſeines Lebens nicht hineinpaßte, vergeſſen und nicht mehr mit alberner Sentimentalität an jene Frau denken, die erſt reinere und erhabenere Gefühle in ihm geweckt und ihn dann in ſo kleinlicher Weiſe verleugnet hatte.

Sein Trotz und ſeine Arbeit hatten ihm zuerſt darüber hinweggeholfen. Dann kam die erwartungsvolle Spannung, mit der Sehnſucht nach dem Erfolge, kamen die Sorgen um ſeine materielle Exiſtenz, der Taumel lang entbehrter Genüſſe, als er ſich plötzlich im Beſitze von Lilienthals großem Scheck ſah, bis dann Schlag auf Schlag die Ereigniſſe einander folgten, als der Bombenerfolg eintrat, als die Verleger ihn überliefen, als er Geld in die Hände bekam und das Leben eines Grand-Seigneurs führen konnte.

Nun war ihm auch das zur Gewohnheit geworden, er hatte nach dem Jubel flüchtiger Liebesräuſche auch den unentrinnbaren Katzenjammer kennen gelernt, ſehnte ſich aus dem Lärm der luſtigen Geſellſchaft wieder zu ſich ſelbſt, eilte zu ſeiner Arbeit, täuſchte ſich Einfälle

vor, die keine waren und ſtand wieder einmal vor dem Nichts.

Und dieſer Lilienthal, der ihm ſeine beſte Arbeit aus der Hand geſpielt hatte, wagte es, ihm unter dem Deckmantel eines ſogenannten Ehrenſoldes tauſend Mark anzubieten?!

O nein, den wollte er gründlich hereinfallen laſſen!

Eingehüllt in den dichten Qualm des Zigarettenrauchs ſaß er in ſeinem eleganten Arbeitszimmer und grübelte einem Racheakt nach. Was konnte er Lilienthal tun? — Natürlich wollte er ihn ſitzen laſſen!

Aber war das für Lilienthal eigentlich ein Reinfall? Nein. Da mußte er ſchon etwas Beſſeres erſinnen.

Die ganze Vorſtellung mußte unterbleiben und wenn . . . und wenn er die erſte Soubrette entführen ſollte!

„Die erſte Soubrette entführen . . .“ Das Wort blieb in ſeinem Kopf haften.

Die Idee gefiel ihm immer beſſer.

Gerade Olla Fantulla, die viel gefeierte Soubrette des Floratheaters, deren Privatleben ſich der Operettenwelt ſo ſchlecht anpaßte, deren unverbrüchliche eheliche Treue geradezu ſprichwörtlich war, gerade ſie zu erobern mußte Spaß machen.

Er berauſchte ſich an den Bildern ſeiner Phantaſie.

Eine Flucht im Automobil: unbekannt wohin; eine „entzückende Liebesnacht“ in irgendeiner verborgenen Waldpenſion: und unterdeſſen in Berlin ein entſetzter Ehegatte, ein Theaterdirektor, der ahnungslos zur Jubiläumsvorſtellung kam und nicht nur vom Kom-

poniſten, ſondern auch von ſeinem erſten Mitglied ganz unerwartet im Stich gelaſſen wurde, ein Theater, das zehn Minuten vor Aufgang des Vorhangs Kopf ſtand und zu guterletzt der liebe Herr Lilienthal, der ſich in ſeinem Schuldbewußtſein vielleicht einbilden würde, daß das Opfer ſeiner geſchäftlichen Tüchtigkeit mit mimenhafter Pathetik juſt in der Nacht der zweihundertſten Jubiläumsvorſtellung ſeines Werkes verzweifelt in den Tod gegangen war.

Solch ein Coup war nicht zu übertreffen, wenn er gelänge. Und Heinrich Batt war der Mann, ihn zum Gelingen zu bringen!

So und nicht anders mußte er es machen. Überlegung wäre Philiſtroſität, Bedenken wäre Humorloſigkeit, Verzicht wäre Schwäche.

Da er der Premiere aus Trotz gegen Lilienthal fern geblieben war, ſo machte es ſich großartig, wenn er heute abend zum erſtenmal ins Theater ging und ſich dabei ſterblich in Olla Fantulla verliebte. In der Pauſe wollte er dann auf die Bühne und der reizenden Perſon eine Liebeserklärung ins Ohr flüſtern, wie ſie noch keine gehört hatte.

Er war nicht der erſte beſte für ſie, er war der Komponiſt eines Werkes, in dem ſie als Darſtellerin Triumphe feierte, er kannte ſeine Anziehungskraft, er wußte, wie man Frauen gewinnen konnte, er würde ſchon ſiegen. Er mußte ſiegen. Er war ſich dieſen Erfolg ſchuldig.

Sie mußte darauf brennen, ihn kennen zu lernen, noch bevor er mit ihr ſprach. Mit ſenſationellem Erfolg wollte er im Floratheater Einzug halten. Gleich

auf der Stelle ſetzte er die Sache kurzerhand in Szene, indem er den Direktor am Fernſprecher anrief.

Der Zigarettenrauch im Arbeitszimmer wurde immer dichter, während Batt vergnügt im Raum herumlief und ſich an den Bildern berauſchte, die der Plan zu ſeinem Racheakt in ihm hervorrief.

Und er ſollte keine glänzende Idee zu einem neuen Operettentext haben? Er, dem der Einfall zu d i e ſ e m Abenteuer nur ſo zugeflogen kam? Lächerlich!

Bis in die ſpäteſten Zeiten würde die Welt der Sänger und Mimen von der Erzählung dieſes einzigen, köſtlichen Abenteuers zu zehren haben. Er ſah die alten Brüder ſchon beiſammen, wie ſie mit den Mienen von Intriganten und Helden und Kunſtinvaliden am Biertiſch und in den Kaffeehäuſern ſaßen und ſich dereinſt einmal von den guten alten Zeiten erzählen würden.

„Ja damals, als Heinrrich Batt noch lebte und ein junger Kerrl war, da konnte man noch etwas erleben. Kennen Sie die Geſchichte, wie er die Jubiläumsvorſtellung von ‚Wunderlieb 21‘ dirigieren ſollte und ſtatt deſſen mitſamt der erſten Soubrette auf und davon lief und das ganze Theater ſitzen ließ? Alſo bitte, meine Herrren, denken Sie ſich: unten ſitzt die ganze Prreſſe, auf den Couloirs ſtehen die Lorrbeerkrränze und Blumen, ein Waggon von Lorrbeerkrränzen, ſage ich Ihnen, meine Herrren und das Publikum ſitzt da und warrtet und harrrt und will ſeinen Komponiſten ſehen. Heinrrich Batt ſoll zum errrſtenmal am Pult errrſcheinen, meine Herrren. · Und Heinrrich Batt iſt nicht im Hauſe . . .(Grabesſtille). Ich ſehe meinen

ſeligen Direktor noch. ‚Wo iſt Batt?‘ frragt er, ‚Schulze‘, ſagt er zu mir, ‚wo iſt unſer berrühmter Komponiſt?‘ . . . (Andachtspauſe). Und ſehen Sie, meine Herren, ich bin meinem Direktor die Antwort ſchuldig geblieben. ‚Ich weiß es nicht, lieber Direktor‘, ſagte ich. — Ich ſehe ihn noch, meinen ſeligen Direktor, wie er mir die Hand reichte. ‚Ja, ja, Sie ſind eine trreue Seele, Schulze‘, ſagte er. Aber ſehen Sie, meine Herren, ſeine Hand zitterte an jenem Abend.“

Batt ſelbſt deklamierte die Rolle des alten anekdotenerzählenden Mimen mit pathetiſcher Stimme und rollendem r, erzählte ſich ſelbſt die Geſchichte ſeines Künſtlerſtreichs, wie er ſich nach Jahren in den Augen eines Kuliſſenbarden ſpiegeln mußte, während er, ſich innerlich vor Lachen ſchüttelnd, in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt.

Nach langer Zeit war ſeine Phantaſie, die während ſeiner Arbeit verſagte, heute durch die Idee ſeines Racheaktes lebendig geworden. Frei von jeder Selbſtkontrolle und ungehemmt von jedem Urteil ſpann er an ſeiner Idee und fügte dem Plan ſeines „köſtlichen Abenteuers“ immer neue Stationen und Bilder ein.

Aus der artigen, wohlerzogenen und folgsamen Margot war im Nu eine berliner Range geworden.

Mit den Naivitäten auf ihrem ersten Ball hatte es seinen Anfang genommen, in Tennispartien setzte es sich fort, in heimlichen Zusammenkünften fand es seinen Ausdruck und durch Notlügen und vorgeschützte Besorgungen wurde es Marie eine Zeitlang geheim gehalten.

Das junge Mädchen, das beinahe bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahre in völliger Zurückgezogenheit nur in Gesellschaft ihres Onkels, ihrer Tante, ihrer Lehrer und der Dienerschaft des Hauses gelebt hatte, bekam plötzlich eine Menge Freundinnen.

Man verabredete sich, traf sich, steckte die Köpfe zusammen und tuschelte unheimlich interessante Dinge. Man hatte wache Augen für Studenten und Offiziere, erzählte mit erhitzten Wangen erlogene oder eingebildete Eroberungen, kokettierte und suchte fast alltäglich die Straßenecken und -Plätze auf, an denen man bekannten jungen Leuten begegnete. Eifersüchtig und erregt wurden Namen genannt, die im Zusammenhange mit Flirts dem Kreise schon recht geläufig waren.

Und das Erstaunlichste: Margot war eine der schlimmsten.

Nach außen tat ſie zwar ſittſam, aber von ihren Freundinnen war keine darüber im Zweifel, daß ſie es fauſtdick hinter den Ohren hatte. Sie brauchte den Herren natürlich keine ſchönen Augen zu machen, wenn ſie ſie ohnedies alle eroberte. Sie mußte ſchon als Kind aus Aſien, „der Wiege der Menſchheit", wo bekanntlich alle Zauberkünſte der Liebe zu Hauſe waren, etwas mitbekommen haben, was die Herren ihr gegenüber ſo verliebt machte. Denn, wenn ſie auch gewiß ganz hübſch war, ſo war ſie doch ſchließlich keine Venus und keine Juno und keine Circe, daß man ſich gleich auf den erſten Blick in ſie verlieben mußte.

Hede Fipps, die in der Mythologie beſonders gut Beſcheid wußte, meinte überhaupt, daß man zu einer Venus ſchon etwas mehr Erfahrung haben mußte, als Margot Wehrmann, und daß ſie für eine Juno noch lange nicht genug Hüften hatte; als Circe konnte ſie allenfalls noch durchgehen, ſoweit man eine Dame von heute mit einer ganz ausgezogenen Göttin aus dem Altertum vergleichen konnte.

Kein Einſichtiger konnte jedenfalls Hede Fipps mit einer ausgezogenen Göttin aus dem Altertum vergleichen. Sie hatte eine ſehr ſchlechte Figur, ihr Rock ſaß nie, ihre Schuhe machten, ſelbſt wenn ſie ganz neu waren, einen ausgetretenen Eindruck und außerdem trug ſie eine ſchwarze Brille, weil ſie ſo leicht von der Sonne geblendet wurde. Ihr ſtrohgelbes Haar rankte ſich in zwei dichtgeflochtenen Zöpfen zu einer Gretchenfriſur um ihr bleiches Geſicht. Trotzdem ihr Vater ein wohlhabender und ſehr geſuchter Rechtsanwalt war, ſah ſie aus, als ob ſie zur preußiſchen Volks-

ſchullehrerin geboren wäre. Sie trennte ſich nie von einer alten Aktentaſche, in der ſie ihre Bücher und Hefte zur Schule brachte und kam ſelbſt am Sonntag morgen mit der Taſche auf den Tennisplatz. Die ganz Eingeweihten, die ihr mit zwei erhobenen Fingern der rechten Hand Treue geſchworen haben mußten, die allein wußten, was ihre Taſche außer den Schulrequiſiten enthielt. Es war immer ein Fortſetzungsheft einer für den Kolportagehandel zurecht gemachten illuſtrierten Maupaſſantausgabe darin verborgen. — Maupaſſants Romane und Novellen wechſelten in Hede Fipps Lektüre wie die Wochen und Monate des Kalenderjahres. Nur ein Heft verſchwand nie aus ihrer Nähe. Es war die achtzehnte Fortſetzung des „Bel Ami" mit einer furchtbar unſittlichen Illuſtration, auf der der „ſchöne Freund" eine Dame im Negligé zu einem Himmelbett trug.

Hede Fipps war die Häßlichſte in der Schar und Margot Wehrmann die Schönſte unter den jungen Mädchen. Die beiden ſtellten die rivaliſierenden Prätendenten um die Führerſchaft der Amazonenrepublik dar.

Sie waren keine gehäſſigen Feinde, ſie achteten einander als ehrliche Gegner und wußten, daß die entſcheidende Stunde, in der ſie ihre Kräfte aneinander meſſen ſollten, noch nicht gekommen war.

Margot war keiner kleinlichen Winkelzüge fähig; ſie ſah ihrem Onkel nicht umſonſt ſo ähnlich. Der Charme der Perſönlichkeit, der alle ſeine Wege beeinflußte und ihn in ſeinen Kreiſen ſo ſiegreich machte, war auch ihr eigen; ſie gewann die jungen Herren ſo

wie er die jungen Damen. Ihre Klugheit und ihr Inſtinkt halfen ihr mit den Stimmungen der anderen ſpielen, ihre Eitelkeiten zu wecken, ſich ihnen ſcheinbar anzupaſſen und den Eindruck bei ihnen hervorzurufen, als beſäße ſie ein beſonders tiefes Verſtändnis für ihre Gefühle. Man machte ſie zur Vertrauten, die Mädchen ſchütteten ihr ihr Herz aus und ohne daß ſie es wollte, wurde ſie zur Lenkerin der Liebesſchickſale aller ihrer Freundinnen.

Sie hatte die glückliche, jeden Widerſpruch entwaffnende Selbſtſicherheit ihres Onkels und ihr Blut war ſo heiß wie das ſeinige. Ohne daß ſie ihn mit beſonderer Hingabe verehrte oder ihm nachzuahmen ſtrebte, nahm ſie unbewußt Gewohnheiten an, von denen ſie nicht ahnen konnte, daß es auch die ſeinigen waren. Wenn ſie des Abends allein im Zimmer war, während ſie zu Bett ging, entkleidete ſie ſich Stück für Stück vor dem Spiegel und betrachtete im Glas lächelnd die erwachenden Formen ihres jungfräulichen Körpers.

Wenn ein Herr in ihrer Geſellſchaft das Kind in ihr vergaß und ihr wie einer Erwachſenen Komplimente auf ihre ſchöne Figur, auf ihren Hals oder ihr Haar machte, ſo tat ſie, als hörte ſie ſeine Worte nicht und überging ſie. Zu Hauſe aber erinnerte ſie ſich ihrer ſehr wohl und gerne und betrachtete vor dem großen Spiegel mit Wohlgefallen, was den Männern an ihr gefiel.

In ihr Verhältnis zu Marie war eine merkliche Kühle getreten. Sie nahm ihre junge Tante, die erſt ihre Erzieherin und dann ihre Freundin war, jetzt allmählich als ihre Aufſeherin.

An den Tagen, an denen ſie in Maries Geſellſchaft zu den Verabredungen mit ihren Freundinnen ging, war ihr Vergnügen geſchmälert. Der Ton, in dem man ſprach, war gleich ein ganz anderer, die Vertraulichkeit verſchwand, die Mädchen verrieten ſich durch die plumpe Art, mit der ſie ſie beiſeite riefen, um mit ihr zu flüſtern und ſie fühlte ſich in ihren Rechten beſchränkt, weil ſie als einzige in Begleitung einer Schutzdame kam, während die Mamas und Gouvernanten der anderen Mädchen zu Hauſe blieben.

Freilich gab es wiederum Tage und beſonders Abende, an denen ſie mit um ſo heftigerer, mit einer überſprudelnden Zärtlichkeit Marie um den Hals fiel und ſie lieb und gut und entzückend fand. Aber was anfangs Regel war, wurde jetzt zur Ausnahme, ſo daß die beiden oft eine ganze Woche lang miteinander ſchmollten, ohne daß irgendein äußerer Zank die Veranlaſſung dazu gegeben hätte.

Marie war, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, aus ihrer einſtmaligen Einſamkeit und Stille von Margots jugendhafter und naiver Friſche in ein freudigeres Leben geriſſen worden und empfand jetzt eine Leere, als das vertrauliche Verhältnis ſich innerlich zu lockern begann. Mehr noch verdroß es ſie aber, daß Margot, deren Erziehung ſie jahrelang ihr Beſtes gewidmet hatte, ſich ihrer liebevollen Sorgfalt nicht nur entzog, ſondern ſogar Geheimniſſe vor ihr hatte.

Sie machte ſich trotzdem keine Sorgen darüber, daß Margot eines Tages zum Opfer ihres eigenen Temperaments werden könnte. Sie hielt es, ohne klare Überlegung, mehr aus ihrem Empfinden heraus, mit

der alten Regel, daß ein junges Mädchen entweder durch ihre eigene Keuſchheit geſchützt war, oder aber überhaupt weder durch Erziehung noch Aufſicht geſchützt werden konnte. Das junge Mädchen, das unter ihren Augen aufgewachſen war, mit dem ſie jede Minute zuſammen lebte und deren Gedanken ſie wie ihre eigenen zu kennen glaubte, war in ihrem engen Kreiſe das einzige Weſen, gegen das ſie kein Mißtrauen empfand, für das gutzuſagen ſie jeden Augenblick bereit geweſen wäre.

Es war eine bittere Erfahrung für ſie, daß Margot ihr ihre Liebe mit Entfremdung dankte. Aber ſie verſtand es ſchließlich, daß ein blutjunges Mädchen ihre kleinen Erlebniſſe auf eigene Verantwortung durchmachen wollte und war ihr im Grunde nicht böſe, weil ſie ſich in ihrer gutgläubigen Unwiſſenheit in den Strudel der harmloſen Vergnügungen ſtürzte, die in ihren Kindesaugen gewiß zu großen Ereigniſſen heranwuchſen.

Sie wollte gern noch ein wenig Geduld haben. Margot würde eines Tages ſchon ſelbſt kommen und ihre erſte Jugendeſelei berichten. Sie hätte es freilich lieber geſehen, wenn Margots erſte Schwärmerei ein Klavierlehrer oder ein Heldentenor ſtatt eines Studenten geweſen wäre. Aber was tat es? Sie würde dem Kinde ſeine Dummheit ſchon ſchonend und mit richtigen Worten ausreden.

Jetzt mehr als je fehlte ihr Margots Geſellſchaft. In ihrer Vereinſamung kam ihr die Erkenntnis, daß ſie im Grunde ein Scheinleben führte, beſonders deutlich zum Bewußtſein.

Alle, die ſie kannten, hielten ſie für den ſelbſtloſen Menſchen, der ſein Lebensglück nur darin erblickte, ſich für andere zu opfern. Nur ſie allein wußte, welche Qualen ſie erduldete, wenn ſie manchmal ſchlaflos in ihrem Bett lag und die Möglichkeit jeden Glückes vor ſich entſchwinden ſah, nur ſie allein kannte die ſchwülen, erdrückenden Träume, in denen ſich ihr ſo beängſtigende Bilder zeigten.

Nein, ſie log ſich ſelbſt in ein leeres Leben hinein. Auch ſie konnte ſo heiß empfinden wie irgendeine, auch in ihr wirkte eine Sehnſucht, die immer dringender und mahnender an ihre Seele pochte, ihren Körper in Fiebergluten tauchte und vor der ſie ſich nur in ihre Pflichterfüllung retten konnte.

Jetzt, wo ſie häufiger einſam war als früher, fühlte ſie, daß Margot für ſie nicht nur der liebe, koſtbare Menſch war, ſondern auch eine willkommene Ablenkung und Rettung vor ihren eigenen Gedanken. Wovor das Kind floh, das entbehrte ſie. Sie hatte niemanden, der ihr begütigend zuſprach und ihr als freundlicher und verſtändnisvoller Zuhörer die Laſt der unausgeſprochenen Worte abgenommen hätte.

Ja, äußerlich lebte ſie jetzt friedlicher als je. Die ſchmerzensvolle Erinnerung an Batt war in den Jahren verblaßt, das Schuldbewußtſein über die Sünde ihres Vaters war durch das Vermögen, das ſie den Gläubigern geopfert hatte, erkauft, die peinvollen Bilder ihres Vaterhauſes waren untergetaucht. Und Franz, dem ſie ſelbſt ſo wenig Gutes erwieſen hatte, den ſie mit ihren Zweifeln und mit ihrer häßlichen Aufrichtigkeit quälte, war ſo lieb zu ihr, daß ſie ſchon ſeit langem

nach einer Gelegenheit ſuchte, um ſeine Verzeihung zu erbitten. Wie gerne hätte ſie ihm ein Opfer gebracht, nicht irgendeine bedeutungsloſe Gefälligkeit, nein, etwas, was ein Menſch nur aus innigſter Sympathie für einen anderen tut.

Aber wo ſollte ſich eine ſolche Gelegenheit wohl bieten? Was fehlte Franz, was ſie ihm geben konnte? Er war erfolgreich in ſeinen Unternehmungen, ſchuf ſich einen Namen als Künſtler, war der gefeierte Mittelpunkt, nicht nur der Geſellſchaft, die er bei ſich empfing, ſondern auch aller Kreiſe, zu denen er ſelbſt als Gaſt kam und hatte neben dem Taumel der lauten Freuden auch noch den Genuß heimlicher, einſamer Stunden, in denen er mit ſeiner Arbeit allein war.

Eines Nachmittags, als Margot ihr wieder unter irgendeinem Vorwande davongelaufen war, als ſie ohne zu leſen, mit einem Buche in der Hand, daſaß, kam er ganz gegen ſeine Gewohnheit und unerwartet heim und trat bei ihr ein.

Sie ertappte ſich ſelbſt dabei, daß ſie Margots Abweſenheit als Annehmlichkeit empfand und ſich über ein Geſpräch zu zweit mit ihm freute.

Wie von ſelbſt kam es dann, daß er ihr zum erſtenmal von ſeiner Arbeit ſprach.

„Denken Sie mal Marie, wie kindlich man in meinem Alter noch ſein kann", ſagte er und lächelte ſo ſtrahlend, wie in der Tat nur ein Kind ſich freuen kann. „Da ſitze ich nun ſchon drei, nein bald vier Jahre in jeder freien Stunde vor meinem Zeichentiſch und zerbreche mir den Kopf über Dinge, die mich praktiſch eigentlich nichts angehen und kann doch nicht anders.

Wie ſoll ich es Ihnen nur erklären? Es fing wie eine Spielerei an. Ich hatte damals in Leipzig irgendeine geſchäftliche Angelegenheit zu erledigen. Eigentlich nur ein Geſpräch mit einem einzigen Menſchen. Ich wurde ſchneller fertig als ich erwartet hatte und ſchlenderte in den Straßen herum. Waren Sie ſchon einmal in Leipzig?"

Sie verneinte es nur mit einer leiſen Kopfbewegung. So aufmerkſam hörte ſie ihm zu, daß ſie ſeine Erzählung nicht durch Worte unterbrechen wollte.

„Alſo ſtellen Sie ſich vor, daß da aus der guten alten Zeit drei Bahnhöfe nebeneinander liegen. Zwiſchen jedem einzelnen ſind kaum dreihundert Schritte. Die Sache iſt ſo unpraktiſch und ſo häßlich, daß ſie geändert werden muß. Es wird alſo richtig ein neuer Zentralbahnhof gebaut. Und nun kommt das Luſtige der Geſchichte. Ich kriege es natürlich mit dem Kollegenneid und fange an, mich raſend dafür zu intereſſieren, was die Herren, die den Auftrag bekommen haben, aus der Sache machen wollen. Aber erſt wollte ich ſehen, was ich ſelber kann. Na, ich will Ihnen den langen Bericht erſparen; genug, ich bin damals zwei Tage lang in Leipzig geblieben, wo ich nicht das Geringſte zu tun hatte und habe fünfzehn Stunden im Tag gearbeitet. Das ganze Terrain, die Gleisführung, die geplanten Grundſtücksenteignungen, alles nahm ich auf, machte mir Wege zur Behörde, nahm Einſicht in die Grundbücher, arbeitete darauflos, als gelte es nichts anderes, als in einer Woche den fertigen Plan zu einem Zentralbahnhof herauszubringen. Finden Sie das nicht verrückt?"

„Und was wurde daraus?" fragte ſie und lauſchte wie ein Kind einem Märchenerzähler.

„Gar nichts, natürlich. Der Wettbewerb war längſt geſchloſſen und wenn er es nicht geweſen wäre, ſo hätte ich den Auftrag natürlich auch nicht bekommen. Das iſt ja ohne Nachweis einer gleichartigen früheren Arbeit gar nicht denkbar."

„Einmal muß man aber doch anfangen", behauptete ſie. „Wenn ſich ein Schöpfer nicht betätigen kann . . ."

„So große Worte paſſen nicht auf mein Können", unterbrach er ſie, „aber ich wollte ja auch gar keinen Auftrag haben. Ich wollte mir nur ſelbſt beweiſen, daß ich etwas kann. Ich machte mich alſo an die Arbeit. Viermal bin ich deswegen noch nach Leipzig gefahren, um mir ergänzendes Material zu holen. Und nach einem halben Jahr war ich glücklich fertig."

„Und was geſchah dann?"

„Dann? Nichts Beſonderes. Ich packte meine Arbeit zuſammen und fuhr zum ſechſten Male nach Leipzig. Jetzt wollte ich das, was ich geſchaffen habe, mit dem vergleichen, worauf andere den Auftrag bekommen hatten. Na, wie meinen Sie wohl, iſt das Examen ausgefallen? Wer hat beſſer gearbeitet, ich oder die anderen?"

„Sie", meinte ſie überzeugt.

Er lachte. „Sehen Sie, das habe ich im erſten Augenblick auch geglaubt, ſogar, als ich wieder im Zug ſaß und nach Hauſe fuhr, war es noch immer meine Überzeugung. Aber zwei Wochen ſpäter war ich denn doch beſcheidener geworden. Schöner, in der

Architektonik gediegener war mein Entwurf, das glaube ich heut noch. Aber darauf kam es nur zum geringeren Teil an. Praktischer, brauchbarer, klarer, kurz und gut, richtiger haben die Herren Kollegen gearbeitet. Ich war ein Phantast und die anderen hatten die Erfahrung für sich. So wie ich den Güterbahnhof angelegt habe, wäre man über eine einfache, geschmackvolle, in jeder Beziehung gediegene Rampe zu einem Verwaltungsgebäude gekommen, das in seiner Anlage, Einteilung und Ausstattung geradezu eine ideale Lösung eines dem Massenverkehr dienenden Amtsgebäudes dargestellt hätte, aber wenn das liebe Publikum gekommen wäre, um sich nach dem Verbleib seiner Güter zu erkundigen, dann hätte es an den schönen Schaltern des Lichtsaales erfahren müssen, daß man im Rangierbahnhof des Herrn Baumeisters Wehrmann nie zu Rande kommen kann und eine halbe Ewigkeit auf die Entladung der Waggons warten muß."

Er lachte so herzlich, daß seine Selbstironie von jeder Bitterkeit frei sein mußte. „Sehen Sie Marie, so würde es aussehen, wenn Sie den Auftrag zu vergeben gehabt hätten. Es ist also nicht so ganz irrsinnig, wenn man den sogenannten Schöpfern eine Barriere vor die Nase stellt und erst den Nachweis einer gelungenen früheren Arbeit des gleichen Gebietes von ihnen verlangt, bevor man ihnen ein großes Werk anvertraut."

„Es ist unrecht von Ihnen, daß Sie sich über ihre eigene Arbeit lustig machen", warf sie ihm ernsthaft vor. „Oder ist es am Ende doch anders gekommen?"

„Ich habe meine zwecklose Arbeit noch einmal an-

gefangen, habe ſie zu Ende geführt, habe ſie noch einmal verglichen und konnte ſie dann mit der Beruhigung beiſeite legen, daß der beſte Plan, der für den Bau exiſtierte, am Ende der meinige war. Iſt das nicht auch eine Befriedigung?"

Sie blickte faſt begeiſtert zu ihm auf. „Es muß Ihnen ein herrliches Bewußtſein geweſen ſein", ſagte ſie mit herzlicher Wärme.

Ganz leiſe und nachdenklich, als ob er ein Selbſtgeſpräch führte, klang ſeine Antwort: „Es war die erſte echte Freude, die ich mir ſelbſt bereitet habe."

Sie ſtand ſo ſehr unter dem Eindruck ſeiner Worte, daß ſie zum erſtenmal ſeine Charaktergröße und ſein wahres Künſtlertum zu erkennen glaubte und ſich ganz klein und nichtig neben ihm fühlte. Inniger noch, als ſchon bei früheren Anläſſen, trieb es ſie, ihn um Verzeihung zu bitten, daß ſie früher anders über ihn gedacht und es ihm auch ſchroff geſagt hatte.

„Und was geſchah dann?" fragte ſie ihn ſtatt deſſen nur leiſe, in dem Gefühl, daß ein lautes Wort ihn vielleicht aus ſeinem Traum reißen könnte.

„Das ſind jetzt drei Jahre her", erzählte er weiter. „Seit der Zeit habe ich mich zum Bahnhofſpezialiſten entwickelt. Sehen Sie, Sie haben noch nicht einmal gemerkt, daß Sie mit einem Menſchen zuſammenleben, der einer fixen Idee nachrennt. Sie kennen nur eine Seite von mir, Marie, aber es ſcheint doch, daß ich zwei habe. Entweder mache ich in meinen freien Stunden Geſellſchaften mit, oder ich baue Bahnhöfe."

„Sie gefallen mir in der zweiten Ausgabe beſſer", ging ſie lächelnd auf ſeinen Scherz ein.

„Ich mir auch", lachte er mit. „Wie würde ich denn ſonſt ſo verrückt ſein, in allen deutſchen Städten herumzufahren, in denen es noch altmodiſche und unbrauchbar gewordene Bahnhöfe gibt? Sechs Bahnhöfe habe ich ſeit der Zeit entworfen, überall war ich wiederholt am Platze, um meine Aufnahmen zu machen. Überall habe ich die Sache ſo blutig ernſt und genau genommen, als ob es um mein Seelenheil ginge. Wenn ich ſterbe, wird das Eiſenbahnmuſeum eine reizende Erbſchaft bei mir anzutreten haben."

„Und jetzt . . ." fragte ſie und ging ſo völlig in ſeinen Intereſſen auf, daß er an ihrem ſtrahlenden Geſicht erkannte, daß ſie den Zuſammenhang gefunden hatte.

„Haben Sie es erraten, Marie", frohlockte er, „ja, wiſſen Sie . . .?"

„Jetzt will eine der ſechs Städte wirklich einen neuen Bahnhof bauen?" fragte ſie.

„Ja, jetzt habe ich meine Unterlagen fertig und brauche nur die wenigen Änderungen vorzunehmen, die ſich aus den Bedingungen des Wettbewerbs ergeben . . ."

„. . . und bekommen den Auftrag", ergänzte ſie.

„. . . und bekäme vielleicht den Auftrag, wenn meine Arbeit gefiele und wenn ich den Nachweis erbringen könnte, daß ich ſchon früher . . ."

„Das iſt doch aber unſinnig", entrüſtete ſie ſich. „Wie ſoll ſich denn ein Genie Bahn brechen?"

„Das Problem werden wir beide nicht löſen, Marie", lachte er, „aber eines kann ich Ihnen ſagen, ſo ſelten es vorkommt, es gibt Ausnahmen, wo man

einem Bewerber, deſſen Plan beſonders einleuchtet, die eine Bedingung erläßt."

„Dann werden Sie gewiß ſiegen", verſicherte ſie ihm in ihrer Begeiſterung.

„Gewiß iſt es durchaus nicht, das können Sie mir glauben. Es iſt nur eine ganz, ganz leiſe Ausſicht. Hundert Wenns und hundert Abers können es verhindern."

„Wann werden Sie es wiſſen?"

„Wenn es ſchnell geht, in zwei Jahren, wenn es bureaukratiſch zugeht, in fünf. Aber bei der Bureaukratie ſind meine Ausſichten am ſicherſten begraben."

„Darf ich die Pläne ſehen, bevor Sie ſie abſchicken?" bat ſie.

„Der ſchönſte Teil der Arbeit iſt die Hoffnung", ſagte er. „Ich kann die Hoffnung nicht ſchöner auskoſten, als wenn ich Ihnen die Pläne zeige und erkläre. Aber darauf müſſen Sie ſchon gefaßt ſein: intereſſant wird es für Sie nicht werden. Nichts iſt für einen Laien ſo langweilig, wie bautechniſche Zeichnungen."

„Sie ſagen vielleicht nur aus Höflichkeit ja", fürchtete ſie.

Er lachte. „Darüber können Sie ganz beruhigt ſein, ich mag aus Höflichkeit ſchon viel gelogen haben. Aber daß ich deshalb junge Damen mit Bauplänen gelangweilt habe, das wird ſelbſt mir keiner vorwerfen können."

Eine kleine Pauſe entſtand. Er war ganz nahe zu ihr getreten und vor ihr ſtehen geblieben und ſah,

daß ſie gern irgend etwas geſagt hätte, ohne ſich dazu entſchließen zu können.

„Ich habe nicht den Mut, Ihren tiefen Ernſt und Ihre ehrliche Begeiſterung zu ſehen, ſo lange ich Sie nicht um Verzeihung gebeten habe", hörte er ſie dann ſagen.

„Um Verzeihung gebeten?"

„Ja", beharrte ſie. „Ich weiß, es iſt lange her, daß ich Ihnen jene häßlichen Worte geſagt habe, aber ich muß es trotzdem von Ihnen hören, daß Sie mir verziehen haben."

„Sprechen wir nicht von damals", bat er ſie und wandte ſich ab.

„Nicht ſo, Franz", kam ſie ihm näher, „reichen Sie mir die Hand und ſagen Sie mir ganz offen, ob Sie mir noch etwas nachtragen."

„Nein", ſagte er kleinlaut.

„Alſo doch? Sie haben recht, daß Sie es tun. Ich weiß, daß ich Ihnen dadurch manche Stunde, in der Sie ſonſt glücklich geweſen wären, vergällt habe."

Er ließ ſie lange ohne Antwort. Das hatte er nicht erwartet, als er heute, ganz gegen ſeine Abſicht und nur vom Augenblick fortgeriſſen, mit ihr über ſeine geheimen Pläne geſprochen hatte. Das nicht. Jetzt noch nicht. Jetzt konnte er ihr noch nicht antworten. Jetzt war er noch der Schwächere. Die Stunde, in der er ihr ſeine Schuld geſtehen durfte, war noch nicht gekommen.

„Warum antworten Sie mir nicht?" bat ſie ihn.

„Weil nicht Sie mich, ſondern ich Sie um Verzeihung zu bitten habe", kam es zögernd heraus.

„Sie haben mich einmal gefragt, warum ich Ihnen etwas verberge und ich habe Ihnen offen mein Geheimnis erzählt. Ich habe Ihnen ſogar, ſo unüberlegt es von mir war, mein Mißtrauen gegen Sie geſtanden. Warum verbergen Sie mir etwas?"

„Weil ich muß, weil ich nicht ſprechen darf, weil ich mich ſeit Jahren nur nach dem einen ſehne, ſprechen zu dürfen. Sie hätten mich nicht fragen ſollen, Marie, ich wäre eines Tages ſelbſt zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu ſagen."

Sie ſah, daß ſeine Freude verflogen war, daß ſie ihn quälte und eine Ungeſchicklichkeit begangen hatte. Sie ahnte, daß es etwas in ſeinem Leben geben mußte, über das er nicht hinweg kam und fühlte, daß er trotz ſeiner Stärke vielleicht Gefahr lief, daran zugrunde zu gehen.

Ihr Gefühl drängte ſie dazu, ihm zu helfen, ihn von der Wahnidee zu befreien, die ſie nicht kannte und in die er ſich feſt gebiſſen hatte. Was konnte es denn ſein, das wert war, ein Leben wie das ſeinige zu verbittern, was konnte es ſein, woran er jahrelang würgte, ohne freien Atem bekommen zu können? Was knebelte ihn ſo, daß er alle Lebensfreude verlor, wenn er daran erinnert wurde? Welche Beziehungen hatte dieſes Etwas mit ihr, daß gerade ſie ihm das Daſein vergällen konnte, wenn ſie es mit einer Frage ſtreifte?

Sie lebte jetzt ſchon ſeit Jahren in ſeinem Hauſe, Margot war nicht ihr einziges Pflegekind, auch er ſtand unter ihrem Einfluß, auch er bekannte ſich offen dazu, daß ſich ſein Weſen in ihrer Nähe geändert hatte. Ungezählte liebe Freundlichkeiten hatte er ihr erwieſen,

nichts, gar nichts als Qualen hatte er dafür von ihr empfangen. Sollte ſie wieder wie ehemals nur Bitternis in ſein Leben tragen, zum Dank dafür, daß er ſie eben erſt durch ſein Vertrauen ausgezeichnet und ihr einen Einblick in den beſten und ernſteſten Teil ſeines Lebens gegönnt hatte? War ſie denn mit einem Fluch beladen, daß ſie ihm ſeine Wohltaten immer nur mit Undank lohnen konnte?

Nein, hier durfte ſie nicht abſeits ſtehen, hier war Beſcheidenheit, hier war Verzicht nicht an der Stelle, hier durfte ſie nicht diskret zurücktreten, hier mußte ſie darauf beſtehen, daß er Vertrauen zu ihr faßte und ganz offen mit ihr ſprach.

Er hatte ſich unterdeſſen auf einen Stuhl geſetzt und ſtarrte ſtumm vor ſich hin. Sie rückte an ſeine Seite, und ſah ihn ſo liebevoll und vertrauenheiſchend an, als wäre er ein Kind, dem man erſt den Mut zum Sprechen einflößen mußte.

„Franz, iſt es etwas, das ein Menſch für den anderen aus der Welt ſchaffen kann? Sie haben mir ſo viel Gutes erwieſen, ich bin als unglücklicher Menſch zu Ihnen gekommen und bin in Ihrem Hauſe heiter und zufrieden geworden, ich war häßlich zu Ihnen und Sie haben es mir mit Güte und Freundlichkeit gelohnt, ich fühle mich in Ihrer Schuld und ich wäre glücklich, wenn ich irgend etwas tun könnte, das Ihnen Ihren Frieden wiedergeben würde.“

Ärgerlich ſprang er auf. „Nein, ich glaubte einen Augenblick, daß ich es Ihnen ſagen könnte. Aber ich kann es nicht, Ihnen nicht, nur Ihnen nicht. Jedem anderem Menſchen auf der Welt leichter als Ihnen.

Sind Sie denn ein Rechenexempel, Marie, ſind Sie denn kein lebendiger Menſch, der begreifen und verſtehen kann? Habe ich Sie denn gebeten, bei mir zu bleiben, um Sie mir zu Dank zu verpflichten? Haben Sie denn wirklich in den Jahren nicht verſtanden, daß Sie für mich mehr ſind, als ſo ein Irgendwer, den man ſich verpflichten will? Ja doch, ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie und wo ich Ihnen eine Freude bereiten konnte, ja doch, ich hatte jedesmal einen glücklichen Tag, wenn es mir gelungen iſt. Aber doch nicht, doch nicht . . ."

Er vollendete nicht.

Wie immer, wenn es einen Zwiſt zwiſchen ihnen gab, ſchwankte ihr Gefühl zwiſchen der Beleidigung über ſeine ſchroffe Form und der Freude, über ſein Geſtändnis, das, trotzdem es im Grunde eine Liebeserklärung war, nur wie ein ungerechter häßlicher Angriff wirkte.

„Wenn ich ein Rechenexempel bin, dann ſind Sie ein Tyrann, der kein ruhiges Wort vertragen kann und von aller Welt verlangt, daß ſie ſo heftig wird, wie er ſelber", hielt ſie ihm vor. „Soll ich mit Ihnen ſchreien, wie Sie mit mir, damit Sie endlich begreifen, daß ich wirklich nicht ein bloßes Rechenexempel bin?"

„Jawohl! Sie ſollen mit mir ſchreien", beharrte er wie ein ungezogener Schuljunge. „Ich bin kein Baby, das man durch gütlichen Zuſpruch artig machen muß."

Sie war hilflos. Was empörte ihn ſo an ihr? Sie hatte es doch wirklich gut gemeint und hatte den beſten Willen, ihm zu helfen.

„Sie können manchmal furchtbar ungerecht ſein und dann am meiſten, wenn ich es am wenigſten verdiene", warf ſie ihm erbittert vor. „Wiſſen Sie, Franz, daß ich Sie am liebſten an Ihren beiden Schultern faſſen würde, um Sie ſo lange zu ſchütteln, bis Sie zur Vernunft kommen?"

„So tun Sie es doch, Marie, vielleicht wird uns beiden dann wohler. Glauben Sie, daß es mir ein Vergnügen macht, ſo mit Ihnen zu ſprechen?"

„Was wollen Sie von mir?" beſchwor ſie ihn. „Wie ſoll ich ſein?"

Er ſah, wie ſie unter ſeinen Vorwürfen litt und konnte ihr doch das nicht ſagen, was allein er ihr ſagen mußte, wenn die Kluft zwiſchen ihnen überbrückt werden ſollte. Er empfand eine Angſt vor der Entſcheidung und fürchtete, daß er ſich ſchließlich doch vergeſſen und ihr beichten konnte, bevor ſeine Stunde gekommen war.

„Sie haben recht, Marie", lenkte er ein, „ich weiß, daß ich ungerecht gegen Sie bin, aber ich leide darunter noch mehr als Sie. Wir hätten es heute nicht aufwühlen ſollen . . ."

„Und wann, Franz, wann endlich?" bat ſie ihn.

Er wandte ſich ab. „Ich weiß es nicht, aber einmal muß die Erlöſung kommen."

Walter Reizenhold hatte seine Brille schon vor langer Zeit mit einem goldenen Zwicker vertauscht. Sein roter Scheitel war noch wohlgepflegter als zu seiner Gymnasiastenzeit, er trug immer Lackschuhe und seine Hose fiel in scharfen Falten. Der Kreis seiner Kameraden bewahrte ihm auch weiterhin neidisch den Rang eines Primus und er bereitete sich emsig und planmäßig auf seine Prüfung in altklassischer Philologie vor.

Er war einer, der seine Zeit im Interesse seiner Laufbahn wohl zu nützen wußte.

Er war der Sohn eines Wirklichen Professors; wollte sich als Privatdozent an der Universität habilitieren und wußte schon, bevor er seinen Doktor gemacht hatte, daß seine Wege geebnet sein würden.

Er wollte auch weiterhin in seiner Laufbahn der erste unter den Kollegen bleiben.

Nur die Vermögensfrage machte ihm ein wenig Sorgen. Er brauchte als Privatdozent für den Anfang und später als Professor zur Repräsentation ein großes gesichertes Einkommen. Von seinen Eltern konnte er keine so bedeutenden regelmäßigen Zuschüsse erwarten und so blieb ihm nichts anderes übrig, als rechtzeitig an eine reiche Heirat zu denken, wenn er

um des leidigen Geldes willen ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn nicht ſchädigen oder aufhalten wollte. Walter Reizenhold lebte nicht ins Blaue hinein. Selbſt in Liebesfragen zerſplitterte er ſeine Zeit nicht.

Er ſagte ſich, daß Margot Wehrmann nicht nur ſchön war, nicht nur die Fähigkeiten beſaß, die Gattin eines Profeſſors würdig zu repräſentieren, ſondern daß ſie auch ſehr reich war. Mama ſelbſt hatte ihm erzählt, daß ſie mindeſtens eine halbe Million, wenn nicht gar eine ganze von ihrem Vater geerbt hatte und die ganze Kolonie wußte von ihrem Onkel, daß er ein großes Vermögen beſaß, glücklich ſpekulierte und mühelos ein großes Haus halten und ein luxuriöſes Leben führen konnte.

Mama ermutigte ihren Walter und Walter war nicht ſo dumm, Mamas Andeutungen nicht zu verſtehen.

Er war bei Fräulein Wehrmann bis jetzt wohl ohne Rivalen, aber wer konnte ſich auf den Zufall verlaſſen?

Wenn ein anderer ſie ihm trotz ihrer Jugend wegſchnappte, ſo war es zu ſpät. Er hielt es deshalb für richtig, ſich bei ſeinem Papa zu erkundigen, was er wohl zu einer Verlobung mit Fräulein Wehrmann im Hinblick auf die Laufbahn ſeines Sohnes ſagen würde.

Der Herr Profeſſor Reizenhold, der von ſeiner Gattin längſt unterrichtet war, meinte, mit dem ihm eigenen bedächtigen und würdigen Ernſt, daß Herr Architekt Wehrmann ſich im Kreiſe ſeiner Fachkollegen eines guten Rufes erfreue und wohl eine Bürgſchaft dafür

böte, daß er für die Erziehung und Bildung ſeiner Nichte gewiſſenhaft geſorgt habe.

Die ſprachliche Periode, in der der Herr Profeſſor dieſe Vermutung zur Kenntnis ſeines Stammhalters brachte, wies zwar einen vollendeten, grammatikaliſchen Bau auf, ſagte aber Walter nicht viel Neues.

„Fräulein Wehrmann ſoll ſehr vermögend ſein, Papa", meinte er dann und blickte ſein ehrfurchtgebietendes Ebenbild mit dem langen, rötlich ſchimmernden Vollbart fragend an.

„Liebſt du die Dame, Walter", fragte der Profeſſor, der als ſchöner Mann galt und Wert darauf legte, ſich auch den Ruf eines idealgeſinnten Mannes zu verdienen.

„Gewiß habe ich ſie gerne, Papa, ſonſt würde ich doch nicht um ihre Hand anhalten wollen", meinte Walter, der über die Schwerfälligkeit ſeines gelehrten Vaters ungeduldig wurde.

„Du ſollſt dich nicht zu früh binden, lieber Walter", ermahnte der Profeſſor, beſann ſich aber ſchnell, daß er durch ſeine Deklamation ganz aus dem Programm der ihm von ſeiner Frau eingeprägten Rolle fiel. „Ich bin trotzdem der letzte, der es dir verübeln würde, daß du dir dein Glück ſchnell ſichern willſt. Darüber, daß du nach allgemeiner Anſicht noch viel zu jung biſt, um dich zu verloben, wirſt du dir ja ſelbſt klar ſein. Aber wenn dein Gefühl ſo ſtark iſt . . ."

Walter verſicherte, daß ſein Gefühl ſtark genug war, und fühlte ſich durch ſeinen Vater in ſeinem Entſchluß, bei der erſten Gelegenheit um Margots Hand anzuhalten, beſtärkt. Nicht minder aber, als ſeine

eigenſichtige Erwägung, ſpornte ihn auch ſeine Eitelkeit dazu an, möglichſt ſchnell den entſcheidenden Schritt zu tun. Fräulein Wehrmann war, trotz ihrer Jugend, das begehrteſte Mädchen ſeiner Kreiſe, und er ſah es wie einen Triumph winken, wenn es ihm gelingen würde, auch in der Liebe der Primus unter allen Kollegen zu bleiben.

Lange mühte er ſich erfolglos, Margot im tête-à-tête zu ſprechen.

Er drängte ſich uneingeladen in einen der beiden Tenniskreiſe ein, beſuchte Rudolf Santelheim, mit dem er ſeit Monaten jeden Zuſammenhang verloren hatte, bloß weil er in Erfahrung brachte, daß deſſen Schweſter Margot mit ihrer Tante zu einer Ruderpartie eingeladen hatte, kreuzte mittags und abends die Straßenecken, an denen Margot ſeiner Berechnung nach vorbeikommen mußte und begnügte ſich nie damit, etwa nur mit ſtummem Gruße vorbeizugehen.

Marie, die nur einige Male Zeuge ähnlicher Szenen war, fand ſeine Art geradezu aufdringlich und hielt mit ihrem Urteil Margot gegenüber durchaus nicht hinter dem Berge. Die Kleine ſagte zwar nichts, lächelte aber auf jene ſtumme, ſelbſtgefällige Weiſe, durch die ſie Marie in letzter Zeit zur Verzweiflung bringen konnte.

Diesmal ließ es Tante nicht ohne ernſten Tadel vorbeigehen.

Margot ſchmollte natürlich; aber ſie wurde in ihrer Eitelkeit dadurch nur beſtärkt, daß man der Verehrung Reizenholds ſo viel Bedeutung beimaß. Das Schluß-

ergebnis der Auseinanderſetzung war eine neuerliche Verſtimmung.

Nur deutlicher und ausgeſprochener als ſonſt war es diesmal und hielt volle zehn Tage an, ſo daß auch der Baumeiſter aufmerkſam wurde und Margot wegen ihrer Ungezogenheit zur Rede ſtellte. Sie ließ ſich ruhig abkanzeln, tat ihrem Onkel ſogar den Gefallen, ein betrübtes Geſicht zu machen und verteidigte ſich mit keinem Wort. Innerlich aber empfand ſie Freude darüber und war dem patenten Walter, wie ſie ihn im Kreiſe ihrer Freundinnen nannte, nur dankbar dafür, daß er ihr durch ſeine Kurſchneiderei eine ſo große Rolle im Hauſe verſchaffte.

Auch auf dem Sportplatz erntete ſie mit Genugtuung die bewundernden Blicke der Mädchen, in deren Achtung ſie noch um ein bedeutendes geſtiegen war, ſeitdem es allen klar wurde, daß Walter Reizenhold ihr auf Schritt und Tritt nachſtellte und nur für ſie Blicke hatte.

Hede Fipps platzte vor Neid. Nein, dieſe Wehrmann, wie ſie ſich darauf verſtand, den Herren den Kopf zu verdrehen! Wenn ſie ſich jetzt noch als erſte verlobte, dann war überhaupt nicht mehr gegen ſie aufzukommen. Die Phantaſie des häßlichen Mädchens mit der ſchlechten Figur und dem gleichgültigen von der ſchwarzen Brille entſtellten Geſicht, ging mit ihr durch und trieb ihre Senſationslüſternheit irgendeinem Entſchluſſe entgegen.

Sie hielt es in ihrer Untätigkeit nicht länger aus und mußte ihre glühende Unruhe auf einen anderen Menſchen übertragen. Keiner ſchien ſo dazu geeignet,

ihre Triebe abzulenken, wie Margot Wehrmann, die durch ihren Erfolg ihre Sinne in ſo heftigen Aufruhr verſetzt hatte.

Die bedeutungsloſen Geſchehniſſe folgten einander, als ob eine Vorſehung die Ereigniſſe in dieſer kleinen Welt unreifer und zu früh erwachter Großſtadtmenſchen planvoll vorausbeſtimmt hätte, damit die kleine eitle und lebensluſtige Margot in ihre Netze verſtrickt werde.

„Ich muß dir ein Geheimnis anvertrauen, dir ganz allein", flüſterte Hede Fipps ihrer Rivalin auf dem Tennisplatz zu und zog ſich gleich wieder ängſtlich zurück, ſobald ihr Margot intereſſiert und neugierig beſtätigte, daß ſie gemeinſam nach Hauſe gehen wollten.

Walter ſaß abſeits und ließ in ſeiner Eiferſucht kein Auge von ſeiner Flamme. Er hatte die kleine Szene natürlich bemerkt, befürchtete etwas, das ſeine Pläne kreuzen konnte und ſchoß gleich herbei.

„Darf ich Sie nach Haus begleiten, Fräulein Wehrmann?" fragte er.

„Leider nein, heute geht es nicht", bedauerte Margot. „Ich habe mich eben mit Fräulein Fipps verabredet. Aber morgen ſehr gern, wenn es Ihnen recht iſt."

„Wird es auch wirklich bei morgen bleiben?" erkundigte er ſich mit vorwurfsvollem Zweifel. „Seit Wochen will ich mit Ihnen ſprechen und immer ſind Sie in Geſellſchaft."

„Haben Sie mir denn auch ein Geheimnis anzuvertrauen?" fragte Margot laut, da ſie mit ihrer An-

deutung Hede Fipps ärgern und zugleich vor den andern Mädchen renommieren wollte.

Er kam sonderbarerweise gar nicht in Verlegenheit, wie sie erwartet hatte. „Ja", sagte er, „ich habe Ihnen ein Geheimnis mitzuteilen."

Die Mädchen, die in der Nähe standen, stießen sich an und sahen mit brennender Neugier drein. Zwei darunter waren sogar so taktlos, laut aufzukichern und mußten deshalb Margots empörten, strafenden Blick einheimsen.

„Können Sie es mir nicht gleich sagen?" examinierte ihn Margot kokett weiter.

„Nein, heute nicht. Morgen, wie wir es verabredet haben", entschied er und konnte nicht verhindern, daß er in der Gesellschaft der vielen Mädchen über und über rot wurde, trotzdem er sich gründlich genug auf die Möglichkeit einer ähnlichen Szene vorbereitet hatte.

Hede Fipps war während der Unterredung näher gekommen und lauschte erregt. Wenn sie bis jetzt noch unentschieden war, so gab das den Ausschlag. Margot Wehrmann war imstande — und verlobte sich gleich hier in Gegenwart der ganzen Korona. Was auch geschehen sollte, sie, Hede Fipps, mußte ihr zuvorkommen.

Walter Reizenhold verabschiedete sich im Gefühl, den ersten entscheidenden Schritt getan zu haben und zog erhobenen Hauptes ab.

Niemand dachte mehr daran, das Spiel fortzusetzen.

Margot setzte sich mit Siegermiene ihren Hut auf und Hede Fipps lief eilig hinter ihr her und nestelte

mit haſtigen Bewegungen auch an ihren Hutnadeln. Sie ſtach ſich dabei in ihrer bekannten Ungeſchicklichkeit ſogar in den Kopf, ſo daß ihr ein leiſer Schrei entfuhr. Dann aber ſchob ſie ihren Arm unter den Margots und zog, von den aufgeregten Blicken der Mädchen verfolgt, mit ihr ab. Die beiden grüßten nur noch flüchtig mit einem Kopfnicken und waren ſchon ganz bei dem Geheimnis, das die eine der anderen anvertrauen wollte.

Hede Fipps hatte Herzklopfen und ihre Stimme klang gepreßt und piepſend, als ſie zu ſprechen begann. „Alſo ich wollte dir bloß ſagen . . . ich habe mich verlobt", kollerte es aus ihr heraus.

Margot blieb ſtehen, packte Hede am Arm und drehte ſie mit einem einzigen Ruck halb um ihre Achſe, ſo daß ſie einander gerade gegenüberſtanden.

„Nimm die Brille ab", ſagte ſie nur.

Hede zitterte am ganzen Körper, gehorchte dem Befehl und fragte nur ganz ſchüchtern: „warum?"

„Weil ich dir in die Augen ſehen muß, ob du mich nicht belügſt", erklärte Margot kurz und beſtimmt und blickte in die ausdrucksloſen, ſchwachen Augen.

Aber Hede hielt ſtandhaft aus und ſtarrte ſie, innerlich zwar bangend, aber nach außen hin unentwegt, an. Ein Augenarzt hätte bei der Unterſuchung eines verborgenen Leidens wohl kaum ſo lange Zeit gebraucht, wie Margot zu ihrer Wahrheitsprüfung.

Endlich aber ſchien ſie doch überzeugt zu ſein. „Nein, lügen tuſt du nicht", erklärte ſie dann. „Aber wann um Himmelswillen, wann und wo kannſt du dich

denn verlobt haben. So erzähl' doch! Wer iſt es denn?"

„Du kennſt ihn nicht", verſicherte Hede, während ſie ihre ſchwarze Brille wieder auf die Naſe ſetzte und froh war, wieder unbeobachtet mit ihren beiden Augen in die Welt gucken zu können.

„Das iſt doch aber unmöglich", ereiferte ſich Margot. „Man muß ſich doch erſt kennen lernen, bevor man ſich verlobt. Du haſt doch nicht einfach einen Menſchen auf der Straße aufgegabelt und dich mit ihm verlobt. Ich weiß doch, mit wem du verkehrſt. Oder haſt du ihn in den Ferien im Bad kennen gelernt?"

„Ja natürlich, in den Ferien im Bad", log Hede unverzagt.

„Wo wart Ihr doch gleich?"

„In Misdroy." Und dann begann ſie zu fabulieren, haſtig, ohne Atem, in ruckweiſen Abſätzen. „Alſo denk' dir mal . . . ich gehe ganz allein die Promenade lang . . . da kommt ein Menſch auf mich zu, ein bildhübſcher Menſch . . . nein, aber wahr und wahrhaftig . . . alſo gnädiges Fräulein . . . und ob er mich begleiten darf . . . und ich ſage ja . . . natürlich. Alſo, wir ſprechen miteinander und wir gehen immer weiter und ich denke gar nicht daran, daß Papa und Mama auf mich warten . . . und wir gehen immer weiter, bis es dunkel wird und bis ich mich ängſtige. Und er faßt mich unter und küßt mich ab und . . . geſteht mir ſeine Liebe . . . na, und ſo iſt es geweſen, ſo hab' ich mich verlobt."

„Wiſſen deine Eltern etwas davon?“ fragte Margot.

„Natürlich nicht, ich werde es ihnen doch nicht verraten . . . Du, Margot, wenn du mich verrätſt, — alſo nie würde ich dir das verzeihen . . . in den Tod würde ich gehen, damit du's nur weißt. Es muß ein ewiges Geheimnis bleiben“, ſtotterte Hede ängſtlich geworden und fühlte ſich den Folgen ihrer Lüge durchaus nicht gewachſen.

„Das iſt aber eine ſchöne Verlobung, die ein ewiges Geheimnis bleiben ſoll“, höhnte Margot. „Dann könnt ihr euch doch überhaupt nicht heiraten.“

„Ich meine ja auch nicht ewig . . .“ verteidigte ſich Hede und hielt Margots Arm krampfhaft feſt. „Ich meine ja nur, ſo lange, bis es bekannt werden ſoll.“

„Ich will dir etwas ſagen“, begann Margot aufs neue, während ſie ſich mit großer Beſtimmtheit vom Arm ihrer Freundin befreite. „Die ganze Geſchichte iſt eine Albernheit. Wenn du glaubſt, daß du mir damit imponieren kannſt, ſo irrſt du dich aber gewaltig. Wenn ſich eine von uns beiden bald verlobt, ſo bin ich es und ſo lange es nicht öffentlich iſt, gilt es überhaupt nichts.“

„Das iſt gemein von dir, daß du ſo über meine Verlobung ſprichſt“, erklärte Hede betroffen. „Du willſt nur die erſte ſein. Ich weiß ganz genau, was du willſt . . . und weil du dich morgen ſelbſt verloben willſt . . .“

Margot ſchnitt ihr das Wort ab. „Ich habe dich bis heute geachtet und geehrt“, ſagte ſie, „aber jetzt ſehe ich, daß du keine Achtung wert biſt. Wenn ich

mich morgen verloben will, ſo iſt das meine Sache und daß ich es dir nur ſage: eher werde ich verlobt und verheiratet ſein, eher werde ich fünf Kinder haben, Großmutter werde ich eher werden, bevor du einen Mann kriegſt.“

Hede Fipps heulte los, ſo daß die Gläſer ihrer ſchwarzen Brille ganz naß wurden und ſie ſie abnehmen mußte. „Jetzt habe ich dich Wolf im Schafspelz erkannt“, weinte ſie, „du biſt meine Todfeindin, ich habe es immer gewußt, aber heute haſt du es mir bewieſen.“

Während des Finales vom ersten Akt saß Heinrich Batt noch neben dem Direktor in der Parterreloge; als die Künstler sich zum erstenmal für den Beifall bedankten, applaudierte er selbst so stürmisch, wie kein anderer im Hause, so daß einige Zuschauer sogar auf ihn aufmerksam wurden. Beim zweitenmal saß er schon ganz allein, während der Direktor aus der Kulisse auf die Bühne rief, die Künstler möchten das Publikum auf den anwesenden Komponisten aufmerksam machen. Als sich der Vorhang zum drittenmal hob und die Darsteller mit der graziösen Olla Fantulla an der Spitze auf die Direktionsloge weisen wollten, war Batt verschwunden.

Das Publikum merkte, daß irgend etwas im Gange war und applaudierte wieder stürmischer, weil es der Geschichte auf den Grund kommen wollte und irgendeine bedeutsame Persönlichkeit im Hause vermutete.

Aber Batt erschien während der ersten Pause nicht wieder in der Loge.

Er stand in der Kulisse, dort, wo die Olla Fantulla ihren letzten Abgang hatte. Der Maschinenmeister, der ihn kommen sah, glaubte ihn durchaus auf die Bühne hinauszwingen zu müssen, Batt aber wehrte sich. Er folgte auch der entzückenden Fantulla nicht,

als ſie ihn mit einem Lächeln und einem vom Erfolg angeregten, ſtrahlenden Geſicht vor die Rampe ziehen wollte. Er ſchob ſie ſelbſt vor und küßte ihr nur immer wieder die Hand, als ſie jedesmal zu ihm zurückeilte, um ihn doch noch auf die Bühne zu bekommen.

Alle auf der Bühne umringten und begrüßten den Dichterkomponiſten. Der Direktor legte den Arm um ſeine Schultern, der erſte Tenor ſchüttelte ihm die Hand, die beiden Soubretten lächelten ihm zu, der komiſche Baß ſtand in ſeiner Maske als Bäcker mit der weißen Mütze auf dem Kopf da und grinſte vor Vergnügen. Im Hintergrunde drängten ſich die Choriſtinnen, um auch ihrerſeits etwas von der Senſation zu erhaſchen.

Alle, alle gratulierten. „Aber meine Herrſchaften", wehrte ihnen Batt, „ich bin doch gewiß der letzte, der an dem Erfolg ſchuld iſt; dafür müſſen Sie ſchon Frau Fantulla verantwortlich machen."

Die Triumphesfreude war mit einem Schlage abgedämpft. Die Fantulla proteſtierte zwar, aber ihre Rivalin, die als junge Gräfin im Aufwand einer glänzenden Toilette daſtand, zog ſich mit empörter Miene zurück, der Heldentenor war entrüſtet, andere Darſteller glaubten nicht richtig verſtanden zu haben, und nur der komiſche Baß ſchmunzelte vergnügt weiter.

„Verehrteſter Herr", ſagte er, „Sie ſind wohl heute zum erſtenmal auf der Bühne, weil Sie ſich gleich ſo unbeliebt zu machen verſtehen."

Batt aber, der völlig bewußt die Taktloſigkeit nur in der Abſicht begangen hatte, ſich mit einer netten Pointe bei der Fantulla einzuführen, tat jetzt erſchreckt

und verbeſſerte ſich gleich. „Aber meine Herrſchaften, Sie haben mich natürlich mißverſtanden. Es war nur, weil Frau Fantulla das letzte Solo hatte; ich ſtand noch ganz unter dem Eindruck. Das wäre ja lächerlich, wenn ich verkennen wollte, was Sie alle ohne Ausnahme aus meinem Werke gemacht haben. Jeder einzelne — eine Kabinettsleiſtung. Und wie das klappt!“

Allmählich kehrten die Darſteller, die ſich nach ſeinem ſonderbaren Auftritt zurückgezogen hatten, wieder. Mit jedem einzelnen von ihnen ſprach er: er ſah aus, als hielte er Cercle ab. Er nützte mit echter Bühnenlogik jedes einzelne tête-à-tête aus, indem er leiſe und vertraulich die Leiſtung des anderen konkurrierenden Mitglieds gegen die des Darſtellers, mit dem er gerade ſprach, herabſetzte. Bis auf die junge Gräfin waren ſie nach der erſten Pauſe alle wieder mit ihm verſöhnt.

Selbſt der Direktor, der erſt pikiert war, gewann ſein freundliches Geſicht wieder und alles wäre glatt verlaufen, wenn Batt nicht plötzlich eine neue Verrücktheit begangen hätte. Er erklärte, daß er die beiden anderen Akte lieber aus der Kuliſſe als vom Zuſchauerraum ſehen wollte.

„Ich bitte Sie, mein Lieber, Sie haben ja hier gar keine Akuſtik. Die Violinen kommen überhaupt nicht durch und hier, wo Sie ſtehen wollen, hören Sie nichts als Blasinſtrumente“, redete ihm der Direktor, der wieder einmal die alte Regel beſtätigt fand, daß die Autoren der beſten Stücke die größten Ochſen waren, gut zu.

Batt bat tauſendmal um Entſchuldigung und ver-

ſicherte, daß es ihm auf ganz beſtimmte Einzelheiten ankam, die er von der Kuliſſe viel beſſer verfolgen konnte. Der Direktor ſollte ihm den einzigen Gefallen tun und ruhig in ſeine Loge zurückkehren.

Die Dekoration des zweiten Aktes war unterdeſſen aufgeſtellt, die Darſteller erſchienen teils in früherer Ausgabe, teils in neuen Toiletten auf der Bildfläche, das Klingelzeichen kündete den nahen Beginn des Aktes an und der Inſpizient ſtellte ſich in Batts Nähe auf. Erſt als ihn der Komponiſt fragend anblickte, wurde er aufgeſcheucht und ging ſeiner Wege. Der Vorhang wurde aufgezogen.

Auf der Bühne ſtanden die Chöre und ſangen ihren unſinnigen Text von der fröhlichen Zunft der Bäckermädchen, die des Morgens als erſte aufſtehen und für das leckere Frühſtücksmahl der ſchlafenden Menſchheit ſorgen. Nie vorher waren Batt ſeine eigenen in Weinlaune niedergeſchriebenen Verſe blöder und lächerlicher vorgekommen, als jetzt, wo er ſo dicht neben den vollbuſigen Trikotchoriſtinnen ſtand und auf die Rückkehr der Fantulla wartete.

Endlich erſchien ſie. Der zweite Akt ſpielte auf dem Tanzboden in Halenſee, wo ſie mit ihrem jungen gräflichen Liebhaber von deſſen Eltern überraſcht wurde. Das einfache Koſtümchen mit dem fußfreien Rock ſtand ihr entzückend. Sie ſah wirklich wie ein ſüßer Backfiſch aus, den man abküſſen mußte.

Er ging gleich auf ſie zu. „Allerliebſt", flüſterte er ihr ins Ohr, und dann lauter, mit einem großen, erſtaunten, bewundernden Lächeln: „Elschen Kuhlmay was iſt aus dir geworden!"

Sie verſtand ihn natürlich nicht. „Elschen Kuhlmay?“ fragte ſie.

„Ja. So hieß nämlich das Original“, belehrte er ſie.

„Nicht möglich“, wunderte ſie ſich. „Alſo das Bäckermädel hat wirklich exiſtiert? Am Ende wohl auch das Grafenkind?“

„Nein, das Grafenkind war ich“, deutete er nur lächelnd an.

„Das finde ich aber wirklich nett, das müſſen Sie mir erzählen“, bat ſie.

„Hier zwiſchen der Kuliſſe? Nein, dazu iſt die Geſchichte zu lang.“

„Wollen Sie uns beſuchen?“ lud ſie ihn ein. „Das wäre goldig von Ihnen, das muß mein Mann auch hören.“

„Mit Vergnügen“, ſagte er höflich, aber doch merklich kühler.

Sie merkte es zwar, wollte aber an ſeinen Ton vorbeihören. Eine kurze Pauſe entſtand. „Verzeihen Sie mir meine Taktloſigkeit von vorhin“, bat er mit einer Koketterie, die ſeinem hübſchen Zigeunergeſicht eine geradezu faſzinierende Liebenswürdigkeit gab.

„Ihre Taktloſigkeit?“

„Ja, ich hätte es vielleicht nicht vor allen ſagen ſollen, aber ich konnte einfach nicht anders, es kam gegen meinen Willen heraus, ich war zu ſehr von Ihnen entzückt.“

„Sie verſtehen Ihre Komplimente nett zu machen“, lächelte ſie ihm ſelig zu.

„Haben Sie wirklich nicht bemerkt, daß das kein Kompliment war?" fragte er sie sehr ernst.

„Was war es denn? Ich habe es nicht als Grobheit aufgefaßt."

„Ein Geständnis war es."

Sie warf einen Blick auf den Inspizienten, um sich zu vergewissern, ob ihr Stichwort nicht bald käme. Sie standen von der Bühne recht entfernt und konnten nicht hören, bei welcher Partie man gerade war. „Sie sind ein sonderbarer Mensch, Herr Batt", sagte sie dann, indem sie auch ihrerseits einen ernsten Ton annahm. „Ihr Werk feiert Triumphe und Sie lassen sich nicht auf der Bühne und nicht im Theater sehen, Sie kommen endlich nach einem halben Jahr ins Haus, beleidigen die Mitglieder, nur um mir Komplimente zu machen . . . und jetzt, hier nach dem ersten Blick, zwischen Tür und Angel . . . machen Sie mir Geständnisse?"

„Mein Werk!" höhnte er, „wie sich das anhört. Eine Operette, wie hundert andere mehr. Die Mitglieder des Floratheaters, der Direktor, wie gleichgültig mir das ist."

„Es scheint wirklich so", bemerkte sie.

„Soll ich Ihnen den Hof machen, wie ein Gymnasiast? Soll ich mich vor Ihnen als Komponist und Dichter in Positur werfen? Soll ich Ihnen eine Komödie vorspielen? In welcher Rolle wollen Sie mich sehen? Ich bin ein leidlich vernünftiger Mensch, ich habe mir eingebildet, daß mir eine Frau nicht gefährlich werden kann, und . . . ich muß es Ihnen so klar und einfach sagen wie es ist . . . ich habe mich in Sie

verliebt . . . ich ſtehe vor Ihnen und muß mich beherrſchen, um Sie nicht an mich zu reißen."

„Seien Sie ſo gut", wehrte ſie ihm unwillkürlich und trat einen Schritt zurück. „Ich glaube, Sie könnten es fertig bringen, einen vernünftigen Menſchen ſehr bald unvernünftig zu machen. Ich bin eine verheiratete . . ."

„Um Gottes Willen!" unterbrach er ſie, mit gut geſpielter Verzweiflung, „Operettentexte ſchreibe ich ſelber. ‚Ich bin eine anſtändige Frau und nehm's mit der Ehe genau.' Das haben Sie ſchon in der Luſtigen Witwe geſungen. Haben Sie wirklich nicht das Gefühl der Komik, wenn Sie mir den alten Schmachtlappen vordeklamieren?"

Sie wollte ihm antworten, kam aber nicht mehr dazu. Der Inſpizient gab ihr einen Wink. Sie ſah erregt und verwirrt aus, als ſie tiefer in die Kuliſſe trat, um ihr Stichwort abzuwarten. Batt ſah beiſeite. Er fühlte, wie ſein Temperament mit ihm durchgegangen war und wie er ſich ſelbſt in die Leidenſchaftlichkeit hineingelebt hatte. Wie ſeit Jahren nicht mehr empfand er einen Druck in der Kehle und hörte ſein Herz klopfen. Erſt als ihre Stimme wieder auf der Bühne erklang, kam er zur Beſinnung.

Die junge Gräfin kam gerade von ihrer Garderobe und er mußte die Gelegenheit wahrnehmen, ſich mit ihr zu verſöhnen, wenn er die Fantulla wegen ſeiner Bevorzugung nicht überflüſſigerweiſe ins Gerede bringen und ſich ſelbſt die nahen Proben, in denen er mit dem Orcheſter für die Jubiläumsvorſtellung

Fühlung gewinnen ſollte, zur Hölle machen wollte. Die feſche, aber nicht mehr allzu junge Wienerin wollte erſt ſehr ungnädig an ihm vorbeirauſchen. Als er ſie aber mit einem Glückwunſch feſthielt, ſich wegen des Mißverſtändniſſes von vorhin nochmals lachend entſchuldigte, und mit fachmänniſchem Ernſt ihre Garderobe zu loben begann, entſchloß ſie ſich, vorerſt abwartend gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Die Konverſation, die von beiden ſehr bewußt, als Verſöhnungsfeſt aufgefaßt wurde, zog ſich für ſeinen Geſchmack ein wenig zu ſehr in die Länge. Aber es half nichts, die Fantulla beherrſchte die Bühne, hatte ihr großes Solo hinzulegen, ihr Tanzduett zu abſolvieren, mußte ihren Abgang zweimal wiederholen, und es galt, mit liebenswürdiger Miene auszuhalten, gemütlich und weaneriſch zu plauſchen, wenn er nur einen geringen Teil deſſen gutmachen wollte, was er verbrochen hatte.

Aus dem Zuſchauerraum erlönte das ferne Plätſchern eines lauten Beifalls, der natürlich nur der Fantulla gelten konnte. Die Weanerin machte eine Grimaſſe und ſah ſchnippiſch und wegwerfend drein. Im ſelben Augenblick verſchwand aber der Ausdruck und machte einem liebenswürdigen und neugierig geſpannten Lächeln Platz: ihr Stichwort war gefallen, und ſie hatte ſich in die junge Gräfin verwandelt, die zum erſten Male einen jener Tanzſäle betritt, in denen ſich das gewöhnliche Volk tummelt. Ein Wink von Fantullas Partner verriet ſeiner Liebſten das Nahen einer Gefahr. Wenn es auch nur die wohlwollend geſinnte Schweſter und nicht die hartherzigen Eltern waren, ſo ſchien ihm doch Vorſicht am Platze, ſo daß die Fantulla

ſchnell mit ängſtlich verſchüchtertem Blick die Bühne verließ.

Sie wollte an Batt vorbei, als bemerke ſie ihn nicht. Es ſchien ihm wegen der vielen Menſchen, die jetzt in der Kuliſſe ſtanden und auf ihren Auftritt warteten, klüger, ſie nicht zurückzuhalten. Aber er merkte ſehr wohl, daß ihr Schritt langſamer wurde, ſobald ſie ſich der Tür näherte, die zum Garderobengang führte. Nun hielt er es erſt recht für klug, ſie nicht einzuholen.

Der Abend war noch lang und bot genug Gelegenheiten. Nur Neulinge glaubten an Eroberungen im erſten Anſturm. Bei einer Olla Fantulla mußte man ſchon raffinierter zu Werke gehen. Die mußte in Etappen errungen werden. Die Friſt bis zu ihrem Wiederauftritt im zweiten Akt war ohnedies nicht lang.

Wider Erwarten tauchte jetzt der gekränkte Direktor wieder in der Kuliſſe auf. Er war in Geſellſchaft eines eleganten Herrn und kam direkt auf Batt zu.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den verrückteſten Menſchen ſeines Jahrhunderts vorſtelle", wandte er ſich an ſeinen Begleiter. „Herr Heinrich Batt iſt nicht dazu zu bewegen, ſich ſein Werk vom Zuſchauerraum anzuſehen", ſcherzte er, offenbar wieder gut gelaunt. „Herr Doktor Winteruhr, der Gatte unſerer gefeierten Fantulla."

Batt verbeugte ſich und reichte dem Doktor mit zuvorkommender Höflichkeit die Hand. „Ich freue mich aufrichtig, Sie kennen zu lernen. Ich kann Ihnen verſichern, Herr Doktor, daß die gnädige Frau es fertig gebracht hat, mir die unſympathiſchſte Operette der Welt heute abend ſympathiſch zu machen."

Doktor Winteruhr verbeugte ſich ſehr korrekt, wenn auch überaus höflich. Er ſchien Wert darauf zu legen, auch Humor zu haben.

„Nach der . . . pardon . . . ſehr luſtigen Vorſtellung des Herrn Direktors, darf ich wohl auch Ihr Kompliment nicht allzu ernſt nehmen", lächelte er.

„Sie meinen bei meinem Ruf als exzentriſchen Künſtler", lachte Batt. „Oh, ich bin viel normaler, als Sie vermuten."

„Ich werde mir nie erlauben . . ." erklärte der Doktor und kam ſofort auf ſeinen früheren korrekten Ton zurück.

„Erlauben Sie ſich ruhig", lachte Batt weiter. „Ich habe mich längſt daran gewöhnt, nicht ernſt genommen zu werden. Vorhin hätte ich beinahe das ganze Theater in corpore beleidigt."

Der Doktor war über die Szene, mit der ſich der erfolgreiche Dichterkomponiſt ſo übel im Hauſe eingeführt hatte, natürlich bereits unterrichtet worden, aber er hielt es für korrekt, durch keine Bemerkung nach der einen oder anderen Seite hin indiskret zu werden.

Batt ließ ſich durch die kurze Pauſe keineswegs verwirren, ſondern erzählte munter weiter. „Unſereiner hat ſich nicht ſo in der Gewalt, wie Sie, Herr Doktor — ein einziger künſtleriſcher Eindruck kann einen ganz aus dem Häuschen bringen."

„Pardon, warum vermuten Sie, daß ich künſtleriſchen Eindrücken gegenüber unempfänglich bin?" erkundigte ſich der Doktor und ſah den Komponiſten ſo ſcharf intereſſiert an, daß es faſt den Eindruck

machte, als wollte er ihn durch ſeinen Blick zurechtweiſen.

Der Direktor, den das Geſpräch langweilte, entdeckte, daß hinten bei den Chören irgend etwas nicht in Ordnung war und zog ſich zurück.

„Ich konnte mich eben nicht ganz klar ausdrücken", benützte Batt raſch die Gelegenheit. „Der Direktor war ohnedies ſchon beleidigt. Ich war von der gnädigen Frau ſo entzückt, daß ich alle anderen Darſteller vergaß und vor dem ganzen Enſemble nur Ihrer Frau Gemahlin den Erfolg der Operette zuſchrieb."

Der Doktor taute wieder auf.

Er glaubte das Intereſſe ſeiner Frau wahrnehmen zu müſſen und bemühte ſich möglichſt ſchnell die Freundſchaft des gefeierten Komponiſten einzufangen.

Als der Direktor wenige Minuten ſpäter zurückkam, um „ſeinen lieben Doktor" zur Erneuerung des Kontraktes mit ſeiner Frau in ſein Bureau zu entführen, hatte Winteruhr Batt bereits eingeladen, nach der Vorſtellung mit ihm und ſeiner Frau auszugehen. Vorausſetzung war natürlich, daß ſeine Frau heute abend nicht ſchon zu müde ſein würde.

Batt ſah ſich um, ob Olla noch nicht wieder zum Vorſchein gekommen war. Ihr Auftritt mußte gleich kommen. Selbſt der Inſpizient blickte verwundert in der Richtung der Garderobe, als ſie endlich im letzten Augenblick erſchien.

Der Komponiſt fand nur noch die Zeit, ihr zuzuflüſtern, daß ihn ihr Gatte eben eingeladen hatte, den Abend mit ihnen zu verbringen.

Sie ſah ihn ohne Verſtändnis an. Dann eilte ſie in die Kuliſſe und trat gleich auf ihr Stichwort in das Rampenlicht.

Von jetzt ab bis zum Aktſchluß mußte ſie auf der Bühne bleiben.

Batt zog es vor, über die niedrige eiſerne Treppe und den kurzen Gang in die Direktionsloge zurückzukehren und den Schluß des Aktes im Zuſchauerraum abzuwarten. Auch war er neugierig, ob ſie ganz unbefangen ſpielen oder ob er ihr ihre Erregung anſehen werde.

Er ſaß allein im dunklen Hintergrund der Loge, ſo daß man ihn von der Bühne nicht bemerken konnte.

Nichts verriet ihm, daß die Menſchen dort oben etwas anderes als Rollen und Partien im Kopfe hatten.

Das Rampenlicht mußte alles, was nicht Theater in ihnen war, in unſichtbare Schatten getaucht haben. Sie ſpielten, als ob heute Premiere wäre und als ob die verſammelte Preſſe im Parkett ſäße.

Was für Menſchen waren denn das, daß ſie den hundertneunzigmal hergeſungenen Blödſinn zum hunderteinundneunzigſtenmal mit einer Verve und Glut herſagten und flöteten, als ob ſie dichteriſche Offenbarungen zu verkünden hätten? So etwas machte man gelangweilt, nebenbei, oder wenn man konnte, aus dem Handgelenk, aber doch nicht ſo, wie die Leute dort oben.

Die Fantulla war ganz keuſche Ergebenheit und Liebe, die junge Gräfin, die ihre Rivalin eine Minute vor oder nach der Szene in den Garderoben am liebſten

in einem Löffel Waſſer erſäuft hätte, neigte ſich ihr zu, als ob ſich ihr als Komteſſe, juſt in dieſem Augenblick wirklich zum erſtenmal das goldene Herz des unverdorbenen Volkskindes offenbart hätte, der biſſige Kerl von einem Komiker, war ein ganz behaglicher, biederer, gutmütiger Bäckermeiſter und der eingebildete Fant von einem Operettentenor ſtand in echter Verkörperung treuherziger Beſcheidenheit neben ſeiner Flamme aus dem Volke. Was für Affen waren denn dieſe Menſchen, daß ſie ſich ſo in den Dienſt eines Blödſinns ſtellen konnten?

Und da ſollte er ſich ein Gewiſſen daraus machen, der kleinen Olla zu ein paar ſeligen Liebesſtunden und ihrem korrekten Gatten zu wohlverdienten Qualen der Eiferſucht zu verhelfen? Da müßte er ja ſelbſt ein Affe ſein, wenn er auch nur noch einen Augenblick zögerte.

Und nun gar die alte Gräfin mit der Lorgnette an der Perlenſchnur und der blankweiß gepuderten, ſpitzen Naſe und dieſer rheumatiſche Graf mit den meckernden Tönen und dem ſteif nachhumpelnden Bein, und dieſes Publikum, das ſich die Bäuche hielt, wenn der Kerl losmeckerte . . .

Nein, es war eine Leiſtung, dabei bis zum Schluß auszuhalten.

Wie war es nur möglich, daß er dieſen Text verbrochen hatte? Woher hatte er dazu die Frechheit genommen, wann hatte er dazu die Stirn gehabt, wie war er zu dieſer ſchmachtlappigen Sentimentalität gekommen? Wenn er ſich das heute, wo die Zeit die Diſtanz zwiſchen damals und jetzt hergeſtellt hatte, be-

ſah, ſo brauchte er ſich wahrhaftig nicht darüber zu wundern, daß ihm keine wirkungsvollen Einfälle bei ſeiner neuen Arbeit kamen. Nein, da ſteckte ja eben das Malheur: eines ſolchen Blödſinns würde er ſich heute doch ſchämen. So etwas konnte man kein zweitesmal verbrechen.

Damals, ja damals konnte er einen ſolchen Text ſchreiben: ſo wundervoll durchtränkt von Stumpfſinn, ſo berauſchend in ſeiner platten Banalität, ſo hinreißend in ſeiner ſchmachtlappigen Sentimentalität, ſo populär in ſeiner verlogenen Tendenz, daß auch drei Millionen nur ein beſcheidener Preis für ſolche Leiſtung war!

So eine Inſpiration kam nie wieder.

Welche Marke von Sekt war es denn, die ihn damals in eine Atmoſphäre geiſtiger Niederungen verſetzt hatte? Tauſend Mark, zehntauſend Mark, hunderttauſend Mark würde er jetzt mit Freuden für eine ſolche Flaſche Sekt bezahlen. Alle Verleger der Welt müßten ſich zuſammentun, um eine Flaſchenbatterie von dieſem Sekt aufzukaufen, Lilienthal an der Spitze!

Oder war vielleicht gar nicht der Sekt daran ſchuld? War es Elschen Kuhlmay, die ihn ſo begeiſtert hatte, Elschen Kuhlmay, der er, wie einſt Hartleben ſeiner Lore ein Billett zu ihrer Premiere und eine Fahrkarte von und nach Potsdam verehrt hatte? Dasſelbe Elschen Kuhlmay, die ihm nachher in dem Brief mit der ſo ſchlechten Orthographie vorwarf, daß er ſie verraten hatte?

Oder war es Herr Lilienthal, den er zum Dank für ſeinen kleinen Vorſchuß und ſeine großen Taktloſig-

keiten mit der Lieferung eines unausdenkbar blöden Textes hatte hineinlegen wollen?

Wer war es, dem er dieses Werk zu danken hatte?

Unbewußt hatte er „Wunderlieb" damals nicht geschrieben. Die Melodien dazu waren ihm seit langem im Kopf herumgegangen und so ganz belog er Lilienthal auch nicht, als er ihm von der schöpferischen Sehnsucht nach Musik erzählt hatte, die ihn während seiner Leidenszeit beherrschte. Die Melodien waren auch nicht gar so schlecht, sie hatten ihm anfangs selbst gefallen, bevor sie ihm an allen Ecken und Enden als Walzer der Saison verleidet worden waren. Aber der Text, den hatte er bewußt in tiefer Erbitterung geschrieben, mit dessen Stumpfsinn hatte er jemanden höhnen wollen, sich selbst oder . . .

. . . oder Marie Erlebach! Plötzlich war ihm der Zusammenhang klar.

Sie hatte das Große, Edle, Reine und Künstlerische in ihm emporziehen wollen und er hatte sich, als sie ihn fallen ließ, für ihren Hochmut gerächt und sich bewußt selbst zum blöden Tölpel erniedrigt.

Ja, so war es gekommen. Nur im Kampfe zwischen Extremen konnte man Neues schaffen.

Heute wie damals hieß es für ihn zu wählen. Noch pendelte er: das taugte nichts. Er mußte sich entscheiden: nach oben oder nach unten.

Wenn Marie ihm unerreichbar blieb, wenn der Trotz gegen sie in ihm erstorben oder nicht mehr stark genug war, ihn zu inspirieren, wenn er sich aus eigener Kraft nicht helfen konnte, so mußte er einer neuen Frau begegnen, die ihm helfen konnte.

Ein neues Werk mußte die Millionen bringen, um die ihn Lilienthal bei ſeinem erſten beſchwindelt hatte. So oder ſo: er wollte reich ſein.

Im Orcheſter erklang das Finale, oben auf der Bühne fügten ſich die Gruppen zum Schlußbild. Die Chöre ſetzten mit dem Refrain ein, die Fantulla ſank bittend vor dem erzürnten Elternpaar in die Knie, der ſteifbeinige Graf erhob drohend den Finger und die ſtolz lorgnettierende Gräfin ihre ſpitze Naſe um die oberſte Hochmutsſtufe der letzterreichbaren zwei Zentimeter. „Du Bäckerskind!" donnerte der Graf verachtend und „Du Grafenkind" weinte die Fantulla dem Geliebten nach, während die Melodie, die beim erſten Aktſchluß jubelnd geklungen hatte, vom Orcheſter nun zu einem Klageliede variiert wurde.

Der Vorhang fiel.

„Na, ſind Sie endlich vernünftig geworden?" fragte der Direktor, als er den Komponiſten aus dem Zuſchauerraum kommen ſah. „Oder wollen Sie den dritten Akt wieder hier hinter den Kuliſſen zubringen?"

Batt nahm ihn unter den Arm und führte ihn ab. „Kommen Sie, Direktor, wir müſſen noch wegen der Proben ſprechen. Ich wundere mich nur, daß Sie es riskieren, ein ſo verrücktes Huhn wie mich an das Dirigentenpult zu ſetzen."

„Sie werden ja nur des Publikums wegen ausgeſtellt, das Orcheſter ſieht doch nicht nach Ihnen hin", lachte der Direktor. „Denen können Sie den Takt zum Pilgerchor aus Tannhäuſer anſchlagen, ſo ſpielen ſie doch den Walzer aus Wunderlieb."

Als ſie im Bureau ſaßen und ihren Tabak in Brand geſteckt hatten, pochte es an die Türe. Doktor Winteruhr war es.

Der Direktor wollte ihn um Entſchuldigung bitten, da er mit dem Komponiſten geſchäftlich zu reden hatte, aber Batt verhinderte ihn daran. „Nur herein, Herr Doktor", forderte er ihn auf, „was wir vorhaben, das iſt ein Geſchäft, zu dem Sie auch gehören."

Der Direktor machte ein recht verlegenes Geſicht dazu, ſo daß ſich Winteruhr wieder zurückziehen wollte, aber Batt erfaßte die Situation ſchnell.

„Sehen Sie ſich mal das ſchlaue Geſicht an, das der Direktor macht", ſagte er. „Der hat nämlich eben einen extra feinen Plan gehabt, und bildet ſich ein, daß Sie ihn an der Ausführung gehindert haben. Soll ich Ihnen ſagen, Direktor, was Sie von mir wollten?"

„Da bin ich aber neugierig", ging der Leiter des Floratheaters auf den Spaß ein.

„Sie wollten mich fragen, ob wir beide uns nicht zuſammentun könnten, um uns ohne die Vermittlung des Herrn Lilienthal über meine nächſte Operette zu einigen", erklärte Batt mit humorvoll geſpieltem Ernſt. „Stimmt das?"

„Sie ſind ein Teufelskerl", lachte der Direktor. „So ganz war das zwar nicht mein Gedankengang, aber nehmen wir an, es ſtimmte."

„Dann würde ich Ihnen ſagen, daß erſtens Lilienthal meine neue Operette überhaupt nicht kriegt und zweitens, daß wir ſofort einig ſein werden, wenn die Gattin dieſes vor Ihnen ſtehenden und erſtaunt drein-

blickenden Herrn Doktor Winteruhr die Hauptpartie ſingen wird."

„Abgemacht", frohlockte der Direktor, „ein Glück, daß Sie das nicht vor einer halben Stunde geſagt haben, ſonſt wäre der Kontrakt vorhin doppelt ſo teuer geweſen."

Winteruhr wußte nicht recht, wie er ſich verhalten ſollte. Hielt ihn Batt zum Narren, oder war dieſes verrückte Genie wirklich ſo wie es ſich gab?

„An Batt gewöhnt man ſich nicht ſo leicht", ſcherzte der Direktor, „der macht noch viel exzentriſchere Sachen, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber jetzt ſchnell heraus mit dem Geheimnis, mein Lieber, was iſt das für eine Operette, die ich von Ihnen bekommen ſoll?"

„Verraten wird nichts", erklärte Batt in dem Bewußtſein, leider nicht in der angenehmen Lage zu ſein, etwas verraten zu können.

„Hören Sie mal, Batt", ſagte der Direktor. „Sie ſind doch unter den Komponiſten der weiße Rabe, mit dem man offen ſprechen kann, ohne ihn gleich zu beleidigen. Haben Sie ſich ſchon einmal überlegt, warum „Wunderlieb" ſo ein Treffer war?"

„Weil es den blödeſten Text der letzten zehn Jahre hat", parierte Batt ernſthaft.

„Laſſen Sie doch für einen Augenblick die Witze", wehrte der Direktor. „Ich will es Ihnen ſagen, woher der Erfolg kommt. Vom Berliner Stoff kommt er. Das Publikum hat genug vom ‚Weanertum' und von Amerika und von Paris und von den ruſſiſchen Trottelfürſten. Die berliner Range, die hat den Er-

folg gemacht. Sie hätten die Proben ſehen ſollen. Die Mädels fangen einem ja von ſelber zu ſpielen an. Die kann man ſich in Berlin vom Straßenpflaſter holen und ſie reißen einem das Parkett mit. Setzen Sie ſich doch ſelber mitten in das Publikum hinein, da ſollen Sie ſehen, wie die Weiber die Taſchentücher hervorholen, wenn die Chöre der Mieze das Abſchiedslied ſingen."

Als der Direktor zu ſprechen begann, ſpielte noch das freche Zigeunerlächeln um Batts Mund, nach und nach aber wurde er ernſt.

Was ihm der Direktor da erzählte, war gar nicht ſo dumm; im Gegenteil, das gab zu denken, vielleicht war es ſo etwas wie eine fachmänniſche Erklärung des Rätſels.

Es wurde ſtill im Zimmer. Die drei Männer ſaßen da und rauchten ſtumm ihre Zigarette. Es war, als ob der Direktor in der Tat den Schleier von dem am dichteſten verborgenen aller Rätſel, von dem des Erfolges um ein Weniges gelüftet und die Gemüter dadurch in eine andächtige Nachdenklichkeit verſetzt hätte. Die rote Glühbirne über dem Türrahmen blitzte auf und zeigte den nahen Aktſchluß an.

Jetzt wurde unten das Bäckermädchen, das man zum großen Feſtball in das gräfliche Haus eingeſchmuggelt hatte, von den verzeihenden Eltern als Braut und künftige Komteſſe anerkannt, jetzt ſetzte die Apotheoſe mit dem Schlußwalzer ein.

* * *

Abſeits in der Niſche eines kleinen, vornehmen Weinreſtaurants ſaßen ſie beiſammen: Olla Fantulla, ihr Gatte und Heinrich Batt.

Alle drei aßen ſehr wenig und nippten nur an den Sektkelchen. Der Doktor empfand es als ſeine Pflicht, für die allgemeine Unterhaltung zu ſorgen.

„Wenn du bei deinem Direktor nicht ohnehin ſo feſt im Sattel ſäßeſt, heute wärſt du zum bevorzugteſten Mitglied geworden", wandte er ſich an ſeine Frau. „Du hätteſt hören ſollen, wie Herr Batt dir das Wort geredet hat."

„Herr Batt iſt ſehr liebenswürdig", meinte die Soubrette mit verbindlichem, wenn auch keineswegs herzlichem Lächeln.

Batt ſagte gar nichts und begnügte ſich damit, die Aſche von ſeiner Zigarette zu ſtreifen.

„Ich wußte vorhin beim Direktor wirklich nicht, ob er Ihnen mit ſeinem Vortrag ein Kompliment machen wollte, oder nicht", wandte ſich der Doktor wieder befliſſen an den Komponiſten. „Er tat ja beinahe ſo, als hätten Sie mit Ihrem Werk nur zufällig einen Treffer gemacht."

„Was der Direktor ſagte, hörte ſich ganz klug und erfahren an", meinte Batt, „aber, wenn Sie genau das Gegenteil behaupten, haben Sie genau ſo recht. Der Stoff iſt blödſinnig, deshalb gefällt er. Eine andere Regel gibt es nicht."

„Warum ſprechen Sie ſo erbittert von Ihrem Werk?" fragte Olla.

„Erbittert? Das wäre ein zu ſtarkes Wort."

„Sie wollten doch von dem Bäckermädchen er-

zählen", bat ſie ihn und wurde im ſelben Maße herzlicher und wärmer, in dem er kalt und gleichgültig blieb. Er ſah es ſelbſt, wie glänzend er ſeine Eroberungstaktik angelegt hatte. Sie war, ſich halb ſträubend, mit glühenden Erwartungen hierher gekommen und hatte ſich gegen ihn zur Wehr ſetzen wollen. Jetzt, da er ſie mit ſeiner Kühle enttäuſchte, kam ſie ihm unbewußt ſelbſt entgegen, weil ſie ihn ſo wiederzuſehen wünſchte, wie er ihr auf der Bühne begegnet war.

„O, das iſt eine drollige Geſchichte", begann er. „Fünf Jahre ſind das jetzt her. Mir ging es hundeſchlecht, — nicht aus dem Grunde, an den Sie vielleicht denken."

„Pardon", wehrte ſich der Doktor, „welchen Grund ſollten wir wohl vermuten?"

„Ich habe keine Veranlaſſung, es zu verheimlichen, daß ich als Opfer einer Verlegerintrigue ſogar ins Gefängnis gekommen bin. Wenn ich wirklich der Künſtler bin, für den mich manche . . . na ja . . . Sie verzeihen . . . ich meine, dann dürfte der Name jenes Verlegers nicht gerade in Ehren vor der Kunſtgeſchichte beſtehen."

Seine Miene verfinſterte ſich und ſein Zigeunergeſicht nahm für einen Augenblick einen ſchmerzlichen Ausdruck an. Dann aber ſchien es, daß er ſich mit einem kurzen Entſchluß von der peinlichen Erinnerung losriß. Es war, als hätte er mit jener flüchtigen Bewegung ſeiner Hand die Vorſtellungen, die plötzlich vor ihm aufgetaucht waren, verſcheucht.

Der Doktor kam ebenſo wenig dazu, auch nur eine Bemerkung fallen zu laſſen, wie die reizende Olla.

Schon lächelte er wieder und erzählte weiter. „Nein, mir ging es damals ſchlecht, weil ich unter dem Eindruck eines anderen tiefen Erlebniſſes ſtand. Damals war ich wohl wirklich ſo exzentriſch, wie Sie mich heute glauben, Herr Doktor. Ich bin tagelang ohne Beſinnung herumgelaufen und wußte ſelbſt nicht, wie ich dahin oder dorthin kam, als ich dann glücklich wieder meine Beſinnung fand. So bin ich eines Tages im Winter zu Fuß von Berlin nach Potsdam gewandert. Die Fluren und der Wald waren weiß, der Schnee kniſterte ſo ſchön und weich unter den Füßen, die Erbitterung verlor ſich, wenn man ſtramm vorwärts marſchierte und meine Zeit beſaß keinen Wert. Als ich vor dem Potsdamer Schloßplatz ſtand, war es dunkel und ich begann zu frieren. Ich weiß nicht, ob Sie ſchon einmal richtig gefroren haben, gnädige Frau."

„Ich denke doch", meinte ſie lächelnd und ſah ihn ſo teilnahmsvoll an, als ob er nicht eine Geſchichte von Anno dazumal erzählte, ſondern jetzt und hier an dem Tiſch, an dem er ſaß, auf ihre liebevolle Hilfe angewieſen wäre.

„Um richtig zu frieren, dazu muß es nicht nur kalt um einen ſein, dazu muß man nicht nur dünne und durchnäßte Kleider auf dem Körper haben", erklärte er ernſthaft, „dazu muß man auch hungern, mit einer endloſen Leere im Leibe, daß man ſich ſelbſt nur wie eine jämmerliche dünne und fröſtelnde Hülſe vorkommt. Ich unterſuchte meine Taſchen und fand keinen Nickel darin. — Nein, warum ſoll ich nicht die Wahrheit ſagen, ich brauchte meine Taſchen erſt gar nicht zu

unterſuchen, denn ich wußte ganz genau, daß kein Nickel darin ſein konnte. — Tja, ſo ſtand es damals um mich. In Berlin wäre mir geholfen geweſen, aber wie ſollte ich nach Berlin kommen. Nie und nimmer hätte ich die fünfzig Kilometer noch geſchafft."

„Und was taten Sie?" fragte der Doktor intereſſiert, während die Fantulla ſchweigend und ergriffen zu ihm hinüberſah.

„Paſſen Sie auf, Herr Doktor, jetzt kommt es luſtig. Dasſelbe Bäckermädel, das jetzt Millionen für mich verdient, hat mir auch damals mein bißchen eingefrorenen Verſtand gerettet. Sie gab mir acht Knüppel auf Kredit. Da ſie mich für ihren Verehrer hielt, glaubte ſie mir ſo viel Vertrauen ſchuldig zu ſein."

„Iſt das aber lieb", freute ſich Olla und faßte jetzt, nachdem er wieder ſeinen ſcharmanten Erzählerton angenommen hatte, die Sache mehr von der anekdotiſchen Seite auf. Sie glaubte natürlich nur die Hälfte von dem, was er ihnen mit ſeinem ſchalkhaft frechen Lächeln ſozuſagen als Deſſert ſervierte, konnte ſich aber dem Reiz des kleinen Abenteuers nicht entziehen.

„Hieß die Kleine nicht Elschen?" fragte ſie. „Ich glaube, Sie erzählten mir ſo etwas im Theater."

„Elschen Kuhlmay hieß ſie. Ein Glück, daß Sie das Original nicht gekannt haben. Sie hätten ſich ſonſt am Ende davon beeinfluſſen laſſen, und wären nicht halb ſo reizend in der Rolle."

„Wie ſah ſie denn aus?" fragte ſie.

„Ein junges, gutmütiges, geſundes, dummes

Mädel", berichtete er. „Das ‚dumm' iſt aber nicht zärtlich gemeint. Sie war wirklich dumm."

„Und weiter?"

„Weiter gar nichts. Ich ſchickte ihr am ſelben Abend einen Zwanzigmarkſchein zum Ausgleich ihrer Forderung. Das Rendezvous mußte ich ihr leider poſtlagernd unter ‚Wunderlieb 21' abſagen."

„Wie ſchade", bedauerte ſie.

„Sehen Sie, Herr Doktor, das ſind die echten lebenswahren Volksfiguren des Direktors."

Der Doktor lächelte verbindlich und die Fantulla, der die liebenswürdig gewinnende Art, mit der er ſich über ſich ſelbſt luſtig machte, aufrichtig gefiel, blickte ihn unbewußt ſo herzlich an, daß ſie dabei ganz verliebt ausſah.

Welch raſſiges und intereſſantes Geſicht hatte er doch, wie konnte er einen allein durch den wechſelnden Ausdruck in die Stimmung verſetzen, von der er ſelbſt beherrſcht wurde, wie hatte er es in ſeiner Gewalt, einen innerlich weinen oder herzlich auflachen zu laſſen.

Mimte er das alles nur, war er im Grunde Komödiant, oder empfand er wirklich ſo tief, daß ſeine ganze Perſönlichkeit bei der leiſeſten Erinnerung in den luſtigen und traurigen Erlebniſſen ſteckte.

Jetzt wurde ſein Geſicht wieder ſo ernſt und nachdenklich, als hätte er ſie beide vergeſſen und wäre ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Und dann fing er wieder zu ſprechen an:

„Sie fragten mich vorhin, warum ich ſo erbittert von meinem Werke ſpreche. Man müßte ein eitler Fant ſein, wenn man anders empfinden würde. —

Sie ſind Juriſt, Herr Doktor, ich weiß nicht, ob Sie auch Verteidiger in Strafſachen ſind, aber es könnte ja ſehr leicht ſein. Denken Sie ſich, Sie hätten einen angeblichen Verbrecher zu verteidigen . . Sie halten Ihr großes Plaidoyer. Das iſt ſo gut ein Stück ſchöpferiſcher Arbeit oder könnte es ſein, wie eine Dichtung oder eine Kompoſition. — Der Augenblick reißt Sie fort. Sie erzittern in einer großen Stimmung. Eine Idee fliegt Ihnen zu, gewinnt Geſtalt, wird immer klarer, Sie geben ihr Ausdruck, Sie prägen ein bedeutendes Wort, Sie erzielen eine erſchütternde Wirkung . . . Denken Sie ſich, Sie hätten das Wort ‚La vérité est en marche‘ geprägt — und Sie ſiegen. Sie ziehen beſeligt heim, Sie leben im Rauſch eines Schöpfers. —

Und nun denken Sie ſich: es gehen Tage, Wochen und Monate und Jahre ins Land und Ihr Wort, das Wort, das Sie in einem erhebenden Augenblick geprägt haben, hat eine ungeheure Popularität erlangt. Erſt ſehen Sie es groß und fett über den Leitartikeln der Zeitungen, dann finden Sie es als Schlagworte zu irgendwelchen Tendenzen, die nicht die Ihrigen ſind, dann wird es von den Reportern aufgegriffen, jeder alberne Bezirksredner macht es zu ſeiner Floskel, auf den Straßen begegnet es Ihnen, die Reklame greift es auf, ein Bierfabrikant benützt es, um die Überlegenheit ſeines Bockbieres damit zu illuſtrieren, Erzeuger von Seifen, von Likören, von Stiefeln machen es zur Überſchrift ihrer Inſerate, auf Reklameſchildern mit blödſinnigen Fratzen wird es in bunter Lackſchrift von einem Eſelsgeſpann über die Straßen gezogen, es wird

ſo gewöhnlich, ſo ſinnlos, ſo ſchmutzig, wie nur ein Wort werden kann. — Denken Sie ſich das alles, Doktor, und fragen Sie ſich ſelbſt, ob Sie nicht allmählich einen Ekel vor dem geiſtigen Erzeugnis Ihres eigenen Kopfes empfinden würden."

Batt hielt inne. So diskret und wohlerzogen die Bewegungen ſeiner Hand waren, ſo ſprach doch dieſelbe Abwehr, dasſelbe Diſtanzgefühl, derſelbe Abſcheu gegen die Menge aus ihnen, die ſich auch in den Zügen ſeines Geſichtes und in dem Ausdruck ſeines Mundes ſpiegelten. Er war durch ſeine Worte aus der nachdenklichen Stimmung zu einer leidenſchaftlichen Entladung mitgeriſſen worden und landete ſchließlich bei der klaren Erkenntnis eines Gefühls, das ihm plötzlich ſeinen gegenwärtigen geiſtigen Zuſtand erhellte.

Selbſt der korrekte Doktor war in den Bann der ſtark erregten Worte gekommen und ſaß regungslos da.

Die Fantulla aber fühlte, wie ihr eigenes Herz bei dem Erlebnis dieſes Mannes mitbangte und erzitterte. Nein, das war kein Komödiant, der dies erlebte, das war ein Künſtler.

„Wenn Sie es ſo ſehen, muß es furchtbar ſein", ſagte der Doktor leiſe.

„Man kann es nicht anders ſehen", kam es ſchmerzlich als Batts Antwort. „Ich ſtecke mitten in der Arbeit, ich fühle ſo etwas, wie eine Melodie in mir erſtehen. Ich reiße meinen Hut vom Nagel und ſtürme aus dem Hauſe. Mit ein paar Sprüngen bin ich von der Grenze des bayriſchen Viertels draußen zwiſchen den Bauplätzen. Ich bleibe ſtehen. Mir iſt, als flatterte da irgendwo dicht vor meinen Augen eine Melo-

die einher, eine tanzende, wiegende Melodie . . . Und dann gehe ich wieder vorwärts, langsam, mich selber wiegend, gleichsam tanzend und juble und reiße ein Stück Notenpapier aus der Tasche und will es niederschreiben, festhalten . . . und es ist weg. — Und ich laufe wieder, dahin und dorthin und finde mich an meinem Schreibtisch wieder und weiß nicht, wie ich dahin gekommen bin und schreibe und schreibe und gehe an den Flügel und sehe, daß die Melodie klingt und mitreißt und lockt, und fühle mich als Schöpfer . . . und dann, nach Jahr und Tag kommt der Erfolg. Ja, ich habe mich nicht getäuscht, die Melodie wirkt. Mein Gott ja, wie wirkt sie! So toll und so rasend, daß sie sich gegen mich selber kehrt und mich zur Verzweiflung bringt. — — — Und selbst der liebe Herrgott, der die vier Jahreszeiten in die Welt gesetzt hat, hat kein Erbarmen. Es ist Winter . . . ich gehe durch die Straßen, hinaus in die Vororte, um Schnee unter meine Füße zu bekommen. Endlich, endlich, nach langer Zeit fühlt man den Druck, der auf einem lastete, entweichen. Jawohl! . . . wie lange? . . . Am nächsten freien Platz ist eine Eisbahn. Da wiegen sich schon die blödsinnigen Paare, — das Bäckerskind mit dem Grafenkind. — — Der Tag ist verloren. Im Fasching spielen sie es in jedem Tanzsaal, das Orchestrion brüllt es aus jeder Taxameterkneipe, im Sommer rückt die Seuche in die öffentlichen Gärten hinaus, im Herbst in die Gesellschaften, kein Badeort, kein Dorf im Walde, wo nicht das Bäckermädchen mit dem Grafenkinde zu finden wäre! Ich unterscheide die Straßen Berlins nur noch nach den Lokalen und Häu-

ſern, in denen es Orcheſtrions und Grammophone gibt oder nicht gibt, ich fürchte mich, ein neues Haus zu betreten, weil jeder Backfiſch meinen Walzer am Klavier paukt, ich darf keine Zuſammenkünfte in einem unbekannten Café vereinbaren, weil ich nicht weiß, ob nicht zum five o'clock ein Streichorcheſter dort hauſt; die einzige glückliche Schöpferſtunde wird mir zu einer Qual, als ob ich tauſende von Sünden durch ſie büßen müßte."

„Sie müſſen eine Seereiſe machen", meinte der Doktor, in dem allmählich der praktiſche Berater wieder zum Bewußtſein emporgetaucht war.

Batt ſah ihn eine Sekunde lang erſtaunt an, dann lachte er wider Erwarten los. Kein bitteres Lachen, nein, ein befreiendes, das kein Ende nehmen zu wollen ſchien.

Der Stimmungsumſchlag von der echten und tiefen Verzweiflung zu dieſem Lachen, kam ſo plötzlich und ohne Übergang, daß der Rechtsanwalt den Komponiſten beſorgt anſah und daß auch die Fantulla ihren Schrecken nicht verbergen konnte.

„Ich habe auch das verſucht", kam endlich Batts Aufklärung. „Ich wollte von Bremen bis Genua fahren und wenn es mir gefiel, bis nach Oſtaſien. In Bremerhaven kam ich als erſter an Bord: einen Tag vor den anderen. Ich war zwei Stunden lang mit dem Kahn über die Unterweſer zum Dampfer gefahren, um ruhig unterſuchen zu können, ob ich während einer Seefahrt auch ſicher war."

„Wovor ſicher?" erkundigte ſich der Doktor neugierig.

„Vor meinem Walzer natürlich“, erklärte Batt. „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß eine Stewardkapelle an Bord war. Der Kapellmeiſter bekam hundert Mark von mir gegen die Verpflichtung, keinen Ton aus ‚Wunderlieb‘ zu ſpielen. Eine Falſchmeldung habe ich auch noch auf mein Gewiſſen genommen. Die Leute haben mich zum mindeſten für ſehr ſonderbar gehalten, aber die hundert Mark lockten und ſie gingen auf die Abmachung ein.

Fünf glückliche Tage waren es auf hoher See. Bis zum Golf von Biskaya ging alles glatt. Ungezählte Berliner waren unter den Paſſagieren, denn es war eine Sommerreiſe und Vergnügungsfahrt. Der Kapellmeiſter weigerte ſich ſtandhaft dem Wunſche aller tanzluſtigen Weibchen nachzukommen. Schließlich konnte er doch nicht den Mund halten. Kurz vor Liſſabon kam eine Deputation und erkundigte ſich, ob es denn wahr ſei, daß ich dem Kapellmeiſter verboten habe . . . na und ſo weiter. Ich dachte nicht daran zu leugnen: ja, er hatte ſich verpflichtet und er durfte es nicht. Kein Menſch ahnte, daß ich der Komponiſt war und ich galt an Bord für einen ausgemachten Idioten, dem man aus dem Wege ging. Kurz vor Liſſabon habe ich dann klein beigegeben und bin ausgeſtiegen.“

Die Komik war ſtärker als aller guter Wille. Der korrekte Doktor lachte ſo lebhaft, wie eben erſt der Komponiſt ſelbſt und die Fantulla ſchien in einen Strudel von Heiterkeit untergetaucht zu ſein. „Verdi ſoll es einmal mit den italieniſchen Leierkäſten auch ſo gegangen ſein“, lachte ſie. „Ich habe Sie mir nach

Ihrem großen Erfolge als den beneidenswertesten Menschen der Welt vorgestellt: jung, unabhängig . . . schön, hätte ich beinahe gesagt, reich und berühmt, was konnte Ihnen fehlen? Und nun macht sich der Teufel einen Spaß daraus, Sie mit Ihrem eigenen Walzer zu Tode zu hetzen."

„Sie haben ein Lachen, das einen Todgehetzten wieder lebendig machen könnte", sagte er und sah sie so glühend an, als hätte er den Gatten, der daneben saß, ganz vergessen.

Der Doktor sah es nicht oder wollte es nicht sehen und füllte die Sektkelche.

„Dann darf ich also ganz in Ihrem Sinne mein Glas mit einem ‚Pereat Wunderlieb' erheben?" fragte er mit der Miene eines Mannes, der sich wohl bewußt ist, eine geistreiche Pointe herausgebracht zu haben.

„Aber gerne", nickte Batt zerstreut . . . „oder doch wohl jetzt nicht mehr. Vor heute abend hätten Sie meinen Wunsch mit Ihrem Toast getroffen. Aber seitdem ist etwas geschehen, das alle diese Dinge, die mich erregen und erbittern konnten, in eine ganz ferne Perspektive gerückt hat."

„Heute abend?" fragte der Doktor.

Batt sah nicht ihn an, sondern seine Frau. „Ja, heute abend. Als ich in das Theater ging, kam ich mir wie ein gehetztes Wild vor und glaubte nie mehr etwas schaffen zu können. Ich konnte über dieses entsetzliche Wunderlieb nicht mehr hinauskommen . . ."

„Und jetzt?" fragte Olla leise.

Er fing ihren Blick auf und hielt ihn fest. „Jetzt

ſehe ich ein Ziel, die Möglichkeit eines ungeahnten Glückes. Jetzt weiß ich, daß es für mich etwas zu erringen gibt."

Sie ſenkte den Blick. Sie wußte, daß er von ihr ſprach, und fand nichts Befremdendes mehr darin. Irgendwo in ihr lebte etwas, das ganz und gar nicht ſoubrettenhaft war und das ſeit ihrer jüngſten Mädchenzeit nicht mehr zum Vorſchein gekommen war. Das hatte Heinrich Batt neu geweckt. Als ſie ſelbſt noch nicht ſang und als echter deutſcher Backfiſch für die „Kunſt" ſchwärmte, als die Hinderniſſe, die ihr zu Hauſe gegen das Theater entgegengeſtellt wurden, ſtärker waren, als ihr urſprünglicher Trieb zu den Brettern, da keimte die verſchwommene und unklare Vorſtellung in ihr, daß ſie wenigſtens zur Frau und Helferin eines großen Künſtlers berufen ſein mußte, wenn ſie nicht ſelbſt Künſtlerin werden ſollte.

Seitdem war alles anders geworden. Sie hatte Erfolg, wurde gefeiert, ihr Bild erſchien in den Zeitſchriften, ihre Eitelkeit hatte ſich maßlos geſteigert, ſie lebte nur noch für das Theater und kannte nichts anderes mehr.

Und nun, plötzlich, kam dieſer Prinz aus dem Lande der Künſtler, berauſchend in ſeiner Perſönlichkeit, leidenſchaftlich entflammt für ſie, zu jedem Liebesopfer bereit und winkte und lockte mit dem Abenteuerlichen, von dem ſein ganzes Weſen erfüllt war.

Er war tollkühn in ſeiner Verwegenheit, es konnte einem den Atem benehmen, wie tollkühn er war, er hatte die Stirn, ihr hier in Gegenwart ihres Gatten eine

Liebeserklärung zu machen und war dabei ſeiner ſelbſt ſo ſicher, daß er es ſtraflos und ohne Gefahr tun durfte. Er war ſo entzückend in ſeiner Überlegenheit, er konnte ruhig über ſich ſelbſt und ſeine Leidenſchaft lachen, wie über die Schwächen anderer Menſchen. Selbſt wenn er ſich verſpottete, blieb er noch ſo groß, daß nur der Abglanz ſeiner Stimmungen und Erlebniſſe hunderte mitreißen konnte.

Was für ein Durchſchnittsmenſch war doch ihr korrekter Gatte neben dieſem Vulkan.

Die Senſationsluſt, die in jeder Frau ruht, und die auch durch ihre Erfolge auf den Brettern noch nicht ausgelöſt war, wurde neu in ihr entfacht. Die weibliche Neugierde kam dazu, dieſen Vulkan kennen zu lernen, die Sucht nach einem großen Erlebnis, das einer Frau, nur ſo lange ſie jung und ſchön war, beſchieden ſein konnte, die Ahnung, daß ſie an der Seite dieſes Mannes gegen die Außenwelt geſchützt war. Sie fühlte die Kraft, dieſer Außenwelt, die ihr als Künſtlerin vielleicht durch Heinrich Batt wie durch keinen anderen eine ungeheure Weltreklame bereiten konnte, gewachſen zu ſein, fühlte die Hoffnung auf etwas ganz Großes, auf eine Entführung, auf eine Flucht, auf ein Etwas, durch das ſie die Welt verblüffen würde. Gab es nicht Beiſpiele von Künſtlerinnen, die durch ſolch ein Abenteuer zu Weltruhm gelangt waren . . .?

„Und was werden Sie jetzt tun? Werden Sie Ihre neue Operette zu Ende ſchreiben?“ erkundigte ſich der Doktor in dem Wunſche, in dem Kreis ſeiner

Bekannten morgen mit einer brühwarmen, intereſſanten Nachricht Eindruck zu machen.

„Sehen Sie, beſter Doktor, das weiß ich noch nicht", ſagte Batt mit einem Ausdruck, den man ebenſogut als Selbſtironie wie als Verulkung des Fragers deuten konnte. „Das hängt ſo wenig von mir ſelbſt ab. Noch kann ich nicht arbeiten, noch fehlt mir ein großes Erlebnis, aber ich habe ein Gefühl, das nicht trügen kann, ein Gefühl, das mir ſagt, daß jetzt, bald etwas geſchehen wird, das ſo groß für mich ſein wird, wie es nur ein Ereignis meines früheren Lebens war. Ich weiß jetzt, was ich will und mehr braucht ein Mann nicht zu wiſſen, der einer iſt. Ich habe nichts zu verlieren und alles zu gewinnen."

„Sie ſprechen wie ein Hazardſpieler", ermahnte der Doktor wichtigtueriſch.

„Das können Sie nicht verſtehen, Doktor. Dazu gehört ein Temperament, das Sie für verrückt halten müſſen. Sagten Sie nicht, daß ich exzentriſch bin? Nein? Nun, ſo meinten Sie es jedenfalls. Ich bin ſo exzentriſch, daß ich imſtande wäre, für eine Frau, die ich liebe, alles zu tun, verſtehen Sie mich recht: alles."

„Auch ein Verbrechen?" erkundigte ſich der Rechtsanwalt, in dem der Berufsmenſch wach wurde, mit fachmänniſchem Intereſſe.

„Auch ein Verbrechen."

„Und ſo etwas erzählen Sie noch? Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Batt, aber das klingt genau ſo, wie die Berichte über Senſationsprozeſſe in italie-

miſchen Zeitungen. Ich glaubte immer, daß Leute unſeres Intelligenzgrades . . ."

„So beſchämend das für mich iſt, Herr Doktor", ſagte Batt mit unheimlicher Ruhe, „mein Intelligenzgrad iſt nun einmal geringer als der Ihrige."

Es war ſchon Abend, als Margot und Felix den Heimweg von Gronaus antraten. Ein feuchter, unwirtlicher Herbſtwind fegte über die Straßen, der Himmel war bewölkt und Margot wußte ſehr wohl, daß ſie ſich ſchon um mehr als eine Stunde verſpätet hatte. Aber ſie beeilten ſich nicht.

Ganz langſam ſchritt ſie an der Seite von Felix, ſo langſam, daß ſie dabei mit ihrem Schirm Halbkreiſe in den Straßenſtaub zeichnen konnte. Beide ſchwiegen erſt, bis dann Margot das Geſpräch begann.

„Iſt es wahr, Herr Gronau, daß Sie Hedwig nur deshalb darum baten, mich einzuladen, damit Sie mich nach Hauſe begleiten können?“

„Ja“, gab Felix mit beklommener Stimme zu, „aber Hedwig hätte es nicht verraten dürfen.“

„Sie müſſen mir verſprechen, daß Sie Hedwig nichts darüber ſagen. Ich habe ſie nur gefragt, warum ſie mich nach ſo langer Zeit plötzlich zu Beſuch haben wollte. Aber ſie kam dabei ſo in Verlegenheit, daß ich gleich etwas dahinter gewittert habe und es ſchließlich aus ihr heraus bekam.“

„Sie hätte es doch nicht ſagen ſollen“, beharrte er mit derſelben bangen Stimme.

Wieder gingen ſie eine Weile ſtumm nebeneinander.

„Weshalb wollten Sie mich denn ſo gerne nach Hauſe begleiten?“ fragte Margot nach kurzer Pauſe.

„Weil ich Sie liebe“, geſtand Felix mit rührend ernſter Naivität und ſtand ſtill. Und dann, als auch ſie ſtehen blieb und ihn geſchmeichelt, wenn auch mit einem verlegenen Lächeln anſah, kam es mit glühender, ungelenker Heftigkeit aus ihm heraus. „Sie wiſſen nicht, wie ich Sie liebe, Margot. Ich kann nur an Sie und immer nur an Sie denken. Sehen Sie, bei Papa im Geſchäft, da mache ich lauter Schnitzer und wenn ich mit den anderen beim Mittagstiſch ſitze, dann fragen ſie mich, warum ich ſo verſonnen bin, und wenn ich abends zu Bett gehen ſoll, da möchte ich am liebſten weinen, wie ſo ein kleiner Schuljunge, und wenn ich Sie manchmal ſehe, wie Sie mit allen nett ſind und kokettieren . . . jawohl, Sie kokettieren, das iſt wahr, Margot, da möchte ich am liebſten dazwiſchenfahren und den erſten beſten vor Ihren Augen zu Boden werfen. Es iſt noch ein Glück, daß ich nachmittags nicht frei bin . . . wenn Sie mit den anderen Tennis ſpielen. Sie glauben nicht, was ich tun könnte, wenn ich einmal dazwiſchenfahren würde . . .“

„Schade“, ſagte Margot nur und blickte gerührt zu Boden.

„Dieſe Woche habe ich jede Nacht bis zwei Uhr früh vor Ihren Fenſtern geſtanden und Sie haben nicht einmal etwas davon gewußt.“

„Aber meine Fenſter gehen doch hinten in den Garten hinaus“, belehrte ſie ihn gewandt.

„Das habe ich nicht gewußt“, ſagte er traurig.

„Sie möchten wohl gerne bei uns verkehren", fragte ſie ihn verlegen.

„Wenn ich nur mit Ihnen öfter zuſammen ſein könnte", bat er in herzlicher Ergebenheit.

„Das geht jetzt nicht mehr", bedauerte ſie ehrlich.

„Sie ſagen das ſo, als ob es bis jetzt gegangen wäre", warf er ihr vor.

„Seit geſtern iſt vieles anders geworden."

„Was iſt denn geſtern geſchehen? Fräulein Margot, ſeien Sie offen zu mir, ich bitte Sie darum, ich glaube, Sie haben eine große Sorge. Kann ich Ihnen vielleicht helfen?"

„Es tut mir ſelber leid, Herr Gronau", ſagte ſie und begann wieder langſam weiter zu gehen, „aber Sie werden es bald erfahren."

„Was werde ich erfahren?" Er fragte es haſtig, als fürchtete er, daß ihm ein Glück entfliehen könnte.

„Es iſt ſo lieb von Ihnen . . . Herr Gronau . . . daß Sie mir Ihre Liebe geſtehen", ſtammelte ſie, „aber ich bin ſchon verlobt."

„Das iſt nicht möglich, Fräulein Margot, das können Sie mir nicht angetan haben."

„Sie haben kein Recht, mir deshalb Vorwürfe zu machen", verteidigte ſie ſich, ganz wie eine kleine verwöhnte Dame. „Ich konnte doch nicht wiſſen, daß Sie mich lieben. Und dann iſt es doch auch ein Glück für mich, daß ich mich ſo früh verlobt habe."

„Mit . . . wem . . . haben Sie ſich verlobt", ſtotterte er und hielt ſie am Arm feſt.

„Was ſollen die Leute denken, wenn Sie mich auf der Straße anfaſſen", wehrte ſie ihm und machte ſich frei. „Es iſt noch ein Geheimnis."

„Nein, ich laſſe Sie nicht, wenn Sie es mir nicht ſagen."

„Das wäre eine Untreue gegen meinen Bräutigam, nachdem Sie vorher gedroht haben, daß Sie dazwiſchenfahren wollen. Sie ſind überhaupt viel zu heftig für die Liebe."

Sie eilte ſchneller vorwärts, weil ſie Angſt hatte, daß ſie ihr Geheimnis nicht für ſich bewahren würde und in ihrer Vorſtellung nicht davon loskam, daß er Reizenhold überfallen würde, wenn ſie ihm ſeinen Namen verriete. In den Zeitungen ſtanden täglich „Dramen der Eiferſucht" unter Lokales und Vermiſchtes.

„Kenne ich ihn?" beharrte er, während er dicht neben ihr herlief.

Ihr fiel ein, daß ſie ſelbſt genau dieſelbe Frage an Hede Fipps gerichtet hatte, als die mit ihrer Verlobung prahlen wollte. Am Ende bildete er ſich ein, daß ſie ihn belog. „Wenn Sie es mir verſprechen . . . nein, ſchwören müſſen Sie es mir, daß Sie es als Geheimnis bewahren . . . und ſich nicht verraten werden. Nur dann will ich es Ihnen ſagen", kam es heraus.

„Ich ſchwöre es Ihnen", erklärte er feierlich, „bei meiner Liebe zu Ihnen ſchwöre ich es Ihnen."

„Alſo gut, aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie geſchworen haben. Walter Reizenhold iſt mein Verlobter." Erwartungsvoll ſah ſie ihn an.

„Wie können Sie dieſen Kerl . . .!" entfuhr es ihm. Als ſie aber empört mit dem Fuß aufſtampfte, beſann er ſich und wollte ſie begütigen.

„Nein, ich will ihn nicht beleidigen . . . Daß Sie aber gerade ihn nehmen konnten . . ."

„Was haben Sie an ihm auszuſetzen? In drei Jahren macht er ſeinen Doktor, dann wird er Privatdozent und dann ganz beſtimmt Profeſſor. Das hat er mir ſelbſt geſagt."

„Das iſt ganz Reizenhold", empörte er ſich. „Hat er Ihnen nicht auch geſagt, daß er immer Primus war und daß ihn alle Kollegen immer beneidet haben?"

„Ja . . ." geſtand ſie zögernd. „Aber das iſt doch nur ehrenhaft."

„Nein, häßlich iſt das, da können Sie ſehen wie er Sie liebt."

„Was hat das mit ſeiner Liebe zu tun?" proteſtierte ſie. „Ich will Ihnen nur ſagen, damit, daß alle Kollegen neidiſch auf ihn ſind, hat er ganz recht. Das habe ich ſelbſt beobachtet. Und Sie ſind auch neidiſch, deshalb machen Sie ihn herunter."

Er ſchwieg, ohne ſich zu verteidigen. Es tat ihr ſchon leid, daß ſie ihn gekränkt hatte und ſie ſah verſtohlen mit ſcheuem und ſchuldbewußtem Blick zu ihm herüber.

„Das hätten Sie nicht ſagen dürfen, Fräulein Margot", meinte er dann ganz ſchüchtern, „erſt geben Sie mir einen Korb und dann kränken Sie mich noch, damit ich ja gründlich mein Teil abkriege."

„Ich habe es nicht böſe gemeint", entſchuldigte ſie

ſich. „Sie ſind ganz allein ſchuld daran. Warum haben Sie Herrn Reizenhold beſchimpft?"

„Weiß Ihr Onkel und Ihre Tante, daß Sie ſich verlobt haben?" fragte er.

„Nein, noch nicht. Aber nächſte Woche werden ſie es erfahren", teilte ſie ihm mit geheimnisvoller Wichtigkeit mit.

„Werden Sie es ihnen ſelbſt ſagen?"

„Nein, Herr Profeſſor Reizenhold wird für ſeinen Sohn bei Onkel um meine Hand anhalten."

„Das iſt ganz Reizenhold", wollte er wieder ſagen, aber er unterließ die Bemerkung. Statt deſſen kam nur mürriſch ſeine Frage heraus. „Warum tut er es nicht ſelbſt? Warum verſteckt er ſich hinter ſeinen Papa?"

„Er verſteckt ſich gar nicht", verteidigte ſie ihren Verlobten, „er meint, daß es ſich viel beſſer macht, wenn ſein Vater es für ihn tut, weil ſein Papa Ordentlicher Profeſſor an der Univerſität iſt."

„Und wenn ich König von Spanien wäre, lieber würde ich mir die Zunge abbeißen, als Ihnen gegenüber, Fräulein Margot, damit zu prahlen."

Sie verſtand ihn nicht recht und ſah ihn erſtaunt an. „Was meinen Sie damit?" fragte ſie.

„Ich weiß nicht, was ſich Reizenhold unter Liebe vorſtellt, aber ſehen Sie, Margot, wenn ich jetzt neben Ihnen gehen darf . . . ich bin ſo glücklich darüber, ich möchte Ihnen dafür danken, daß ich es darf und daß Sie mir nicht davonlaufen, ich möchte nur immer von Ihnen ſprechen und von Ihrem Glück."

„Wie lieb Sie ſein können, wenn Sie nicht ſchimpfen."

„Ja, aber würden Sie mir nicht davonlaufen, wenn ich Ihnen jetzt plötzlich erzählen würde, wie tüchtig ich bin und was für ein großes Geſchäft mein Vater hat?"

Sie hörte ihm überraſcht zu und ſchien endlich begriffen zu haben, was er meinte. Aber in ihrem Blick lag noch immer eine Frage.

Er fürchtete, daß ſie ihn mißverſtand. „Ich bin natürlich nicht tüchtig", beeilte er ſich ihr zu verſichern, „und die Geſchäfte meines Vaters gehen gar nicht ſo gut. Papa klagt ſehr viel über die ſchlechten Zeiten. Ich meine nur . . . ſo als Beiſpiel natürlich."

„Glauben Sie, daß mich mein Bräutigam nicht liebt?" fragte ſie unſicher geworden.

„Nein, das habe ich nicht geſagt", beſann und verbeſſerte er ſich, „es wäre häßlich von mir, wenn ich das ſagen würde. Ich habe eine Antipathie gegen Reizenhold, deshalb bin ich vielleicht ungerecht."

„Aber Sie meinen doch, daß es beſſer wäre, wenn Walter ſelbſt bei meinem Onkel anhalten würde?" erkundigte ſie ſich eifrig.

„Ihrem Onkel iſt Reizenhold auch unſympathiſch, das weiß ich ganz genau", verſicherte er ihr, trotzdem er ſich innerlich ſelbſt darüber klar war, daß er nicht vornehm handelte, wenn er gegen ſeinen Rivalen ſprach.

„Das weiß ich beſſer, Onkel kennt ihn gar nicht", meinte ſie ſehr ruhig. „Und wenn ſich Onkel und Tante

zuſammentun, ſo können ſie mich auch nicht zwingen, die Treue zu brechen."

„Der Herr Baumeiſter iſt ein wundervoller Menſch", erklärte er mit warmer Begeiſterung „und ich weiß, warum er ſo über Reizenhold denkt."

„Jetzt iſt es doch zu ſpät", reſignierte ſie altklug, „und Sie ſind daran ſchuld, weil Sie mir Ihre Liebe zu ſpät geſtanden haben. Jetzt bin ich verlobt und werde ſeine Frau."

„Zu ſpät", ſeufzte er. „Sie ſind jetzt ſechzehn Jahre, vielleicht nicht einmal und ich bin noch nicht zwanzig. Ich habe noch Jahre warten wollen, bis ich es zu etwas gebracht habe, bis ich ein Recht habe, Ihnen meine Liebe zu geſtehen. Und wenn Sie nicht mit allen Herren ſo nett geweſen wären, wenn ich nicht Angſt bekommen hätte, daß Sie mir ein anderer nehmen könnte, nie hätte ich es jetzt ſchon gewagt . . . Margot, es kann ja nicht ſein, ich glaube es Ihnen nicht, Sie können Reizenhold nicht heiraten. Margot, Sie können mich doch nicht ohne Hoffnung weggehen laſſen."

„Ich glaube ganz ſicher, daß Sie mich lieb haben", beſtätigte ſie ihm, „und ich habe Sie auch ein wenig lieb . . . ganz anders natürlich als Walter, weil er doch mein Verlobter iſt. Aber", ein bittender Ton kam dabei in ihre Stimme, „das müſſen Sie doch einſehen, ich kann ihm doch nicht die Treue brechen und ich habe es auch ſchon Hede Fipps geſagt, daß ich richtig verlobt bin und daß es ſehr bald veröffentlicht werden ſoll."

„Bloß wegen Hede Fipps können Sie doch keine unglückliche Ehe führen", hetzte er ſie auf. „Liebe,

gute Margot, überlegen Sie es ſich noch einmal, fragen Sie Ihren Onkel um Rat oder . . ." er glaubte damit einer beſonders klugen Idee zu folgen . . . „oder warten Sie mit der öffentlichen Verlobung, bis Sie Reizenhold richtig kennen gelernt haben. Sie verpaſſen ja keine Zeit. Selbſt wenn Sie ihn ſchließlich doch nehmen ſollten, ſo müſſen Sie auch noch mehrere Jahre bis zur Hochzeit warten."

„Mit dem Heiraten habe ich es gar nicht eilig", vertraute ſie ihm an, „aber ich habe mir geſchworen, daß ich als erſte von allen Freundinnen verlobt ſein muß."

„So ſeid ihr Frauen", ſtellte er mit dem Ernſt einer philoſophiſchen Erkenntnis feſt. „Um einer Eitelkeit willen vernichtet ihr fremdes und eignes Lebensglück."

Seine Worte machten Eindruck auf ſie und ſie fürchtete, daß ſie weich werden und am Ende gar wirklich „die Treue brechen" könnte. „Wir müſſen vernünftig ſein", ſchloß ſie ihre eigenen und ſeine Betrachtungen. „Wenn Sie mein Freund ſein wollen, ſo will ich Ihnen treu die Freundſchaft bewahren und keine Geheimniſſe vor Ihnen haben . . . Und wenn Walter etwas Häßliches auf Sie ſagt, ſo können Sie ſich auf mich verlaſſen, daß ich ihm ordentlich Beſcheid ſagen werde."

„Sie ſind eine edle Seele, Margot", ſtammelte er, erfaßte impulſiv ihre Hand und begann ſie mit glühenden Küſſen zu bedecken.

Sie zuckte entſetzt zuſammen. „Aber Herr Gronau!" entrüſtete ſie ſich, „hier auf der Straße, wie

können Sie ſich ſo vergeſſen. Jetzt bin ich aber wirklich böſe."

Sie lief eilig vorwärts und ließ ihn kaum zu Worte kommen. Schnurſtracks ging ſie mit böſem Gewiſſen nach Hauſe. Er konnte froh ſein, daß es ſeinen flehentlichen Bitten noch vor ihrer Ankunft gelang, ſie wieder zu verſöhnen.

Mit einem freundſchaftlichen Händedruck ſchieden ſie vor dem Hauſe.

Otto Gronau saß nach langer Frist wieder einmal bei Wehrmann und setzte ihm einen geschäftlichen Plan auseinander. Seine volle und schwere Behäbigkeit hinderte ihn nicht daran, seine Sache mit einem Temperament und einer Überzeugungsstärke vorzutragen, die selbst Wehrmanns ironische Heiterkeit allmählich zum Schweigen brachte.

„Donnerwetter, was ihm da Gronau vorschlug, das war kaum mehr eine Spekulation zu nennen, das war ein kurzfristiges Geschäft, das schönen Gewinn, das die Rettung versprach. Wenn sich Gronau bei ihm und bei keinem anderen das fehlende Kapital holen wollte, so tat er es wohl hauptsächlich, weil er durch ein gemeinsames gutes Geschäft das alte kameradschaftliche Verhältnis wieder herstellen wollte.

Wenn es ihm Wehrmann abschlug und ihm heute wieder einmal einen Korb gab, so mußte er es als einen unfreundlichen Akt deuten.

„Da, setz' dich mal hin, alter Knabe", forderte er ihn auf, „steck dir eine Zigarre an und laß dir erzählen, warum ich nicht mitmachen kann."

Verdrossen und schon ein wenig beleidigt ließ Gronau seinen beleibten Körper in einen der Ledersthle der Rauchtischecke fallen und setzte die Miene eines ungläubigen Zuhörers auf.

„Du biſt ein Schafskopf, Gronau", begann Wehrmann, „bleib ruhig ſitzen und laß dir wenigſtens erzählen, warum du einer biſt. Du bildeſt dir ein, daß ich dir ausweiche und kein Geſchäft mit dir machen will, ja, du biſt ſogar dumm genug, zu glauben, daß ich mich überhebe und mich für etwas Beſſeres halte, weil ich mir zufällig ein bißchen Namen gemacht habe, und weil du nach wie vor in Bauſtellen ſpekulierſt und Abſchlüſſe in Baumaterialien machſt. Und weil du nur langſam kapierſt, will ich dir auch noch einmal ſagen, daß du mir unter allen ſogenannten Kollegen der liebſte biſt und daß ich dich wirklich gern habe. — So, jetzt wirſt du dir hoffentlich deine Einbildungen aus dem Kopfe ſchlagen und mir als vernünftiger Menſch zuhören."

„Da bin ich aber wirklich begierig, was für eine Räubergeſchichte du mir auftiſchen wirſt", brummte Gronau ſeinen um ſo viel jüngeren und wie er glaubte, geſchäftlich erfolgreicheren Freund an.

„Du erinnerſt dich, daß ich dir einmal erzählt habe, was für ein Pech ich mit dem Südpark hatte. An dem Tage habe ich das Spekulieren verſchworen."

„Jetzt will ich dir ſagen, daß du ein Schafskopf biſt, wenn wir ſchon einmal bei Aufrichtigkeiten angelangt ſind", nahm Gronau die Gelegenheit wahr, „wenn ich mir beim Laufen eine Beule ins Bein ſchlage, dann nehme ich mir deshalb noch lange nicht vor, von nun ab nur noch im Wagen zu fahren."

„Den Vergleich mußt du drucken laſſen, mein Lieber", machte ſich Wehrmann über ſeinen plötzlich geiſtreich gewordenen Freund luſtig. „Aber du weißt

noch nicht alles. Du glaubſt mir nicht, daß ich die ganzen Jahre hindurch gearbeitet habe, und nur deshalb keine Zeit für dich fand. Die Sache ſtimmt aber trotzdem. Ich habe gearbeitet wie ein Sklave, ſage ich dir, ohne Ausſicht auf Erfolg, ohne praktiſches Ziel, und es iſt mir oft genug ſehr hart geworden, andere verdienen zu ſehen und ſelbſt nur zugucken zu müſſen. Du hältſt mich für einen reichen Mann. Weißt du, was ich habe? Das bißchen Kredit, ſonſt nichts. Dies nur nebenbei, damit du weißt, wie der Sozius, den du dir ausgeſucht haſt, in Wirklichkeit ausſieht. Da wunderſt du dich, was? Und jetzt willſt du wiſſen, was ich in der Zeit gearbeitet habe? Auch das will ich dir ſagen. Ohne Auftrag, ohne Ausſicht, ohne daß auch nur ein Wettbewerb ausgeſchrieben wäre, habe ich Pläne für Zentralbahnhöfe gemacht . . . Warum lachſt du nicht? Findeſt du nicht, daß die Geſchichte luſtig iſt?"

Gronau ſaß mit einem dummen Geſicht da. „Wenn man bei dir nur wüßte, wann du Ernſt und wann du Spaß machſt", ſagte Gronau bekümmert. „Meine Frau ſagt, daß du mit mir immer Ulk treibſt."

„Diesmal irrt ſich deine Frau, mein Lieber, denn die Sache iſt nicht nur wahr, ſie hat ſogar noch eine Pointe."

„Die Pointe kenne ich", meinte Gronau. „Du haſt die Pläne zu einem Zentralbahnhof in Kyritz-Pyritz ausgeſtellt und biſt dafür zum Ehrenbürger von Groß-Pyritz mit Vororten ernannt worden."

„Nein, ich hatte meine Pläne ſchon fertig, als das Eiſenbahnminiſterium zu der Überzeugung kam, daß

Groß-Pyritz ſeinen neuen Bahnhof auch richtig bekommen mußte und habe meine Pläne als erſter für den Wettbewerb eingereicht."

„Und du haſt den Auftrag nicht bekommen, weil es ſich das Eiſenbahnminiſterium nicht im Traume einfallen läßt, Herrn Wehrmann ſeiner ſchönen Augen wegen den Nachweis einer früheren gleichartigen Arbeit zu erlaſſen", prophezeihte Gronau unentwegt weiter und ließ ſich von dem Humor ſeines Freundes nicht unterkriegen.

„Stimmt nicht. Der Wettbewerb wird erſt in einem Jahr geſchloſſen", ſtellte Wehrmann lachend feſt.

„Aber das Ergebnis will ich dir heute ſchon ſchwarz auf weiß geben", trumpfte Gronau mit unveränderter Sicherheit.

„Nein", parierte Wehrmann wieder. „Ein Herr Soundſo, ein richtiggehender, vortragender Rat mit einem wirklichen preußiſchen Geheimratstitel, der noch dazu in der Jury ſitzt, hat mich unter der Hand wiſſen laſſen, daß es ihm ein Vergnügen wäre, meine Bekanntſchaft zu machen."

„Solch ein Glück kann nur einer haben, der ſelber von ſeinem Pech ſpricht", drückte Gronau ſeine Verblüffung aus. „Haſt du deinem Wundertier ſchon das Vergnügen gemacht?"

„Heute, am heiligen Sonntag in ſeiner Privatwohnung."

„Na und?"

„Und er gab mir den ſehr privaten Rat, meine Pläne zurückzuziehen . . ."

„Da haben wir die Beſcherung", bedauerte Gro-

nau, da er ſeine eigene peſſimiſtiſche Prophezeiung erfüllt zu ſehen glaubte.

„. . . und ein paar Änderungen vorzunehmen, die die Ausſichten der an ſich ſehr intereſſanten Arbeit wohl heben könnten", ergänzte Wehrmann triumphierend nach einer Pauſe.

„Das kannſt du deiner Großmutter erzählen", platzte Gronau lachend heraus, „und ich war närriſch genug, die ganze Zeit lang zu glauben, daß du endlich einmal ein ernſtes Wort ſprichſt."

„Menſch, die Geſchichte iſt ja wahr", brachte Wehrmann ſeinen letzten Trumpf heraus und konnte es ſich nicht verſagen, dem behaglich daſitzenden Gronau mit ſeinen beiden flachen Händen laut auf ſeine dicken Schenkel zu klatſchen.

Gronau ſprang hoch und ſah dann zweifelnd auf ſeinen jungen Freund nieder. „Wenn du den Geheimrat in Preußen gefunden haſt, dann mach' einen Vers auf ihn und ſchick ihn dem Simpliziſſimus ein", ſagte er.

Auch Wehrmann erhob ſich jetzt und wurde ganz ernſt. „Es iſt noch nichts gewonnen", ſagte er nachdenklich. „Und es wird ſchwer halten, ſich durchzuſetzen. Aber ſiehſt du, es iſt ein Anfang und wenn man es bis jetzt durchgehalten hat . . . ich meine, du haſt einen ſchlechten Tag für deine Verführung ausgeſucht."

„Dahinter bin ich allmählich ſelber gekommen", nickte Gronau kleinlaut und enttäuſcht. „Aber vielleicht denkſt du morgen anders darüber?"

„Vielleicht."

„Alſo ich kann wenigſtens mit der Möglichkeit rechnen, daß du morgen zeitig früh zu mir herüberkommſt?"

„Möglichkeit? Ja, möglich iſt ſchließlich alles, aber wahrſcheinlich . . . ſiehſt du, wahrſcheinlich iſt es nicht."

Gronau ſchien noch etwas anderes auf dem Herzen zu haben und ſtand verlegen da, ohne ſich mit der Sprache herauszutrauen.

„Du", klang es dann zögernd, „wenn du mal zufällig meinen Felix treffen ſollteſt, du tätеſt mir einen Gefallen, wenn du ihm den Kopf zurechtſetzen würdeſt."

„Deinem Felix?" wunderte ſich der Baumeiſter. „Was hat er denn ausgefreſſen?"

„Ich dachte, daß du auch ſchon etwas gemerkt haſt . . . es iſt natürlich purer Unſinn . . . aber da läuft nun der Junge herum, ſchreibt mir lauter Schnitzer in die Bücher und ſchläft in der Nacht nicht und weicht einem aus, wenn man ſich ihn vornehmen will. Ich habe es aus Hedwig herausbringen müſſen, was es iſt."

„Hör' mal Gronau, wenn du deinen Jungen irgendwie in Verdacht haſt . . . für den Jungen ſag' ich gut."

„In Verdacht . . . das wäre noch ſchöner", verteidigte ſich Gronau ſo energiſch, als ob der Baumeiſter ſeinen Jungen nicht in Schutz genommen, ſondern ihn in ſeiner Ehre angegriffen hätte. „Unſinn. Verliebt iſt der Bengel, bis über beide Ohren verliebt . . . in deine kleine Nichte."

„Da ſchlag einer lang! So'n Kerl!" wunderte ſich Wehrmann vergnügt. „Das Neueſte, was ich erfahre.

Einen guten Geſchmack hat er wenigſtens. Weißt du, dieſe Jugendeſelei trage ich ihm weniger nach, als irgendeine andere, die man ſonſt in ſeinem Alter zu begehen pflegt."

„Der Junge nimmt ſich die Sache aber zu Herzen", beklagte ſich der beſorgte Vater. „Der iſt ſo dumm, die Geſchichte todernſt zu nehmen."

„Warum nicht", lachte Wehrmann, „kommt Zeit, kommt Rat. Wenn ich mich mit zwanzig Jahren ernſthaft verliebt hätte, wäre manche Dummheit ungeſchehen geblieben. Laß du den Jungen ruhig ſchwärmen. So grün wie die beiden ſind, überlegen ſie es ſich ſelbſt noch zehnmal, bevor es ernſt werden könnte. In ſechs oder acht Jahren . . ."

„Alſo du meinſt?" ſtrahlte Gronau auf.

„Ich meine gar nichts, ich habe auch gar nichts zu meinen. Margot iſt ein Kind und Felix iſt ein grüner Junge. Schick' mir mal den Bengel her, du ſollſt ſehen, wie ſchnell wir beide uns verſtehen werden . . . das heißt . . . wenn ſich deine Frau nicht hineinmiſcht . . . die hat in Herzensſachen keine glückliche Hand."

„Was du immer mit meiner Frau haſt", grollte Gronau gutmütig.

„Ich mit deiner Frau? Biſt du am Ende eiferſüchtig auf mich?" ſcherzte Wehrmann. „Nein, laß nur, die Antwort kannſt du mir morgen geben. Jetzt ſpediere ich dich mal in aller Gemütlichkeit hinaus, damit ich zu meiner Arbeit komme."

„Was haſt du heute nur", fragte Marie ungeduldig, als Margot immer noch nicht ruhig bleiben wollte und unter ungezählten Vorwänden nach den Vorderzimmern eilte, um aus dem Fenſter zu ſehen. „Erwarteſt du Beſuch?"

„Nein, gewiß nicht, ich habe nur nach dem Wetter hinausgeſehen. Vielleicht wird Onkel heute Sonntag mit uns eine kleine Partie machen."

„Hat Onkel das verſprochen?" fragte Marie erſtaunt.

„Nein, aber ich wollte ihn darum bitten."

„Mir kommt es in letzter Zeit ſo vor, daß du mich belügſt, Margot", machte Marie ihrem Ärger über die ewige Unruhe und Geheimniskrämerei Luft.

Marie war überzeugt, daß Margot den Vorwurf der Lügenhaftigkeit nicht auf ſich ſitzen laſſen und mit einem Gefühlsausbruch antworten würde, bei dem es zu einer offenen Ausſprache kommen mußte. Aber nichts davon geſchah, das Kind wich ihr nur aus, ſetzte ſeine ſchmollende Miene auf und hielt es nicht einmal der Mühe wert, ſich zur Wehr zu ſetzen.

„Du wirſt ein anderes Leben beginnen müſſen, ſo geht es nicht weiter", fuhr Marie energiſcher fort, „du biſt ein verwöhntes, eigenſinniges Mädchen geworden,

haſt ſchlechte Manieren angenommen, du kokettierſt, denkſt nur an dein Vergnügen und haſt nicht einmal ſo viel Ehrgefühl, dich gegen den Vorwurf der Lüge zu verteidigen."

Margot wollte erſt trotzig den Kopf zurückwerfen, fühlte ſich aber dann in ihrem Schuldbewußtſein doch als Schwächere. Ihre Mundwinkel zogen ſich hoch, als ob ſie gegen Tränen ankämpfen wollte. Dann platzte ſie heulend los und warf ſich, am ganzen Körper bebend, in Maries Arme.

Marie ließ ſie ruhig ausweinen und wartete, bis ſie mit der Beichte ihrer Sünden beginnen würde.

Aber es kam ganz anders. Plötzlich wurde ſehr heftig gegen die Türe gepocht, ſo daß ſie ſich gar nicht erklären konnte, wer das war, und bevor ſie herein ſagte, trat der Baumeiſter in ſichtbarer Erregung ein.

Er ſah verdutzt, wie Margot weinend und ſchluchzend auf dem Schoß ihrer Tante ſaß.

„Aha, Tableau", ſagte er auf Margot weiſend. „Sie wiſſen alſo glücklich ſchon Beſcheid! Eine reizende Geſchichte hat da Margot angezettelt."

Marie erhob ſich, ſo daß das junge Mädchen von ihrem Schoß hinunterglitt und mit geſenktem Kopf, beide Hände vor den Augen, ſtehen blieb.

„Sie hätte mir wohl eben gebeichtet, wenn Sie nicht gekommen wären", berichtete Marie, und beſorgt und erſchreckt fragte ſie: „Was iſt denn vorgefallen?"

„Das gnädige Fräulein hat ſich verlobt, ſonſt nichts", meldete Wehrmann.

Marie mußte wider Willen lachen. „Siehſt du Margot, wie albern du noch biſt, das kommt von

deiner Koketterie. Jetzt ſieh zu, wie du deinen Onkel wieder verſöhnſt."

„Laſſen Sie ſie nur erzählen", verulkte Wehrmann ſeine Nichte. „Sie wird uns ſchon verraten, wer der Glückliche iſt, den ſie als fünfzehnjähriger Backfiſch mit ihrer ausgewachſenen Kinderhand beglücken wollte."

„Ich bin ſchon bald ſechzehn", erklärte Margot zur allgemeinen Überraſchung, hob ſelbſtbewußt ihren Kopf und ließ die Hände, mit denen ſie bis jetzt die Augen bedeckt gehalten hatte, fallen.

„Potztauſend! Da biſt du ja überreif zum Heiraten", lachte ſie ihr Onkel aus.

„War Herr Profeſſor bei dir?" erkundigte ſich Margot.

„Jawohl, dein Herr Schwiegerpapa erwies mir die hohe Ehre."

„Du haſt ihm doch keinen Korb gegeben?" erkundigte ſie ſich ängſtlich.

„Sieh einer an, die Kleine meint es ernſt."

„Wir wollen erſt in drei Jahren heiraten", erklärte Margot und war überzeugt, daß ſie damit den Widerſtand, den ſie nur als ein Mißverſtändnis deutete, beſiegen würde.

„So, ſo. Dann nimm freundlich zur Kenntnis, daß ich meine Zuſtimmung verweigere."

„Herr Reizenhold ſagt, daß wir dann auch nur noch zwei Jahre länger warten müſſen, bis ich volljährig geworden bin."

„Sagt das Herr Reizenhold?" lachte Wehrmann

grimmig. „Welcher von den beiden Herren? Der Herr Profeſſor oder ſein Herr Filius?"

„Mein Bräutigam hat es geſagt."

Das Geſicht des Baumeiſters ſchien ſich zu einer befreienden Heiterkeit wandeln zu wollen, als rüſtete er ſich, die Schlagfertigkeit ſeiner kleinen Nichte mit einem herzhaften Lachen niederzuzwingen. Dann wurde er aber plötzlich ganz ernſt und finſter. „Du biſt ein durch und durch dummes und unerfahrenes Mädel", ſagte er. „Daß du einen albernen Kinderſtreich gemacht haſt, iſt ſchlimm genug, aber das wäre wieder gut zu machen. Daß du aber ſo undankbar biſt, mit einer Lüge herumzulaufen, daß Marie deine Dummheit von mir und ich ſie von einem fremden Menſchen erfahren muß, das kannſt du nicht gut machen, das iſt nicht mehr dumm, das iſt einfach ſchlecht von dir. Ja, ja, du kannſt ruhig heulen. Mit ein paar Tränen wirſt du das nicht abwaſchen. — Haſt du denn keine Ahnung davon, was Marie in den langen Jahren für dich geleiſtet hat?"

„Ich habe doch nichts Schlechtes getan", ſchluchzte Margot. „Alle jungen Mädchen müſſen ſich verloben und verheiraten."

„Jawohl, aber nicht mit ſechzehn Jahren heimlich verloben und Menſchen, die lieb und treu für ſie geſorgt haben, kränken und belügen und den lieben Tag lang weiß Gott wo herumlaufen und mit Studenten kokettieren."

Marie folgte der ganzen Szene, ohne ein Wort zu ſagen. Im erſten Augenblicke hatte ſie gefürchtet, daß Margot vielleicht wirklich irgend etwas getan hatte,

was nicht mehr gutzumachen war. Als ſie aber erfuhr, daß es ſich bloß um eine harmloſe Kinderei handelte, die man ſelbſtverſtändlich nicht ernſt nehmen konnte, überließ ſie Franz gern die Rolle des Ermahners und war froh, daß er die Gelegenheit wahrnahm, energiſch und hart zu werden, um Margots leichtſinnigem Herumtreiben endlich ein Ende zu machen. Was ihr an der Geſchichte trotzdem unverſtändlich blieb, war der Beſuch des angeblichen künftigen Schwiegerpapas. Wie konnte der den Streich ſeines Jungen ernſt nehmen und um die Hand eines Backfiſches anhalten?

Margot kam mit Tränen in den Augen ihrem Onkel näher, während ſie erfolglos mit dem ſchon ganz durchnäßten Taſchentuch an ihrer Naſe herumwiſchte. Sie war raffiniert genug, es mit Reue verſuchen zu wollen. Die heftigen Vorwürfe ihres ſonſt ſo freundlichen und liebenswürdigen Onkels waren zwar nicht ohne Eindruck an ihr vorübergegangen, aber ſie war zu ſehr von ihrem Ziel erfüllt, bildete ſich ein, daß ſie um Ehre und Anſehen kämpfte und wollte vor allem Hede Fipps gegenüber am nächſten Tage als Siegerin daſtehen.

„Es tut mir leid, wenn ich dich und Marie gekränkt habe", erklärte ſie ihrem Onkel und ſchluchzte unter der Nachwirkung der vielen vergoſſenen Tränen. „Ich will gern alles tun, um es wieder gut zu machen, aber ihr dürft nicht von mir verlangen, daß ich meinem Verlobten die Treue breche. Ich habe es ihm ganz feſt verſprochen, daß ich ihn nehmen werde."

Wehrmann, den es innerlich zu einer Exploſion

drängte, beherrſchte ſich. Margots Feſtigkeit überraſchte ihn und gab ihm zu denken. Marie durfte dem Kinde Schwierigkeiten machen und alles tun, um Margot ihren Unſinn wieder auszureden, er durfte es nicht. Niemand außer ihm ſelbſt ahnte, warum er es nicht durfte. Er hatte ſich ſeit dem Tode ſeines Bruders an den Gedanken gewöhnt, Margot ihr Erbteil erſt am Tage ihrer Volljährigkeit auszahlen zu müſſen. Durch alle Sorgen und Hinderniſſe hindurch hatte er immer die unerſchütterliche Hoffnung gehegt, daß es ſeinem Fleiß und ſeinem ehrlichen Streben bis dahin gelingen würde, das verlorene Geld wieder zu gewinnen. Jetzt ſah er mit einem Schlage eine neue unerwartete Möglichkeit vor ſich.

Wenn Margot bei ihrem Vorſatz blieb und er ihr ſeine Einwilligung als Vormund verſagte, ſo handelte er nicht nur im Intereſſe des Kindes, ſondern vor allem in dem ſeinigen.

Wenn Margot vor dem Tage ihrer Volljährigkeit heiratete, dann verlor er eine koſtbare Galgenfriſt.

Er hatte durch ihr Geld einſt ſein Leben und ſeine Ehre gerettet. Jetzt legte ihm das Schickſal die Rechnung dafür vor, jetzt war es ſeine Pflicht, ſeine Intereſſen denen des Kindes unterzuordnen.

Freilich, ſie war blutjung, ſie kannte das Leben und die Menſchen nicht, ſie war dumm und unerfahren, aber gab ihm das ein Recht, das zu verhindern, was ſie nun einmal als ihr Glück anſah?

„Laß mich mit Marie allein", ſagte er weich. Marie und ich wollen nur dein Beſtes. Wenn deine Verlobung mit dieſem jungen Mann wirklich zu deinem

Beſten führt, dann ſind wir die letzten, die dich daran hindern werden."

Marie ſah ihn erſtaunt an und begriff ſeinen Stimmungswechſel nicht. War er ſo weich, daß er ſich von Margots Tränen beeinfluſſen ließ?

So gerne ſie ſeiner ſanfteren Mahnung ein härteres Wort hinzugefügt hätte, ſo hielt ſie es doch für klüger, abzuwarten, was er mit ihr ſprechen wollte.

Margot zog, zwar noch immer ſchluchzend, aber in der Hoffnung auf einen baldigen Sieg, ab, während ſie eifrig an ihrem Geſicht wiſchte, um ſich den Dienſtboten, denen ſie draußen begegnen konnte, nicht zu verraten.

„Sie wundern ſich, Marie, daß ich nicht kurzerhand nein ſage, und der dummen Göhre nicht eine tüchtige Lehre gebe?"

„Ja", beſtätigte ſie ihm, „die ganze Geſchichte wäre nur komiſch, wenn ſie mir nicht zeigte, wie unrichtig ich Margot eingeſchätzt habe."

„Sie dürfen ſich gewiß keine Vorwürfe machen", verſicherte er ihr.

„Seit Wochen ſteigt ihr der grüne Junge nach und drängt ſich auf", berichtete ſie empört. „Die anderen Mädchen haben ſie wahrſcheinlich geneckt und ſie will nun aus Trotz oder aus ſonſt einem kindiſchen Gefühl heraus recht behalten und ſich um jeden Preis mit ihm verloben. Das Lächerlichſte an der Geſchichte iſt nur dieſer Profeſſor, der Sie mit der Albernheit beläſtigt . . ."

„Ich würde die Affäre genau ſo komiſch finden,

wie Sie, Marie, wenn . . . ja, wenn ich den Zuſammenhang nicht klarer ſehen würde."

„Den Zuſammenhang?"

„Der Profeſſor wußte, warum er ſich beeilte. Margot iſt reich und er wollte ſeinem Jungen bald die Zukunft ſicher ſtellen."

„Um ſo mehr müſſen wir der Sache ein Ende machen."

„Wenn Margot feſt auf ihrem Willen beſteht, ſo kann ich ſie nicht hindern", ſagte Wehrmann nachdenklich. „Mir ſind die Hände gebunden, Marie, und ich bin ſicher, daß Sie es am eheſten einſehen werden, warum ich Margot keine Schwierigkeiten machen darf."

Er wartete zögernd auf ihre Antwort. Aber ſie ſchwieg.

„Sie können mich nicht verſtehen?" fragte er.

„Nein", geſtand ſie, „ich verſtehe nicht ein Wort von dem, was Sie ſagen."

Er biß ſich auf die Lippen und kämpfte mit ſich. Noch war ſeine Stunde nicht gekommen. Heute weniger denn je. Und doch fühlte er, daß ihn Margots kindlicher Streich dazu zwang, ihr jetzt ſchon zu ſagen, was zu geſtehen er ſeit Jahren ſchmerzlich zögerte.

„Margot hat ein großes Vermögen von ihrem Vater geerbt", begann er. „Und dieſes Geld, das ich verwalten ſoll, ſteckt in meinen geſchäftlichen Unternehmungen. Es iſt feſtgelegt, es iſt nicht veräußerlich, es iſt an Zukunftschancen gebunden . . . meine Unternehmungen, der Baumarkt, das alles liegt ſo verzweigt und iſt ſo aufgebaut, daß man einen weſent-

lichen Beſtandteil davon nicht herausreißen kann, ohne das ganze Gebäude zu zertrümmern. Wenn ich Margot ihr Erbteil früher als am Tage ihrer Volljährigkeit auszahlen ſoll, früher, als ich ſeit Jahren glaubte, dann iſt das nichts mehr und nichts weniger als . . . mein Ruin. Mit dieſer Verlobungsaffäre ſteht und fällt meine Exiſtenz."

Sie hatte ihn beſſer verſtanden, als er vermutete. Sie erkannte jetzt ganz klar, was ſie ſeit Jahren ahnte. Sie ſah den verborgenen Zuſammenhang, ſah die Beſtätigung ihres Verdachtes, den inneren Kampf, in dem er die beſten Kräfte ſeiner Mannesjahre zermürbte und verſtand plötzlich die vielen einzelnen Geſchehniſſe, die ihr bis zu dieſer Stunde dunkel und unerklärlich geblieben waren.

Noch aber hatte ſie keine Sicherheit. Es war möglich, daß ſie ſich täuſchte, es war möglich, daß ihre eigenen Gedanken einen Sinn in ſeine Worte legten, der nicht in ihnen liegen ſollte.

Zum erſtenmal begann ſie ihm gegenüber jenes heimliche Spiel, in dem ſonſt Mann und Frau Kraft und Vertrauen aneinander erproben.

Nein, jetzt wollte ſie nicht mehr aufrichtig ſein, jetzt nicht mehr. Sie wußte, was in ihm vorging, ſah, wie ſich alles in ihm aufbäumte und dagegen wehrte, ſich durch ein Geſtändnis ihrem Urteil zu unterwerfen. Aber ſie tat unwiſſend und harmlos und wollte ihm ſeine Lage nicht durch ein halbes Verſtändnis erleichtern.

„Das wäre wohl das geringſte Hindernis", lächelte ſie mit naiver Miene. „Herr Reizenhold und ſein

Papa werden wohl kaum darauf beſtehen, das ganze Geld bar ausgezahlt zu bekommen. Ich denke, ſo große Summen gibt es gar nicht in barem Geld. So wenig ich von Geſchäften verſtehe, ſo meine ich immerhin, daß es ganz gleichgültig bleibt, ob man Hypotheken oder irgendwelche anderen Anſprüche übergibt oder Geld."

„Nein, Sie verſtehen mich nicht", unterbrach er ſie. „Sie können das ja wohl auch nicht verſtehen. Nehmen Sie einfach zur Kenntnis, daß es ſo iſt, wie ich Ihnen ſagte. Wenn Margot ſich vor ihrer Volljährigkeit verheiratet, ſo bin ich ruiniert."

Sie konnte auch jetzt noch lächeln. „In fünf langen Jahren iſt Margot längſt zur Beſinnung gekommen und weiß, daß ihre erſte Schwärmerei ein Irrtum war. Verweigern Sie ruhig Ihre Zuſtimmung, bringen Sie Ihre Geſchäfte genau ſo in Ordnung, wie Sie es beabſichtigt haben und wenn wir uns in Margot auch irren ſollten und ſie ihrem grünen Jungen treu bleibt, ſo beweiſt das nur, daß ſie recht und daß wir unrecht hatten. Sie wird mit einundzwanzig Jahren keine alte Braut ſein, Sie brauchen ſich nicht zu ruinieren und der Herr Schwiegerpapa wird mit der ruhigen Überzeugung ſterben können, daß für das materielle Wohl ſeines Sohnes ausgeſorgt iſt."

Er begann ſeine üblichen Wanderungen im Zimmer und ſann vergrämt nach einem Ausweg. Verſtand ſie ihn wirklich nicht oder wollte ſie ihn nicht verſtehen.

„Wenn ich Ihren Rat befolge, dann handle ich nur zu meinem Vorteil", begann er von neuem. „Wir

glauben, daß Margot eine Dummheit begeht. Gewiß. Aber wer gibt Ihnen und wer gibt mir das Recht, unſere Anſicht über Margots Glück für maßgebender zu halten, als ihre eigene? Sie iſt ein Kind, ja, aber was weiter? Sie weiß wenigſtens, was ſie will, aber ich weiß nicht, ob meine Antipathie gegen dieſen Jungen nicht daher kommt, daß ich in ihm die Gefahr meines Ruins ſehe. Wenn ich frei wäre, könnte ich nach meinem beſten Ermeſſen handeln, aber ich bin nicht frei, Marie. Jeder Menſch iſt ſo eigenſüchtig, daß er erſt ſeine eigene Rechnung macht, wenn es ihm an den Lebensnerv geht. Ich bin Partei. Ich darf keinen Menſchen an ſeinem vermeintlichen Glück hindern, auch ein Kind nicht, wenn ich mir dadurch perſönliche Vorteile verſchaffe.

„Aber ich bin frei", ſpielte Marie mit ihm. „Ich darf ein Kind, das eine Dummheit begeht, weil es ſeine falſche Eitelkeit befriedigen will und beſchwatzt worden iſt, an einem vermeintlichen Glück hindern."

„Ja", ſagte er. „Sie dürfen es. Wenn Sie Margot überzeugen können. Sie können ihr nur raten, und ich, der ich ein geſetzliches Recht habe zu verbieten, ich kann es nicht hindern."

Ein jubelndes Glücksempfinden ſtieg in ihr auf. Endlich, endlich war der erſehnte Augenblick der Klarheit gekommen. Kein Geheimnis, kein Mißverſtändnis lag mehr zwiſchen ihnen. Was ſie vermutet hatte, war wahr. Das unbedachte, allzu aufrichtige Wort, das ſie ihm einſt geſagt und ſeitdem immer wieder bedauert hatte, war berechtigt. Sie war die Überlegene und der herrliche Menſch, zu dem ſie allmählich in Be-

wunderung aufzublicken ſich gewöhnt hatte, ſtand jetzt, ſeine Schuld bekennend, vor ihr.

Seine Schuld bekennend . . .?

Nein. Er wehrte ſich auch jetzt noch dagegen, ſich unter ihr Urteil zu ſtellen, jetzt, wo er die häßlichen Triebe, die ihn früher beherrſchten, kaum mehr ſelbſt verſtand. Fühlte er denn nicht, daß ſie ihm nicht mehr grollen konnte? Wußte er nichts davon, daß er auch vor dem ſtrengſten Sittenrichter eben erſt durch die Folgen, die er aus ſeinem Geſtändnis zog, rein beſtehen mußte?

Nicht einmal hinter die Form wollte er ſich mehr verſchanzen. Wie etwas Unmögliches, wie etwas, das nur aus einem Mißverſtändnis entſtanden ſein konnte, lehnte er ihre Vorſchläge ab. Er ſprach ſich ſelbſt nicht das Recht zu, Margots Dummheiten zu verhindern. Er wollte keine Friſt gewinnen, ſich keine Brücken bauen, nicht den goldenen Mittelweg einſchlagen, er wollte der Löſung nicht länger feige aus dem Wege gehen. Er betäubte ſich nicht mit Vernunftsgründen, er erklärte ſich ſelbſt für parteilich.

Wie ein Rieſe, den man an die Ketten gelegt hat, ſo zerrte er an den Feſſeln, die er ſich ſelbſt geſchmiedet hatte und wollte ſich nicht durch fremde Hilfe befreien laſſen.

Sie genoß den Anblick des Kampfes, in dem er mit ſich ſelbſt lag, wie ein gewaltiges, erhebendes Schauſpiel. Was würde er tun, wie würde er ſich befreien, wie wollte er ſeine Pflicht erfüllen?

Wenn das, was er ihr vertraute, wahr wäre, ſo hätte er keinen Grund, ſich Margot gegenüber als

Schuldner zu fühlen. Er hatte das Recht, ihr Vermögen nach freiem Ermeſſen zu verwalten und es traf ihn keine ſittliche Schuld, wenn ihn ein überraſchend früher Zeitpunkt in Verlegenheit ſetzte. Nein, ſo wie er ihr die Zuſammenhänge ſchilderte, lagen ſie gewiß nicht.

Er beſaß Margots Vermögen nicht, nicht nur nicht in barem, ſondern überhaupt nicht. Er hatte alles verloren, aber durchaus nicht erſt in letzter Zeit und in keiner geſchäftlichen Unternehmung.

Schon damals, als er ſie wie einen Propheten anrief, an jenem Nachmittag, an dem er zu einer großen Entſcheidung in die Stadt fuhr, hatte er es verloren, oder damals vielleicht erſt erfahren, daß er es verlieren mußte.

Aber angetaſtet, nur mit eigenſüchtiger Berechnung zur Rettung vor ſeinem Ruin hatte er es in derſelben Nacht, in der ſein Bruder es ihm ſterbend anvertraut hatte. Durch den Tod ſeines Bruders und durch die Erbſchaft des Kindes war er vor dem Zuſammenbruch gerettet worden.

Jetzt, wo er das große Vermögen, das ihm anvertraut war, zurückgeben ſollte, ſtand er derſelben Gefahr des Ruins gegenüber.

„Was werden Sie tun?“ fragte ſie ihn und konnte ihre Erregung nur mit Mühe verbergen.

„Marie, ich weiß nur eines ſicher“, ſagte er. „Wenn ich meine Freiheit wieder erlange, dann werde ich das Richtige tun, dann werde ich meiner ſelbſt wieder ſicher ſein.“

Sie antwortete nicht und folgte ihm nur mit den

Blicken, als er wieder ſeine Wanderung durch das Zimmer aufnahm. Wie immer in erregten Augenblicken, begann er ganz leiſe wie im Selbſtgeſpräch zu erzählen: „Entweder ich werde den Auftrag zum Bau des Bahnhofes bekommen . . . oder . . . Gronau . . .“

„Oder?“ fragte ſie atemlos.

Er ſchrak zuſammen, als ob er bei einer Sünde ertappt worden wäre. „Oder? . . . das ſind rein geſchäftliche Kombinationen, Marie, das können Sie doch nicht verſtehen.“

Ihr war, als müßte ſie zu ihrem Schöpfer beten, daß ſeine ernſte Arbeit bald belohnt werde und daß er nicht umſonſt Jahre um ſeine ſeeliſche Befreiung gekämpft habe, um im entſcheidenden Augenblick doch einem neuen Spiel auf Leben und Tod entgegengetrieben zu werden.

Sie hätte ſich ſelber opfern mögen, um ihn nicht von neuem ſtraucheln zu ſehen.

Marie hatte Angſt vor der Entſcheidung.

Sie war einem unwiderſtehlichem Zwange gefolgt, als ſie ſich in das gewagte Spiel eingelaſſen und ihre einfache, gerade und zu äußerſter Aufrichtigkeit geneigte Natur verleugnet hatte. Selbſt in dem Augenblick, in dem ſie die Gelegenheit, ihm beizuſtehen, verpaßt hatte, war ſie ſich darüber klar, daß ſie ihm eine Komödie vorſpielte. Aber ſie wollte, daß er ſeine Feſſeln mit eigener Kraft ſprenge und ſehnte ſich nach ſeiner Befreiung, als ob ihr ſelbſt dabei eine Erlöſung winkte.

Aber bei dem Gedanken, daß ſie ein Menſchenglück aufs Spiel geſetzt hatte, wurde ihr unheimlich zumute. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr gelingen würde, Margot von ihrem Vorhaben abzubringen. Die belangloſe Affäre des koketten Mädchens hatte durch eine wunderſame Verkettung der Verhältniſſe eine Bedeutung erlangt, die weit über jedes vernünftige Maß hinausging. Wie, wenn er unter dem Zwange ſeiner Lage von neuem Geſchäfte wagte, die ihn zugrunde richteten, wie, wenn ihm der ſpäte Sieg ſeiner ernſten Arbeit nicht mehr helfen konnte und ihm nur noch als vernichteten Mann zufiel?

Sie begann zu ahnen, daß ſie ihr Leben bis jetzt abſeits von den Willkürlichkeiten des Zufalls verbracht hatte und keine Vorſtellung von den gewaltigen Ver-

kettungen hatte, die einen Menſchen gegen ſeinen eigenen Willen mit fortreißen und unbekannten und drohenden Zielen entgegenführen konnten. Sie begann zu verſtehen, wie leicht und billig ihr Standpunkt jedem erſcheinen mußte, der handelnd mitten im Strudel ſtand und ſehr wohl als ſchwaches Opfer fremder Strömungen untergehen konnte.

Wie wenig einfach mußte das Leben doch ſein, wenn ein herrlicher, ſtarker Mann, wie er, jahrelang vergebens um ſeine Freiheit kämpfen mußte! Wie ſinnlos war das Opfer, wenn er daran verblutete, bloß weil ein Backfiſch ihn mit einer albernen Verlobungsgeſchichte überrumpelte.

Mit jedem Tage, der ſeit der entſcheidenden Unterredung verfloſſen war, wuchs ihre Unruhe, ſo daß ſie jeden Vernunftsgrund fallen ließ, um ja nur nichts zu verſäumen, was die Löſung erleichtern und beſchleunigen konnte. Es fiel ihr ſchwer genug, im Verkehr mit Margot jede Strenge fallen zu laſſen und den trotzigen Launen des Kindes nachzugeben, bloß um ihr Vertrauen wiederzugewinnen und ſich ſie gefügiger zu machen.

Sie hoffte, daß Margot vielleicht am eheſten von ihrem „Verlobten" abzubringen ſein würde, wenn man ſie in die Geſellſchaft einführte und ſie möglichſt viele Bekanntſchaften von jungen Leuten machen ließ. Deshalb ſchlug ſie ihre alten Bedenken gern nieder und machte Wehrmann ſelbſt den Vorſchlag, mit Margot gemeinſam als Dame des Hauſes bei ſeinen Empfängen zu erſcheinen.

Franz tat, was ſie für richtig hielt, wich ihr aber

aus, wenn ſie das Geſpräch weiterführen und in ihrer Angſt um ſeine Zukunft irgend etwas über ſeine Pläne erfahren wollte.

Heute war nun der Tag gekommen, an dem ſie in Margots Geſellſchaft zum erſtenmal bei ſeinem Empfange erſcheinen ſollte.

Die kleine Range war den ganzen Tag über ſchon ſehr aufgeregt und kam am Morgen noch einmal auf ihre mehrfach vorgetragene Bitte zurück, ob man nicht auch Herrn Reizenhold einladen könnte.

Marie hatte Luſt, ſie heftig zurechtzuweiſen, glaubte ſich aber ſoweit beherrſchen zu müſſen, daß ſie ihr gutmütig auseinanderſetzte, daß Herr Profeſſor Reizenhold keiner von Onkels Bekannten war und ſie beide natürlich Franz nicht vorſchreiben konnten, wen er als Gaſt zu ſich bitten ſollte.

Margot zappelte in ihrem Schaukelſtuhl und nahm die Zeitung vor.

„Kind, willſt du jetzt wirklich Zeitung leſen?“ ermahnte ſie Marie mit leiſem Vorwurf.

„Edela Menke ſagt, daß man Zeitungen leſen muß, wenn man ſich in Geſellſchaft richtig unterhalten will“, meinte Margot mit altklugem Ernſt.

„Glaubſt du nicht auch, daß ich das beſſer wiſſen muß als Edela Menke?“ klang es jetzt ſchon recht ſchroff von Maries Seite.

„Du, Tantchen, das mußt du leſen, davon werden ſicher alle Leute heute abend ſprechen“, rief Margot mit impulſiver Heftigkeit. „Da iſt eine Soubrette von einem Komponiſten entführt worden.“

„Jetzt habe ich aber genug von dem Unſinn“, fuhr

Marie endlich auf. „Du wirſt ſofort die Zeitung hinlegen."

„Schade", bedauerte Margot, gehorchte aber, um Marie, die eigentlich viel netter zu ihr war, als ſie urſprünglich erwartet hatte, nicht zu erzürnen. „Schade. Der Komponiſt Heinrich Batt hat nämlich eine Soubrette entführt."

Marie horchte auf. Einen ganz kurzen, flüchtigen Augenblick glaubte ſie von einem Ereignis zu hören, das ſie im Grunde nichts anging und ſie nur als ein überaus feſſelndes Erlebnis eines guten Bekannten intereſſierte. Es war eine kleine Ewigkeit her, ſeitdem ſie nichts von Heinrich Batt gehört hatte. Und jetzt rief er ſich ihr nicht im Zuſammenhang mit einem großen Werke, wie ſie es im ſtillen halb gehofft und halb gefürchtet hatte, ins Gedächtnis zurück, ſondern mit irgendeiner häßlichen Affäre, mit der ſich die Zeitungen beſchäftigten.

Sein Weg hatte ihn alſo nicht zu ruhmvoller Arbeit emporgeführt, ſondern zu Skandalaffären.

Sie empfand kein Bedauern über dieſe Erkenntnis, und nicht das leiſeſte Gefühl einer Eiferſucht wurde in ihr wach. Nein, ſie fand die Geſchichte eher luſtig, amüſant, wie eine humorvolle Anekdote, über deren feine Pointe man ſo herzhaft lachen oder mit ſo feiner Ironie lächeln konnte, daß man ſich plötzlich wohler und freier und von irgendeinem unbewußten Alp erlöſt fühlte.

Sie mußte dabei faſt zärtlich an Franz denken.

Wie verſchieden waren die beiden doch trotz der vielen Ähnlichkeiten ihres Weſens: Franz, der ſo ſchwer

um ſeine ſeeliſche Befreiung rang und Heinrich Batt, der das alte leichtfertige Leben weiterführte.

Aber Näheres hätte ſie doch gerne über ihn erfahren mögen!

„Geh Margot, ſieh mal nach, ob Franz ſchon aus der Stadt zurück iſt."

„Jetzt ſchon? Onkel kommt ja nie um dieſe Stunde."

„Doch. Wenn er Geſellſchaften gibt, pflegt er früher zu Hauſe zu ſein", ſagte Marie ungeduldig, ohne ſich darüber Gedanken zu machen, was ſie ihm ſagen wollte, wenn er ſie nach ihren Wünſchen fragte. Kaum hatte Margot die Tür hinter ſich geſchloſſen, als Marie die Zeitung aufſchlug. Sie brauchte die Notiz nicht lange zu ſuchen. Eine ganze Zeitungsſpalte war voll davon. Erſt fielen ihr die fettgedruckten Überſchriften der einzelnen Abſätze auf. „Des Rätſels Löſung, Geflohen, Der Komponiſt und die Soubrette, In einem Waldidyll, Die Eheſcheidung, Der Direktor über den Kontraktbruch."

So einigermaßen überſah ſie die geſchmackvollen Stationen der Affäre ſchon aus den Überſchriften. Nun erſt begann ſie, im Zuſammenhang zu leſen:

„Heinrich Batt, der erfolgreiche Komponiſt der Operette ‚Wunderlieb 21' der gleichzeitig mit Frau Olla Fantulla, der erſten Soubrette des Floratheaters und Gattin eines bekannten berliner Rechtsanwalts verſchwunden war, iſt nun endlich in einer abſeits liegenden ſächſiſchen Waldpenſion entdeckt worden. Dadurch iſt des Rätſels Löſung gegeben. Einer ſeiner Bekannten, der von einem nahen Sanatorium aus

einen ausgedehnten Ausflug unternahm, begegnete dem Paare auf einer Waldpromenade und gab sofort eine diesbezügliche Nachricht an eine berliner Redaktion. Die Vermutungen der Eingeweihten haben sich demnach bewahrheitet. Heinrich Batt ist in Gesellschaft der schönen, gefeierten Künstlerin am Tage, an dem er die zweihundertste Jubiläumsvorstellung seiner Operette selbst dirigieren sollte, geflohen. Unsere Leser wissen bereits, daß die Vorstellung am 11. Oktober nur dadurch gerettet werden konnte, daß eine andere Künstlerin die Partie der Frau Fantulla übernahm . . ."

Atemlos las Marie weiter. Sie als einzige vielleicht wußte nichts davon, daß die Zeitungen schon seit Tagen über diese Sensation der berliner Kulissenwelt schrieben und das Publikum mit pikanten Vermutungen über jede Einzelheit auf dem Laufenden hielten. Seit einem Jahre vielleicht schon feierte Batt als Komponist Triumphe. Lebte sie denn so abseits von allem Verkehr, daß auch die leiseste Mahnung an seinen Namen nicht zu ihr drang? „Wunderlieb 21?" Den Namen der Operette hatte sie schon gehört, auch Melodien daraus waren ihr geläufig, besonders ein Walzer hatte sich einem aufgedrängt, wohin man auch kam. Wie wundersam, daß sie immer nur von seinem Werk und nicht auch von ihm gehört hatte.

Das also war sein Weg gewesen. Die erste Station war ein großer Operettenerfolg, die zweite der Gewinn eines Vermögens, die dritte Abenteuer und Entführungen. Dahin also trieb es ihn.

Ohne Ironie, nur mit Wehmut betrachtete sie die fetten Buchstaben seines Namens in der Zeitung. Es

war ihr einſt als beglückendes Ziel erſchienen, ihn berühmt und erfolgreich zu ſehen. Er hatte es erreicht. Warum jubelte ſie nicht, als ſie es erfuhr? Warum weinte ſie nicht, daß er ſein erſehntes Glück an der Seite einer anderen Frau genoß, warum wühlte ſie dies alles nicht auf? Woher nahm ſie die Überlegenheit, mit der ſie wie eine unbeteiligte Zuſchauerin darüber lächeln konnte?

Sie wußte es nicht, aber ſie fühlte, daß ſie nicht ſchon damals, als ſie ihn zurückwies, ſondern erſt jetzt, wo er ſich ſelbſt einer andern Frau zuwandte, innerlich frei wurde.

Mit einem heiteren Lächeln ließ ſie das Zeitungsblatt fallen und blieb verſonnen im Zimmer ſtehen. Sie hörte nicht, daß ſich Schritte näherten.

Aber auch als Franz eintrat und ſie aus ihren Gedanken riß, ſchreckte ſie nicht zuſammen.

„Würden Sie wohl glauben, daß ich mich auf Ihre Geſellſchaft freue?“ fragte ſie ihn.

Er ſah ſie verwundert an. „Es iſt jedenfalls lieb von Ihnen, daß Sie mir das ſo offen zugeben, Sie Trotzköpfchen Sie.“

Das Erſcheinen von Fräulein Erlebach, deren Verhältnis zum Baumeiſter noch immer in geheimnisvolle Schleier gehüllt blieb, war ein bedeutungsvolles Ereignis für den Kreis. Zum erſtenmal alſo trat ſie als Dame des Hauſes auf.

Aber die ſenſationsluſtigen Frauen der Geſellſchaft wurden im erſten Augenblick arg von ihr enttäuſcht. In ihrem Weſen lag nichts Prickelndes, nichts, was aufregen, zu Vermutungen und zu Klatſch Veranlaſſung geben konnte.

Fräulein Erlebach gab ſich mit ſelbſtverſtändlicher Sicherheit, machte einen ſehr jugendlichen, friſchen und liebenswürdigen Eindruck, wußte in ihrer einfachen Robe mit gemeſſener und vornehmer Nonchalance aufzutreten und hatte nichts von jenem Einſchlag ins „Dämoniſche", den man von ihr erwartet hatte.

Die Frauen begrüßten ſie lebhaft und teilten untereinander wie auf Verabredung ihre Rollen. Man plauderte ſcheinbar harmlos mit ihr und war doch bemüht, ihr Fallen zu legen, man beobachtete ſie mit geſchärften Augen, deutete das Inhaltloſeſte ihrer Worte und trachtete, auf jede nur erdenkliche Art hinter ihr Geheimnis zu kommen. Etwas Verborgenes mußte doch in ihr ſtecken. So wie ſie ſich beim erſten Eindruck zeigte, hatte ſie nichts Kompromittierendes an ſich, das

den Baumeiſter veranlaßt haben konnte, ſie ſeinem Kreiſe fern zu halten. Sie verriet weder eine ſchlechte Kinderſtube, noch ein aufflammendes Temperament, vor deſſen Auswüchſen man ſich etwa ängſtigen konnte, ſie ſchien ſogar gebildet zu ſein und tat trotz ihrer äußeren Beſcheidenheit ſo überlegen, daß man Mühe hatte, ſie in Verlegenheit zu ſetzen.

Am Ende ſteckte wirklich nichts anderes dahinter, als daß ſie ſelbſt keinen Wert auf geſellſchaftlichen Verkehr legte und jetzt nur wegen ihrer kleinen Nichte aus ihrer Verborgenheit heraustrat. Dann hätte ſie ruhig noch ein paar Jahre länger das Veilchen ſpielen können, das im Verborgenen verblüht, denn dieſes blutjunge Ding, das höchſtens fünfzehn Jahre alt ſein konnte, brauchte es wahrhaftig nicht ſo eilig zu haben. Man verdarb die Kinder nur, wenn man ſie allzu früh wie Erwachſene behandelte. Wenn man das eitle Mädel anſah, wie es in Geſellſchaft der Herren ſtrahlte und kokettierte, ſo konnte man darüber wohl kaum im Zweifel bleiben.

Aber natürlich, den Herren gefiel ſo etwas. Die Männer waren dumm genug, auf einen Backfiſch hereinzufallen, wenn er ſich nur darauf verſtand, verſchämt und verlegen die Augen aufzuſchlagen!

Marie ſah wiederholt zu Margot hinüber und ärgerte ſich über ihr Benehmen, aber ſie konnte nichts dagegen tun. Je mehr Vergnügen Margot an der Galanterie anderer männlicher Weſen fand, um ſo leichter mußte es ihr fallen, auf Reizenhold zu verzichten. Der Baumeiſter, der mit liebenswürdigem Takt von einem ſeiner Gäſte zum andern ging, war von

Margots lebhafter Koketterie nicht minder unangenehm berührt und nahm ſich vor, ihr bei der erſten unauffälligen Gelegenheit einen energiſchen Wink zu geben.

Er hatte ſich zuerſt, ſoweit ihm das möglich war, in Maries Nähe gehalten, um eine etwaige Gefahr einer Verſtimmung ſofort perſönlich abzulenken. Aber die Bekanntſchaften und geſellſchaftlichen Unterhaltungen verliefen viel glatter als er gehofft hatte, ſo daß er ſich ſeine Beſorgnis bald aus dem Kopfe ſchlug.

Um ſo ungeduldiger überblickte er von Zeit zu Zeit den Saal, um nach ſeinem Freunde Ausſchau zu halten. Die redſelige Frau Gronau, die nur in Geſellſchaft von Felix erſchienen war, hatte ihm gleich bei ihrem Eintritt ſo diskret mitgeteilt, daß ihr Gatte ſpäter kommen und ihm eine wichtige Nachricht bringen würde, daß ein guter Teil der Anweſenden ihre Bemerkung gehört hatte.

Wehrmann nahm ſich vor, noch vor Tiſch mit Margot abſeits zu ſprechen, ſobald er erſt mit Otto Gronau ein paar Worte gewechſelt haben würde.

Margot kokettierte, ohne die Blicke ihres Onkels und ihrer Tante auch nur zu bemerken, unentwegt weiter. Mit den alten Herren, die ſie gleich ins Geſpräch gezogen hatten, fing es an, bei der Mittelgarde der Vierziger fand es ſeine Fortſetzung und bei den jungen ſchneidigen Kavalieren blieb es ſtehen. Die paar grünen Jungen, die der Baumeiſter auf Maries Rat hin mit eingeladen hatte, kamen beim beſten Willen nicht dazu, ihr den Hof zu machen.

Als Otto Gronau endlich erſchienen war und Wehrmann ihm in das Entree entgegeneilte, ging eine

Bewegung durch die Gruppen. Vielleicht deutete man den Eintritt des Dieners, der dem Baumeiſter irgend etwas gemeldet hatte, als Zeichen, daß die Tafel beginnen ſollte.

Felix, den bis jetzt niemand in ſeiner Ecke bemerkt hatte, ſchoß in ungelenker Verlegenheit vor und bot Margot inmitten ihrer Korona den Arm.

Sie ſah erſt einen Augenblick verdutzt drein, zog aber unter dem lebhaften Amüſement der älteren Herren folgſam mit ihm ab.

„Warum haben Sie mir bis jetzt nicht guten Abend geſagt?“ fragte ſie vorwurfsvoll.

„Sie waren ja nie allein“, entſchuldigte ſich Felix in treuherziger Ergebenheit, gab aber trotzdem auch ſeinen Worten den leiſen Klang eines Vorwurfs.

„Um ſich guten Abend zu ſagen, muß man doch nicht allein ſein“, lachte ſie ihn aus.

„Sie ſollen ſich nicht über mich luſtig machen, Fräulein Margot“, bat er ſie verlegen.

„Sie ſind aber ſchnell beleidigt. Man muß doch einen Scherz machen können, wenn man mit einem Herrn plaudert.“

Er wußte nicht recht, was er ſagen ſollte. „Habe ich es Ihnen zu danken, daß ich für heute abend eingeladen worden bin?“ fragte er.

„Onkel erkundigte ſich, wen er für mich einladen ſoll“, log ſie ihm vor. „Aber Sie dürfen ſich nichts darauf einbilden.“

„Nein, gewiß nicht“, verſicherte er ſchüchtern. „Ich bilde mir ſchon nichts ein. Ich bin ſo froh, daß ich

mit Ihnen zu Tiſch gehen darf. Sie ſehen ſo entzückend aus."

„Finden Sie?" meinte ſie altklug. „Es iſt nur ein einfaches Kleid. Ich habe gewiß das einfachſte unter all den eleganten Damen."

„Sie ſind ſo ſchön, daß Sie nicht nötig haben, ſich ſo koſtbar zu kleiden", teilte er ihr wie eine Entdeckung mit.

Dann trat eine Pauſe ein, während derer er darüber nachdachte, ob er ſie wohl danach fragen durfte, was ihm am meiſten am Herzen lag.

„Darf ich Sie etwas fragen, Fräulein Margot?" wagte er ſeine Einleitung.

„Was denn?"

„Wenn Ihr Onkel es Ihnen frei geſtellt hat, warum haben Sie denn mich einladen laſſen und nicht nicht . . . Reizenhold?"

Diesmal war es an ihr, in Verlegenheit zu kommen. „Glauben Sie etwa, daß ich meinem Verlobten die Treue brechen wollte?" forſchte ſie ihn aus.

In dem Wunſche, mit ihr abſeits und allein zu ſein, hatte er ſie während einer Promenade unwillkürlich aus den Räumen, in denen ſich die Gäſte verſammelten, hinausgeführt und ſtand erſt ſtill, als ſie ſich draußen vor dem Entree umwenden wollte. „Ich will Ihnen ſagen, warum Herr Reizenhold nicht hier iſt", verſprach ſie ihm, „aber nicht hier. Warum haben Sie mich überhaupt hier herausgeführt?"

„Wo denn?" fragte er und hielt auch weiter ihren Arm feſt, trotzdem ſie ſich durch eine leichte Bewegung von ihm befreien wollte.

„Im kleinen Rauchzimmer; ſehen Sie dort die Tür. Gehen Sie allein zurück und dann rechts in das zweite Zimmer. Ich gehe von hier hinein."

Es gab gar keinen Grund, getrennt in ein Sonderzimmer zu gehen, aber in ihrem Köpfchen ſpukte es ſo arg von Geheimniſſen und raffiniert arrangierten Stelldicheins, daß ſie ihre kleinen Senſationen ſelbſt in die harmloſeſte Umgebung hineindichten mußte.

Er huſchte eilig mit einem verſtändnisvollen Blick zu den übrigen Gäſten zurück, und ſie machte ſich draußen ſo lange vor dem Spiegel zu ſchaffen, bis ſie einen Augenblick, in dem ſie allein blieb, dazu benützte, in das Rauchzimmer zu ſchlüpfen. Er trat faſt gleichzeitig von der anderen Seite ein.

Sie gab ihm einen Wink, ſo daß er die Türe des „Damenſalons" leiſe hinter ſich abſchloß, auf Zehenſpitzen näher kam und ſich lautlos neben ſie auf das Sofa ſetzte.

„Alſo hören Sie, Herr Gronau", flüſterte ſie ihm zu. „Gerade weil Herr Reizenhold mein Verlobter iſt, will er auf Onkels Geſellſchaften nicht erſcheinen, ſolange unſere Verlobung nicht öffentlich iſt."

Noch bevor er ſeiner Verwunderung über dieſe ſonderbare Stellungnahme Reizenholds Ausdruck geben konnte, hörten ſie Stimmen in jenem Nebenzimmer, deſſen Tür Felix eben erſt hinter ſich geſchloſſen hatte.

„Das iſt Onkel?" flüſterte ſie.

„Und der andere iſt mein Papa", ergänzte er.

Lautlos wie zwei Mäuschen in ihrem Loch ſaßen ſie eng nebeneinander auf dem Sofa und lauſchten dem Geſpräch.

„Ja, mein Lieber, jetzt ſteht die Sache auf der Kippe", hörten ſie die Stimme des alten Gronau. „Das iſt ſo eine von den unerwarteten Wendungen, die in jeder Spekulation eintreten können."

„Du tuſt ſo, als ob die Geſchichte dadurch unſicher geworden wäre", ſagte die andere Stimme, die Margot für die ihres Onkels erklärt hatte und die den Kindern ſehr beklommen vorkam.

„Unſicher? Das gerade nicht. Das Geſchäft iſt nicht mehr ſo ſicher, wie es zuerſt war, aber wenn die Sache klappt, dann klappt ſie um ſo gründlicher. Zwanzig Prozent Mehrgewinn iſt das mindeſte gegen unſere urſprüngliche Rechnung."

„Und wenn ſie nicht klappt?"

Eine Pauſe trat ein. In dem Ton der letzten Frage hatte eine verzweifelnde Angſt durchgeklungen, ſo daß auch die Kinder, die gegen ihren Willen zuhörten, einander erſchreckt anſahen. Und dann hörten ſie wieder Felix' Papa ſprechen.

„Morgen abend werden wir es vielleicht ſchon wiſſen, übermorgen ſicher . . . gerad oder krumm, lange kann die Ungewißheit jedenfalls nicht dauern."

„Du weißt nicht, was das für mich bedeuten würde . . ."

„Unſinn! Wer wird denn gleich ſo ſchwarz ſehen. — Einmal glückt es, das anderemal geht's ſchief. Das iſt in Geſchäften nicht anders. Die Sachen, bei denen man ſich am meiſten ängſtigt, gehen am glatteſten aus. Geh du ruhig hinein zu deiner Geſellſchaft und denk' nicht ſo viel darüber nach."

Ein unbeſtimmtes Geräuſch folgte, wie wenn ein

Menſch den andern, der nicht von der Stelle will, vorwärts ſchiebt. Und dann ging eine Türe. Die beiden Herren hatten ſich zurückgezogen, und das Zimmer nebenan mußte jetzt wieder leer ſein.

„Was war das?“ fragte Margot, nachdem ſie eine Weile geſchwiegen hatten, um ſicher zu ſein, daß ſie niemand hören konnte.

„Ich glaube, das iſt das große Geſchäft, das Papa jetzt macht“, ſagte er. „Ich wußte, daß er es nicht allein macht, aber daß der andere Ihr Onkel iſt, Fräulein Margot . . .“

„Das haben Sie nicht gewußt?“

„Nein“.

„Ich glaube, Onkel hat eine ſchwere Sorge“, vermutete ſie.

„Das glaube ich auch. Papa war die ganzen Tage über auch ſchon ſo aufgeregt.“

„Was iſt denn das für ein Geſchäft?“ fragte ſie naiv.

„Ach, Fräulein Margot“, ſeufzte er, „ich habe mir im Bureau ſchon ſoviel Mühe gegeben, es herauszubekommen, aber Papa muß alle Papiere, die darauf Bezug haben, eingeſchloſſen haben. Ich glaube, daß es eine große Spekulation iſt.“

„Eine Spekulation?“

„Das kann ich Ihnen nicht ſo ſchnell erklären“, meinte er, als er ſah, daß ſie nichts davon verſtand. „Aber wir müſſen jetzt gewiß wieder zu den anderen zurück, ſonſt fällt es auf.“

Sie ſprang hoch: „Ja natürlich, es würde gewiß auffallen. Aber durch den Damenſalon können Sie

nicht mehr zurück. Nicht mal ich traue mich, trotzdem ich doch hier zu Hause bin. Gehen Sie über das Entree voraus, ich komme gleich nach."

Mit einem schnellen, zärtlichen Blick nahm er für die kurze Weile Abschied von ihr und schlüpfte hinaus.

Drinnen im Saal formten sich die Paare, die Herren reichten ihren Tischdamen den Arm. Felix fand schnell den Weg in eine Ecke, in der er nicht auffiel und in der er den Augenblick abpassen wollte, wenn Margot wieder in den Saal kommen würde. Er sah, wie der Baumeister so harmlos und heiter wie immer Fräulein Erlebach den Arm bot und im Saale Ausschau hielt. Jetzt hatte er auch ihn entdeckt und kam mit Fräulein Erlebach auf ihn zu.

„Sag' mal . . . sagen Sie mal, Felix, haben Sie Margot nicht gesehen?"

„Doch . . . eben noch", versicherte er errötend.

„Sie führen sie ja wohl zu Tisch. Seien Sie bitte doch so nett, und sagen Sie ihr, daß ich nachher gerne mit ihr sprechen würde. Übrigens sehr lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind."

„O, ich bin sehr glücklich . . ." verbeugte sich Felix.

„Um so besser", lachte der Baumeister und ging mit einem freundlichen Kopfnicken weiter.

Da tauchte Margot auf. Der Baumeister winkte sie herbei. „Wo warst du?"

„Ich . . .? Ich war nur einen Augenblick draußen", antwortete sie leichthin.

Der Baumeister neigte sich ganz dicht zu ihr und redete eindringlich, aber leise auf sie ein, so daß Felix

ihn nicht verſtehen konnte. „Nein, gewiß nicht, Onkel", hörte er ſie nur verlegen verſichern.

„Du brauchſt es dir nur zu merken, dann ſoll die Sache vergeſſen ſein", ſchloß Wehrmann das Geſpräch verſöhnlich.

Felix kam eilig die wenigen Schritte näher und bot ihr ſeinen Arm. Sie traten als Letzte in den Saal.

„Hat man uns entdeckt?" fragte er aufgeregt.

„I wo", lachte ſie, „Onkel wollte etwas ganz anderes."

Dann wurde ihr Geſpräch dadurch unterbrochen, daß ſie ihre Plätze an der Tafel ſuchten.

Sie beſchäftigten ſich eine Weile damit, gegenſeitig ihre lückenhafte Kenntnis der Geſellſchaft zu ergänzen.

Als ſie noch mitten in dieſem Geſpräch waren, hörte Margot den neben ihr ſitzenden, wohlbeleibten älteren Herrn mit dem öſterreichiſchen Kaiſerbart den Namen Heinrich Batt erwähnen.

Sie ärgerte ſich, daß ſie das Thema, das ſie ſelbſt beherrſchte, nicht als erſte angeregt hatte und ſpitzte ſofort die Ohren, um etwas Näheres von dem Geſpräch aufzufangen.

„Es ſoll ein ganz toller, abenteuerlicher Menſch ſein", hörte ſie die Tiſchdame dem dicken Herrn antworten.

Margot beeilte ſich, das Thema ſo ſchnell wie möglich aufzugreifen, bevor Felix noch dahinter kam, daß ſie ſelbſt nicht die erſte war, die es aufs Tapet brachte.

„Haben Sie in der Zeitung geleſen, wie Heinrich

Batt die Soubrette vom Floratheater entführt hat?“ fragte ſie ihren verliebten Kavalier.

Er hatte davon läuten hören, wußte aber nichts Genaues, ſo daß ſie ihm Einzelheiten erzählen konnte. Während ſie mit großer Freude ihr einſtudiertes Tiſchgeſpräch an den Mann brachte, wurde Heinrich Batt auch an anderen Stellen der Tafel zum Gegenſtand der Unterhaltung. Margot glaubte ſogar zu bemerken, daß Marie mit dem Herrn zu ihrer Rechten darüber plauderte, während Onkel, der neben ihr ſaß, ſich nach links zu Frau Aſſeſſor Finkenberg hinüberneigte.

Man ſah, mit welchem Vergnügen manche Damen bei dem Thema ſtehen blieben, um ihm immer noch neue, delikate Nuancen und Situationen abzugewinnen.

Das Diner ging ſchon ſeinem Ende zu, als noch ein verſpäteter Gaſt eintrat: ein vielleicht dreißigjähriger Menſch mit hübſchem, glattraſierten Schauſpielergeſicht. Er ging geradeaus auf den Wirt zu und blieb im Geſpräch mit ihm hinter Fräulein Erlebachs Stuhl ſtehen. Aus einer Bemerkung, die Margots Nachbar zu ſeiner Dame machte, erfuhr ſie, daß es ein bekannter Journaliſt war.

Er mußte irgendeine überraſchende Nachricht gebracht haben, denn Frau Finkenberg fing eines ſeiner gar nicht an ſie gerichteten und leiſe geſprochenen Worte auf und wandte ſich ihm mit einer intereſſierten Frage zu. Auch andere Gäſte in Wehrmanns Nähe wurden aufmerkſam und erkundigten ſich.

Wie ein Lauffeuer ging es in leiſe geſprochenen Worten um die Tafelrunde: Heinrich Batt ſoll ein Duell gehabt haben. Mit dem Gatten der entführten

Fantulla natürlich, einem Rechtsanwalt Dr. Winteruhr, den ſogar zwei der anweſenden Gäſte perſönlich kannten.

Der Baumeiſter, den die Angelegenheit nicht mehr und nicht weniger intereſſierte als irgendein anderes Thema, bei dem ſeine Gäſte auf ihre Koſten kamen, ließ den Journaliſten gerne von den Damen ins Geſpräch ziehen und wandte ſich mit zerſtreuter Liebenswürdigkeit Marie zu.

Sie ſah ganz blaß aus und ſchien ſich nur mit Mühe beherrſchen zu können. „Was haben Sie, Marie?“ erkundigte er ſich beſorgt. „Sie ſehen mit einem Male leidend aus; fühlen Sie ſich nicht wohl?“

„Nein, danke, es geht vorüber“, ſagte ſie. „Denken Sie nur, ich habe einmal einen Menſchen geſehen, der angeſchoſſen war und aus einer Wunde blutete. Und wie jetzt von dem Duell geſprochen wurde, da ſah ich das Bild von damals wieder deutlich vor mir. Ich kann nichts ſo wenig vertragen wie den Anblick von Blut.“

Sie ſagte es in recht harmloſem Ton, und es wirkte im Zuſammenhang mit ihrem leidenden Geſichtsausdruck ganz echt. Aber ſein Gefühl zwang ihn, ihr zu mißtrauen. Er wußte nicht warum, aber er glaubte ihr ihre Erinnerung nicht. Der Name Batt rührte irgend etwas in ihm auf, irgend etwas Geheimnisvolles, das ihm ſchon einmal zu denken gab. Die Idee, daß ſie mit dem Träger dieſes Namens in irgendeinem Zuſammenhange ſtand, tauchte in ihm auf und gab ihn nicht mehr frei. Heinrich Batt war der Unbekannte, der ihm zum erſten Male von ihr erzählt

hatte. Woher wußte Batt von ihr? Auf dem Umwege über seinen Bruder konnte er schwerlich mit ihr zusammengekommen sein. Was sollte ein Farmer und Großhändler, der nach einem Jahrzehnt krank aus dem fernen Osten in seine Heimat kam, mit einem berliner Komponisten zu tun haben?

Mit einem Komponisten . . . — Natürlich, ein Komponist war es ja auch, der ihr jene Notenblätter geschenkt hatte, vor denen er sie damals in Tränen gefunden hatte. Heinrich Batt und kein anderer war der Mann, mit dem sie verlobt war, bevor sie ihn kennen lernte.

Er hatte keinen Beweis dafür, nichts als ein paar aneinandergereihte Vermutungen; aber dennoch zweifelte er nicht daran. Ja, er hielt sich für dumm und beschränkt, daß er nicht früher darauf gekommen war.

Warum hatte er es bis heute nicht bemerkt? Etwa, weil sie ihm verboten hatte, danach zu forschen? Nein, er hätte gar nicht zu forschen brauchen und wäre doch darauf gekommen, wenn er nur ruhig und besonnen darüber nachgedacht hätte.

Was war es also, was ihn den Namen dieses Mannes vergessen ließ, trotzdem er allen Grund hatte, sich den Kopf über ihn zu zerbrechen und so lange zu grübeln, bis er herausgebracht hatte, woher Batt Marie kannte, und wieso er ihren Aufenthalt wußte.

Die Furcht war es, die Furcht vor der Erinnerung, die Angst, an die peinvollsten Stunden seines Lebens, an jenen verhängnisvollen Silvesterabend zurückzudenken!

Erſt jetzt, als er ſie erbleichen ſah, war es hell vor ſeinen Augen geworden.

Er merkte wohl, wie ſie ihn ängſtlich anblickte und Furcht vor ſeiner Entdeckung empfand. Er hätte es ihr ins Geſicht rufen mögen, daß ſie ihn anlog. Aber er tat es nicht und ſchwieg. Nicht die Rückſicht und Beſonnenheit hinderten ihn daran, nein, nur jene innere Gewalt, die ihn zwang, als Beobachter auf ſeinem Poſten zu bleiben und ſeine Gedanken nicht zu verraten, ſolange er keine Beweiſe in Händen hielt.

Der Journaliſt hatte unterdeſſen an der Tafel Platz genommen und unterhielt ſich auf das angelegentlichſte mit ſeiner Nachbarin. Franz Wehrmann erhob ſich von ſeinem Platz und ging, ohne ſich bei ſeinen Tiſchdamen auch nur zu entſchuldigen, auf ihn zu.

Während er mit ihm ſprach, ſah er bewußt plötzlich zu Marie hin. Sie mußte ihn die ganze Zeit über ängſtlich beobachtet haben und ſah jetzt in ſichtlicher Verlegenheit ſchnell weg.

„Vielleicht ſind Sie ſo liebenswürdig, nach Tiſch an Ihre Redaktion zu telephonieren, Herr Doktor", bat Wehrmann den Journaliſten, „da ein Reporter Ihres Blattes in Batts Wohnung ging, werden wir vielleicht gleich erfahren können, wie das Duell verlaufen iſt."

„Kennen Sie Batt?" erkundigte ſich der junge Menſch.

„Ich habe einmal einen ſehr luſtigen Abend in ſeiner Geſellſchaft verbracht", ſagte Wehrmann.

„Das läßt ſich denken!" lachte der Journaliſt verſtändnisvoll. „Auf luſtige Abende verſteht ſich Batt."

Wehrmann kehrte zu ſeinem Platz zurück und teilte Frau Aſſeſſor Finkenberg, ſo daß es auch Marie hören mußte, mit, daß er gleich nach Tiſch Nachrichten über den Ausgang des Duells erhalten würde.

„Hoffentlich iſt es unblutig verlaufen", ſeufzte die junge Frau. „Erinnern Sie ſich noch, wie Sie in unſerer Geſellſchaft zum erſtenmal mit Batt zuſammentrafen?"

Marie, deren geſchärfte Sinne auch das leiſeſte Wort des nachbarlichen Geſprächs wahrnahmen, zuckte zuſammen. Wehrmann fühlte es, trotzdem er in der entgegengeſetzten Richtung blickte und drehte ſich plötzlich um.

In der Angſt, er könnte eine Frage an ſie richten, beeilte ſie ſich, ſelbſt irgendein Geſpräch zu beginnen.

„Finden Sie es nicht ſonderbar, Franz, daß die Menſchen ſoviel Vergnügen an einem Skandal finden?"

„Es iſt nicht nur der Skandal", erklärte er ruhig. „Es ſind hier Menſchen, die ein perſönliches Intereſſe an Heinrich Batt nehmen. Frau Aſſeſſor Finkenberg zum Beiſpiel kennt ihn recht gut und . . . ich ſelbſt bin ihm einmal begegnet."

„Ach", ſtieß ſie hervor, „Sie ſelbſt?"

„Es iſt ſchon recht lange her", bemerkte er mit gezwungener Behaglichkeit. „Aber würden Sie wohl glauben, Marie, daß Heinrich Batt der erſte war, von dem ich Ihren Namen hörte?"

Er erzählte es ihr ruhig und trotz ſeiner Erregung mit ſo gut geſpielter Harmloſigkeit, als ob er in höflicher Geſellſchaftskonverſation gemeinſame Bekannte mit einem ſeiner Gäſte ermittelte. Er blieb der Stärkere und überrumpelte ſie. Sie ſah eine Weile faſſungs-

los drein und blickte dann wie hilfeſuchend zur Seite. Der Diener ſtand neben ihr und hielt ihr eine Platte hin. Ihre Hand zitterte, als ſie das Fruchteis auf ihre Kriſtallſchale legte. Wehrmann ſah ſie immer noch ruhig forſchend an und wandte keinen Blick von ihr, als er dem Diener, der jetzt an ihn herantrat, abwinkte. Es gelang ihr endlich, ein paar Worte hervorzubringen.

„Wann haben Sie Herrn Batt kennen gelernt?"

„In derſelben Nacht, in der ich auch Ihnen begegnet bin." Ihr Geſpräch wurde ſo leiſe geführt, daß auch Frau Finkenberg, die geſpannt hinhörte, kein Wort davon erhaſchen konnte. „Er hat mir geſagt, daß Sie mit meinem Bruder aus China zurückgekommen waren."

„Und ſeitdem nicht wieder?"

„Nein".

Sie atmete auf. „Wie ſonderbar", verſuchte ſie zu lächeln, während ſie völlig hilflos ausſah.

„Ja, nicht wahr? Wie ſonderbar."

Drüben am Tafelende erhob ſich der Journaliſt und kam auf den Baumeiſter zu. „Entſchuldigen Sie mich, Marie", ſagte Wehrmann, „ich will nur den Doktor zum Telephon begleiten."

Sie nickte leiſe und blieb bleich und erregt ſitzen. Frau Aſſeſſor Finkenberg nahm gleich die Gelegenheit wahr und neigte ſich über Wehrmanns freigewordenen Stuhl zu ihr hinüber.

„Wie furchtbar", ſagte ſie. „Die Eheleute ſollen bis dahin glücklich miteinander gelebt haben, und jetzt läßt ſich der Rechtsanwalt natürlich ſcheiden, wenn er

nicht am Ende im Duell gefallen ist oder diesen talentvollen Menschen selbst niedergeknallt hat."

„Ja, es ist furchtbar", nickte Marie verstört, „und Sie sollen Batt sogar gekannt haben, gnädige Frau."

„Gewiß kenne ich ihn", erklärte Frau Finkenberg, während sie auf den freigewordenen Stuhl Marie näher rückte. „Ein entzückender Mensch. Durch und durch Künstlerblut, ein Genie. Man hat gleich im ersten Augenblick das Gefühl, daß er ein ungewöhnlicher Mensch ist. Aber Sie sehen so blaß aus, gnädiges Fräulein, fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Doch", lächelte Marie schmerzlich und nahm alle ihre Kraft zusammen, um sich zu beherrschen und bis zum Ende dieses Abends auszuharren. —

* * *

Unten in seinem Arbeitszimmer wartete Wehrmann, nervös zum Fenster hinausstarrend, ungeduldig, bis sein Gast das telephonische Gespräch beendet haben würde. Nur die tief abgeschattete Tischlampe, die neben dem Apparat stand, erleuchtete den Raum.

„Zurück? Ja? Na also!" hörte er den Journalisten am Telephon sprechen. „Wie? . . . Batt verwundet . . .? Schwer? So, am rechten Oberarm. Wo ist er? In seiner Wohnung? Adresse kann mir gleichgültig sein. Winteruhr gar nicht verwundet . . . wird sich selbst stellen . . . das Vernünftigste, was er tun kann. Also, mein Bester, entschuldigen Sie die Störung und vielen Dank. Wenn irgendein Monarch erschlagen wird, so telephonieren

Sie mir's. Bin in Gesellschaft, — nein, Scherz natürlich. Wie ich mich amüsiere? Großartig, danke . . . Ja, er steht dabei, sonst würde ich natürlich schimpfen . . . Auf Wiedersehen."

Der junge Mensch legte den Hörer hin und kam lachend auf den Baumeister zu. „Sie haben ja wohl gehört?" lachte er. „Sehen Sie, so telephoniert ein Journalist. Wenn ein Stenograph neben ihm sitzt, kann der gleich die ganze Sauce mit aufnehmen, während man spricht."

„Hm . . . vielen Dank, Herr Doktor. Wollen Sie wohl so liebenswürdig sein und es den Herrschaften oben selber erzählen? Aber bitte, nicht verraten, daß ich einen Augenblick unten geblieben bin. Will bloß eine Sekunde telephonieren."

„Auch über Batt? Die Geschichte geht Ihnen wohl nahe?"

„Wo denken Sie hin, Doktor, lediglich Pflicht des Wirts, seine Gäste zu unterhalten", verabschiedete er den Journalisten unter nochmaliger Versicherung seines Dankes.

Als er aber im Begriffe stand, die Türe hinter seinem Gast zu schließen, bat er ihn, einer plötzlichen Eingebung folgend, zurück. „Sagen Sie bitte, irre ich mich oder stimmt es, daß Batt einmal mit den Gerichten in Kollision geraten ist."

„Nein, Sie irren sich nicht", lachte der junge Mensch, „Sie wollen mir nur auf den Zahn fühlen, ob ich es auch weiß, aber es stimmt natürlich." Damit zog der Journalist belustigt lächelnd mit der Miene eines Extraklugen ab und ließ den Baumeister allein.

Wehrmann blieb in der Mitte des Zimmers ſtehen und zündete ſich eine Zigarette an. Dann ließ er ſich in ſeinen Stuhl vor den Schreibtiſch fallen und ſtarrte vor ſich hin.

Wozu ſollte er noch weiter mit ihr ſpielen, wozu ſich noch mehr Beweiſe ſchaffen? Gab es denn noch den geringſten Zweifel, wußte er nicht ſchon alles?

Das alſo war das Ende, das alſo hatte er erkämpft, dazu dieſe letzte wahnſinnige Spekulation gewagt! Das war das große Glück, um das er kämpfte.

Einerlei! Er mußte als Mann die Zähne zuſammenbeißen und ſo oder ſo ein Ende machen.

Mißglückte auch noch dieſe eine letzte Spekulation, die er zu ſeiner Rettung unternommen hatte, dann verlor Margot eben ihr Vermögen und er ſchoß ſich eine Kugel vor den Kopf; gelang ſie trotz alledem doch noch, dann konnte er ſeine Schuld einlöſen und dieſem grünen Jungen von einem Mitgiftjäger ein offenes, ein ſehr offenes Wörtlein ſagen, dann konnte er auch dieſe letzte Schuldigkeit noch tun, bevor er den Schlußpunkt hinter ſein verpfuſchtes Leben ſetzte.

So oder ſo, lange konnte die Geſchichte nicht mehr dauern.

Die Sicherheit, mit der er ſein Ende nahen ſah, gab ihm die Überlegenheit, ſich mit dem kleinlichen Tand der Geſellſchaftskomödie abzufinden. Jetzt ſetzte dort oben der langmähnige Jüngling mit ſeinen Walzermelodien ein, jetzt kauten die Herren bei Kaffee und Zigarren die Tagesſenſation durch, jetzt erhitzten ſich die Damen in der Vorſtellung aller Einzelheiten einer Skandalaffäre und ſehnten ſich an die Stelle jener

Soubrette, während ſie mit der Miene der Sittlichkeit bereit ſtanden, den Stab über jede von ihnen zu brechen, die ihren eigenen geheimen Wunſch erfüllen würde. Und Margot ſtand dabei und kokettierte, und Marie ſaß dazwiſchen und irrte mit ihren großen ſcheuen Augen hilfeſuchend von einem zum andern und fuhr mit ihren ſchmalen Händen zärtlich und mitfühlend über die gleichgültigſten Dinge, die ihre Finger berührten.

Und über dem allen lag der Firnis geſellſchaftlichen Glanzes und behaglicher Wohlhabenheit und dieſer angebliche Reiz des harmlos tändelnden Gegenſpiels von Mann und Frau, der angebliche Reiz, den er in- und auswendig kannte und vor dem es ihn ſo tief ekelte.

Lohnte dies alles wirklich, den Kampf ums Leben aufzunehmen, durch Veruntreuungen ſein Daſein zu retten, Vermögen auf eine Karte zu ſetzen, ungezählte Nächte an ernſte Arbeit zu wenden und ſich an die Hoffnung eines endlichen Erfolges zu klammern, als ob man durch ihn die Seligkeit erkaufen könnte? Was hatte er, wenn er alles gewann, was anderes, als die Ausſicht, dasſelbe leere Leben ohne Schulden weiterzuführen, das er jetzt mit Schulden und Sorgen und Verpflichtungen lebte?

Eine einzige Frau in ſeinem Leben hatte er wirklich geliebt, und dieſe eine zitterte jetzt dort oben zwiſchen fremden Menſchen um das Leben eines andern, den ſie heute noch wie ehedem als einzigen liebte . . .

Als Franz Wehrmann die Treppe zu ſeinen Ge-

ſellſchaftsräumen wieder emporſtieg, kam ihm der Journaliſt ſchon entgegen und führte ihn gleich mit erregten Worten wieder hinunter. „Fräulein Erlebach iſt unwohl geworden", berichtete er ihm leiſe. „Ich erzählte Frau Aſſeſſor Finkenberg, was ich in der Redaktion über Batt gehört habe, da . . . ich verſtehe es ſelbſt nicht. Vielleicht kannte Fräulein Erlebach Batt, oder . . . jedenfalls hielt ſie ſich an ihrem Stuhl feſt, ſo daß ich glaubte, ſie würde in Ohnmacht fallen. Ich glaube, zwei Damen haben ſie hinunterbegleitet."

Der Baumeiſter erſchrak nicht einmal über die Nachricht. Er fühlte nur eine endloſe Leere in ſich und wunderte ſich darüber, wie gleichgültig er den Ereigniſſen gegenüberſtand, wie ſehr er mit ſeinem Leben ſchon fertig war. Warum ſollte es ihn auch überraſchen, daß Marie ihre Beſonnenheit und ihre Ruhe verlor, als ſie erfuhr, daß Heinrich Batt verwundet war.

„Bitte gehen Sie unterdeſſen hinauf", bat Wehrmann ſeinen Gaſt, „und beruhigen Sie die Herrſchaften. Ich komme gleich nach."

Dann ſchritt er langſam und müde zu den Hinterzimmern des Erdgeſchoſſes. Es war kein Hoffen und keine Verzweiflung mehr in ihm, nur eine endloſe Müdigkeit.

Er blieb vor Maries Türe ſtehen und hörte Stimmen drinnen. Frau Aſſeſſor Finkenberg war bei ihr und Frau Meklenburg, wie ihm der Stimme nach ſchien, die beiden, die unter der ganzen Geſellſchaft die Senſationslüſternſten waren. Er klopfte leiſe an.

Frau Meklenburg erkundigte ſich, wer da wäre. Als er ſeinen Namen nannte, kamen beide zugleich heraus.

„Es iſt nichts von Bedeutung", verſicherte ihm Frau Finkenberg. „Denken Sie nur . . . wenn ich eine Ahnung gehabt hätte. Sie ſagt, daß ſie einmal einen angeſchoſſenen Menſchen geſehen hat und daß ſie ihn jetzt plötzlich wieder vor ſich ſah, als ſie vom Duell hörte . . . Aber es geht ihr ſchon viel beſſer, ſie will ſogar wieder hinaufkommen und tanzen."

„Vielen Dank, meine Damen", quittierte Wehrmann den haſtig vorgebrachten Bericht. „Bitte ſeien Sie ſo nett und gehen Sie unterdeſſen zu den übrigen Herrſchaften. Wiſſen Sie nicht, ob Margot noch oben iſt?"

„Die Kleine kam gleich mit uns hinunter. Das gute Kind ängſtigte ſich natürlich. Aber wir haben ſie wieder weggeſchickt."

„Danke", ſagte Wehrmann noch einmal, „ſie wird wohl in ihrem Zimmer ſein." Er bot kurz entſchloſſen den beiden Damen ſeinen Arm und ging in ihrer Mitte der Diele zu. An der Treppe bat er ſie noch einmal, zur Geſellſchaft zurückzukehren.

Als er wieder vor Maries Zimmer ſtand, kam Margot hinter ihm hergelaufen. Sie war nicht in ihrem Zimmer, ſondern hatte ihn geſucht. Er unterbrach ihre Entſchuldigung: „Sieh nach, ob ich zu Marie hinein kann."

Nach einer kurzen Weile kam ſie zurück. „Es geht Marie ſchon viel beſſer", erzählte ſie freudig. „Sie iſt wieder aufgeſtanden, komm nur herein."

Er winkte Margot draußen zu warten und trat

mit einem unbeweglichen Geſicht ein. Er fühlte ſelbſt, daß er weder lächeln noch ſie ängſtlich und beſorgt anſehen konnte. Er fragte nicht einmal, wie es ihr ginge. Es wäre ihm phraſenhaft, ſchal und ſinnlos vorgekommen.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihre Geſellſchaft aufgeſtört habe", ſagte ſie bedauernd. „Ich weiß ſelbſt nicht, wie es gekommen iſt, daß ich mich plötzlich nicht wohl fühlte. Ich will natürlich gleich wieder hinaufgehen, um den ſchlechten Eindruck zu verwiſchen."

„Sie wollen ſicher allein ſein", ſagte er mit ſonderbar gelaſſener Ruhe. „Iſt es Ihnen recht, wenn ich Margot zu Bett ſchicke und mich zurückziehe?"

Sie ſah ihn forſchend an. Wußte er den Zuſammenhang? Hatte er ihn erraten, oder kannte er ihn vielleicht ſchon lange?

„Ja, bitte", hauchte ſie nur leiſe, „und bitten Sie die Herrſchaften, mich zu entſchuldigen."

Er nickte nur beſtätigend und ging wortlos hinaus.

Was sieben lange Jahre in ihr geruht hatte, was sie durch Pflichterfüllung und Opfermut betäuben wollte, was sie erst in China als Pflegerin ihres Schwagers und dann während der Heimreise nach Europa zu vergessen hoffte, wogegen sie sich im Zusammenleben mit Franz Wehrmann gewehrt hatte, was sie als Erzieherin und Freundin der kleinen Margot weit von sich wies, wovor sie in einsamen Nächten bangte, das alles wurde jetzt mit elementarer Kraft in ihr lebendig und forderte sein Recht.

Sie konnte wohl die andern durch ihre sanftmütige Gelassenheit und Ruhe täuschen, aber sich selbst nicht mehr. Über Nacht war es gekommen, hatte sie gepackt und rüttelte nun an allen ihren Lebensnerven. Oben unter den fremden, klatschsüchtigen Menschen konnte sie sich noch ein wenig beherrschen, konnte harmlos mitplaudern, als von Batts Abenteuern gesprochen wurde, konnte sich bei dem Gedanken freuen und sich einreden, daß sie Batt längst überwunden und vergessen hatte.

Aber als sie von seinem Duell hörte und ihn in Gefahr sah, da wurde es ihr selbst zur Klarheit, daß sie ihn nicht überwunden hatte, daß sie heute noch wie damals an ihm hing und daß sie sich nur so lange von

ihm frei glauben konnte, ſo lange ſie ſich ſein Bild ſo ausmalen durfte, wie es ihrem Stolz gefiel. Sobald ſie von den Tatſachen widerlegt wurde, ſtand ſie ſo ſtark unter dem Bann ſeiner Perſönlichkeit wie immer, wenn ſie in früheren Zeiten ſeinem Zauber unterlag.

Er war verwundet, er lag vielleicht im Sterben . . . .

Dieſe eine Vorſtellung überrumpelte alles andere in ihr. Sie klügelte nicht mehr, wog das Leben und ſeine Schuld nicht mehr nach Recht und Unrecht, fragte ſich nicht, ob er ihre Liebe verdiente und prüfte nicht mehr, ob er ihrer Achtung wert war, ſie zitterte und bangte nur noch für ihn und ſchob ſich ſelbſt alle Schuld an ſeinem Verderben zu.

Die Liebelei, die Flucht, die Entführung, das waren nicht die Früchte einer großen Leidenſchaft. Nie und nimmer konnte irgendeine Soubrette für ihn die Bedeutung gewinnen, daß er ihretwegen mit ſeinem Leben ſpielte. Er ſprach nie wegwerfender und mit ehrlicherer Verachtung, als wenn er von der Welt des Theaters erzählte, als wenn er ſeine inſtinktmäßige Abneigung gegen alles, was mit Kuliſſe und Schminke im Zuſammenhang ſtand, ſchon allein durch eine wortloſe Geſte zum Ausdruck brachte. Jede Frau konnte ihm innerlich verleidet werden, wenn ſie auf die Bretter trat. Selbſt wenn dieſe Fantulla die ſchönſte Frau der Welt geweſen wäre, ſo konnte es höchſtens dummer, leichtfertiger männlicher Ehrgeiz ſein, der ihn dazu anſtachelte, ſie zu gewinnen; nie aber eine wahre Leidenſchaft.

Nein, nicht die Soubrette, ſie ſelbſt war daran ſchuld. Nur um über ihre Härte hinwegzukommen, hatte er ſich in Abenteuern mit andern Frauen betäuben wollen, und ſie allein traf die Verantwortung, wenn dieſe Abenteuer ihm zum Verhängnis geworden waren. Wie ſollte es anders gekommen ſein?

So konnte ſie ſich in einem Menſchen nicht täuſchen, in einem Menſchen, den ſie liebte.

Konnte es denn Wahn und Einbildung ſein, als ſie den großen, reinen, ringenden Künſtler in ihm ſah, den Menſchen, der alle Leichtfertigkeit ſeines Weſens abſtreifte, wenn er ihr von ſeinen Plänen und Arbeiten ſprach, den Menſchen, in dem ein heiliger Funke aufſtrahlte, wenn ſeine Hände über die Taſten des Flügels glitten, den Menſchen, deſſen ganzes Weſen Liebe und Verehrung atmete, trotzdem er nie ein Wort der Liebe zu ihr geſprochen hatte. Lag nicht darin allein ſchon eine Bürgſchaft ſeiner großen Zuneigung, daß er nicht einmal ein tändelndes Wort für ſie hatte, ſondern ihr ſeine Liebe nur dadurch bewies, daß er immer nur zu ihr eilte, wenn es ihn zu Licht und Klarheit drängte, daß es ihn nur zu ihr trieb, wenn er von der leichtfertigen Oberflächlichkeit ſeines äußeren Lebens in die Tiefe großer Empfindungen untertauchen wollte?

War es Trug, wenn er mit dem Gefühl der unbewußten Ahnung eines neuen Werkes zu ihr kam, und wenn es ſich im Zwiegeſpräch mit ihr in ihm zu klären begann, wenn aus den allgemeinen Harmonien, mit denen er ſein Spiel begann, Melodien emporwuchſen, gleich Sonnen und Sternen, die aus dem

Chaos der Nacht emportauchten? Belog er ſie denn, wenn er ihr ſagte, daß ſein Talent brach lag, ſobald er ſie nicht ſah und aufs neue erwachte, wenn er in ihre Nähe kam? Das alles konnte kein Trug ſein. Das war ſein ureignes, wahres, heiß pulſierendes Leben. Er konnte ſie zum Weinen und zum Lachen bringen, wenn er mit der köſtlichen ſelbſtverſtändlichen Heiterkeit, die nur ihm eigen war, ſo glücklich und luſtig auflachte, ſobald ſie ihn fragte, ob er ſie liebe. „Nein, Kind, du biſt die einzige, der ich keine Liebeserklärung machen kann. Allen hübſchen Frauen der Welt, wenn du darauf beſtehſt, nur dir nicht. Zu einer Liebeserklärung gehört ein Liebesſchwips, und der dauert bei mir höchſtens drei Tage. Jeder Mann nimmt ſich komiſch aus, wenn er eine Liebeserklärung macht und trägt es der Frau nach, daß ſie ihn ſo geſehen hat!"

Ihr brauchte er wahrhaftig nichts nachzutragen. Sie hatte ihn nie „komiſch" geſehen, ihr war er immer nur groß und von einem heiligen Feuer entflammt erſchienen.

Nur einmal anders, ganz anders. Aber daran wollte ſie nicht denken. Wenn ihn deshalb eine ſchwere Schuld traf, ſo war ihre Schuld ihm gegenüber nicht geringer. Er hatte geſündigt und mußte ſchwer dafür büßen. Er hatte aus Leidenſchaftlichkeit gehandelt, ſie aber aus Hochmut und Stolz.

Durch Hochmut und Stolz hatte ſie ihn dahin gebracht, wohin er jetzt wohl gelangt war: auf das Sterbelager.

Aber er durfte nicht ſterben, bevor ſie ihn nicht

wiedergeſehen und ihn um Verzeihung gebeten hatte. Sie wollte ihn pflegen und aufrichten und wieder zu dem herrlichen Menſchen werden ſehen, der er war.

O, Franz hatte recht, ſie war hart, häßlich hart und unvernünftig, ohne Herz, ohne Erbarmen, von einer fixen Idee verfolgt. Sie als erſte, als einzige, war verpflichtet ihm beizuſtehen, als er ſtrauchelte. Zu ihr war er auch zuerſt gekommen, als er nach ſeinem Dulderjahr wieder als freier Menſch auftreten durfte, und ſie, auf deren Hilfe er gerechnet hatte und rechnen durfte, ſie, nach der er ſich in der Einſamkeit und Verbitterung des Gefängniſſes geſehnt hatte, ſie, der ſeine beſten Gefühle galten, hatte ihn verraten.

Selbſt oben unter den gleichgültigen und klatſchſüchtigen, fremden Menſchen war nicht einer, der von ſeiner Vergangenheit ſprach, nicht einer, der heute abend ſeine Gefängnisſtrafe erwähnt hätte.

Die Öffentlichkeit hatte ihm verziehen, ſein Genie hatte ſie mit ſeiner Verfehlung ausgeſöhnt. Auf der ganzen Welt war ſie allein, die ihm gegenüber Jahre lang anders empfand.

„Ein Rechenexempel" hatte ſie Franz genannt. Er hatte recht. Sie war ein Rechenexempel, ein Menſch, der aus Hochmut und Stolz zu einer gefühlloſen Rechenmaſchine geworden war.

War es nicht empörend, daß ſie jetzt ruhig in ihrem Zimmer ſaß, die Hände auf den Tiſch ſtützte und in den Spiegel hinüberſtarrte und nicht aufſprang und nicht zu ihm eilte?

Eine dumme, ungebildete Bauerndirne würde ohne Bedenken alles liegen laſſen und auf und davon lau-

ſen, wenn ſie ihren Geliebten krank oder in Gefahr wüßte. Und ſie . . .

Was ging ſie die Geſellſchaft dort oben an, warum ſollte ſie Rückſicht darauf nehmen müſſen, ob ſie einer ſah oder nicht ſah, was lag an all dem, was lag an ihrem Ruf!

Einen Augenblick lang dachte ſie daran, ſich umzukleiden, bevor ſie aufbrach. Dann aber verwarf ſie auch dieſes Bedenken. War es nicht gleichgültig, ob ſie in Geſellſchaftstoilette zu ihm kam oder anders? Nur einen kurzen Brief entwarf ſie noch, irgendeine Nachricht mußte ſie doch für Franz oder für Margot zurücklaſſen. Nein, auch das nicht. Wozu? Vielleicht war ſie am frühen Morgen, bevor die anderen erwachten, wieder zurück.

Sie warf nur einen Mantel über und huſchte zur Tür hinaus. Dann blieb ſie ſtehen. Wie ſollte ſie ſeine Adreſſe erfahren? Bei der Polizei, im Meldeamt? Wo war das Meldeamt, und würde man ihr jetzt bei Nacht Auskunft geben?

In einer Redaktion vielleicht. Aber waren die Leute dort noch im Dienſt? Sie ſah auf die Uhr, es war kurz vor zwei. Vielleicht erreichte ſie noch jemanden, wenn ſie jetzt gleich telephonierte. Man würde ihr vielleicht Auskunft geben, wenn ſie ſehr dringend darum bat.

Sie wollte leiſe in Wehrmanns Arbeitszimmer. Franz war bei ſeinen Gäſten. Wenn ſie ſich beeilte, würde ſie gewiß nicht entdeckt werden.

Die Muſik in der erſten Etage ſetzte aus. Sie zuckte zuſammen und lauſchte. Nein, ein unverän-

dertes Stimmengewirr klang ihr entgegen: man brach noch nicht auf. Über die Diele wagte ſie nicht zu gehen. Sie lenkte in eines der Nebenzimmer ein und hoffte, ſo ſchneller und ſicherer zum Telephon zu gelangen.

Ein Glück, daß Franz ſich des Nachts immer an ein Stadtamt anſchließen ließ, ſonſt würde ſie jetzt vom Grunewald überhaupt keine Verbindung bekommen.

Sie zitterte und glaubte in ihrer Ungeduld ſchon eine Ewigkeit zu warten, bevor ſie beim Klang einer männlichen Stimme zuſammenzuckte. — Ach ſo, das Amt meldete ſich; des Nachts wurden die Telephoniſtinnen durch Herren abgelöſt. „Bitte den Stadtanzeiger", flüſterte ſie in den Hörer.

„Welche Nummer haben Sie?" erkundigte ſich der Beamte.

Sie konnte ſich in der Aufregung nicht entſinnen. Endlich fiel ihr Blick auf die Nummer, die am Apparat ſelbſt befeſtigt war. Sie nannte ſie.

„Ihr Name, bitte?"

Wie umſtändlich das alles war! Sie nannte auch den Namen: Baumeiſter Wehrmann. Sogar zweimal buchſtabieren mußte ſie, bevor der Beamte ſich richtig zufrieden gab.

Glücklicherweiſe wußte der Beamte das Amt des Stadtanzeigers.

Sie glaubte, daß ſie den Hörer ſchon eine Stunde in der Hand hielt, bevor ſich die Zeitung meldete.

„Verzeihen Sie", ſtammelte ſie. „Aber ich muß noch heute Nacht die Adreſſe des Komponiſten Batt, ja, Heinrich Batt, wiſſen. Sie kennen ſie gewiß. Es ſind jeden Tag lange Berichte in Ihrer Zeitung. Nein,

gewiß ſind Sie kein Auskunftsbureau . . ., aber ich habe doch jetzt in der Nacht keine andere Gelegenheit . . . ja, gerne, ich will warten . . ."

„Marie, ich weiß die Adreſſe", hörte ſie plötzlich Franz hinter ſich. Sie erſchrak ſo, daß ſie den Hörer nicht in der Hand halten konnte und ihn fallen ließ, ſo daß er dabei den kleinen Tiſchapparat mit ſich riß.

„Beruhigen Sie ſich, Marie", ſagte er dumpf. „Ich werde Sie ſelbſt hinbegleiten."

„Nein, bitte nicht", wehrte ſie hilflos und hielt ihre Hände vor die Augen.

Er faßte ſie um und führte ſie zu einem der Fauteuils. Er hätte ihr gerne zugeſprochen und ſie beruhigt, aber er fühlte, wie es ihm in der Kehle würgte und wie er nicht ſprechen konnte.

„Warum weinen Sie", fragte er ſie ſchließlich. „Weinen Sie, weil ich Sie aufgeſchreckt habe?"

„Ich weine nicht", ſagte ſie und hielt ihr Geſicht verborgen.

„Weinen Sie, weil ich . . . es jetzt weiß? Glauben Sie, daß ich Sie nicht verſtehen kann? Wiſſen Sie nicht, daß ich Sie ſchon damals verſtanden habe, als Sie ſich ſelbſt noch nicht verſtanden, als ich noch gar nicht wußte, wer es war?"

Sie ſah mit feuchten Augen zu ihm auf. „Ja . . . Sie haben recht. In allem, was Sie mir geſagt haben, haben Sie recht gehabt. Ich bin ein dummes Geſchöpf, das ſich eingebildet hat, das Leben zu kennen, aber jetzt ſehe ich ein, daß . . ."

„So", ſagte er traurig, „ſo, jetzt ſehen Sie ein.

Was eigentlich, Marie? Daß einem das Leben manchmal überrumpeln kann, daß vielleicht . . .?"

Sie erhob ſich und kämpfte ihre Tränen nieder. Nur ihr Körper flog unter der Nachwirkung der Erregung.

„Nein, daß ich am wenigſten das Recht habe, mich zum Richter aufzuwerfen", ſagte ſie feſt.

Er lächelte bitter. „Wenn Sie altklug tun, dann könnten Sie es mit Margot aufnehmen. Nein, ich ſcherze nicht. Sie möchten mir und ſich am liebſten eine große Lebenswahrheit verkünden und wiſſen ſo wenig von den Überraſchungen des Lebens, daß Sie nicht einmal ahnen, daß Ihre ganze, mit Schmerzen erkaufte Weisheit ſchon in ein paar Stunden auf den Kopf geſtellt werden kann."

Sie ſah ihn ſcheu und mit großen, noch feuchten Augen an. „Ich verſtehe Sie nicht", ſagte ſie bange.

Er lachte bitter auf. „Kennen Sie den Walzer, den ſie oben tanzen? Merken Sie die Komik der Situation? Können Sie ernſt dabei bleiben? Der Walzer brachte Batt ſeinen großen Erfolg. Seinen erſten wahrſcheinlich. Der Walzer machte ſeinen Namen populär, durch ihn iſt er Ihnen nach Jahren wieder in Erinnerung gebracht worden, durch ihn hat er wahrſcheinlich die Soubrette kennen gelernt, durch ihn kam es wohl zu der Entführung, zu dem Duell, weiß ich, wozu noch. Ahnen Sie die Verkettung, die das Leben bringen kann? Sie wollen in der Nacht von mir fliehen, nur um in ſeine Nähe zu kommen — — nein, nein, Marie, wehren Sie ſich nicht, entſchuldigen

Sie ſich nicht; wenn einer Sie verſtehen kann, ſo bin ich es. — Für mich hat dieſer Walzer auch ſeine Bedeutung. Wiſſen Sie, wann ich den Mann kennen gelernt habe, der ihn komponiert hat? In einer Nacht, in der ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen wollte. Sie erſchrecken? Um meinetwillen brauchen Sie gewiß nicht zu erſchrecken. Wäre es ſo ſchlimm geweſen, wenn ich es getan hätte? Wer hätte etwas verloren? Meine Gläubiger vielleicht; gewiß ſogar, ſonſt niemand. Sehen Sie, es gibt Fügungen im Leben. Sie nennen das Zufall. Sie ſollen recht haben. Ein Zufall war es, daß mich Heinrich Batt daran verhindert hat, einen Selbſtmord zu begehen. Nein, hören Sie nur ruhig weiter. Es war keine Romantik dabei, nicht eine Spur von Romantik. Er ſelbſt weiß nichts davon. Ich lernte ihn nur ganz zufällig in Geſellſchaft kennen — an einem Tiſch, an dem ich auch Frau Finkenberg kennen lernte, die dort oben ſeinen Walzer tanzt. Er fragte mich, wie es meinem Bruder gehe. Ich glaubte, daß Max in China lebte . . . na, und von ihm erfuhr ich, daß er nach Berlin zurückgekommen war und daß ſeine Schwägerin bei ihm war und ihn pflegte. Sonſt nichts, ſonſt weiß ich nichts von ihm. Nur das, was Sie mir ſelbſt einmal erzählten, als Sie mir ſeinen Namen verſchwiegen und mir verboten, nach ihm zu forſchen."

„Sie haben mir nie etwas davon erwähnt", ſagte ſie leiſe.

„Nein, ich habe es vergeſſen. Ich liebe es, unangenehme Eindrücke zu vergeſſen. Es war keine freundliche Erinnerung, die ſich an die Begegnung mit

ihm knüpfte, und ich wußte auch nicht, daß er es war. Erſt heute abend habe ich es erraten."

„Und wenn ich jetzt zu ihm gehe . . .?"

„Dann werde ich warten", ſagte er ruhig. „Sehen Sie, Marie, ſolch ein Fataliſt bin ich. Ich glaube an Wunder. Man ſoll nicht rechnen und grübeln, das iſt das Sinnloſeſte, was ein Menſch tun kann. Unter hundert Möglichkeiten iſt es immer die unwahrſcheinlichſte, die eintrifft. Einmal noch will ich mit Ihnen ſprechen, Marie, ein einziges Mal, wenn Sie von ihm zurückgekehrt ſind."

„Franz, verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht anders. Nur eines . . . eines möchte ich Sie noch fragen. Sie haben mich auch gefragt, als Sie einmal einer Entſcheidung entgegengingen, bei der Sie glaubten, daß es um Leben und Tod . . . Heute will ich Sie fragen, bevor ich zu ihm fahre, wie wird es enden, Franz, ſagen Sie mir, wird er noch leben, lebt er jetzt noch, während ich mit Ihnen ſpreche . . .?"

„Er iſt nicht einmal ſchwer verletzt."

„Wiſſen Sie es beſtimmt?"

„Ja".

„Und Sie meinen, daß ich bis zum Morgen warten kann?"

„Nein, das meine ich nicht", ſagte er kurz und barſch. „Bevor ich mit Ihnen ſprach, wollten Sie zu ihm. Jetzt müſſen Sie es tun. Wenn es Sie ſo ſtark zu ihm getrieben hat, ſo war auch das Fügung. An niemanden ſollen Sie dabei weniger denken, als an mich. Ich werde mit mir ſchon fertig werden. Ich habe genug hart um Sie gekämpft, härter als Sie ahnen,

ich kann nicht mehr, ich bin zu Ende mit mir. Ich habe einmal Geheimniſſe vor Ihnen gehabt. Ich habe keine mehr. Wir beide wiſſen, was Heinrich Batt getan hat. — Nun gut, ich habe dasſelbe getan, Marie. Ganz genau dasſelbe. Ohne Not, ohne Zwang, nur aus Ehrgeiz, um des Erfolges willen. Jetzt wiſſen Sie, warum ich in jener Nacht, in der ich Heinrich Batt begegnet bin, vor dem Ende ſtand."

„Ich wußte es ſchon früher", geſtand ſie ihm leiſe und mußte die Augen niederſchlagen.

Er biß ſich auf die Lippen und ſtarrte ſie an. „Sie wußten es und Sie haben es mir verſchwiegen?"

Sie nickte nur und fand nicht den Mut, ihm in die Augen zu ſehen.

„Aber Sie wiſſen noch nicht alles", fuhr er fort. „Ich habe Margots Geld und auch Ihr Geld, Marie, hören Sie wohl, auch Ihr Geld angegriffen, um mir das Leben zu retten."

„Ich habe auch das gewußt", ſagte ſie leiſe.

„Seit wann, Marie? Um Gottes willen, ſeit wann?"

„Seit jenem Sonntag, an dem ſich Margot verlobte."

Er ſtampfte mit dem Fuß auf. „Und Sie haben mir trotzdem geraten, den Dingen ihren Lauf zu laſſen und zu warten, bis Margot . . .?"

„Ich wollte Sie auf die Probe ſtellen", ſagte ſie und fand den Mut wieder, ihm ins Geſicht zu ſehen.

„Wer gab Ihnen ein Recht dazu, mich auf die Probe zu ſtellen?" fuhr er ſie an. „Wer? Haben Sie

das Recht, mit einem Menſchen von meiner Art zu ſpielen, als ob ich Ihre Puppe wäre?"

„Sie wiſſen nicht, wie ich es ſeitdem bereut habe", bat ſie ihn verſöhnlich.

„Nein, das weiß ich nicht, aber Sie wiſſen nicht, wie ich Ihre Probe beſtanden habe. Schlecht habe ich ſie beſtanden, verſtehen Sie mich? Sehr ſchlecht! Soviel wie alles, was in meinen Händen war, habe ich auf eine Karte geſetzt. Ganz ſo wie damals. Biegen oder brechen, habe ich mir ſelbſt befohlen. Zu Gronau, den ich eine Stunde vorher ausgelacht habe, als er mich verlocken wollte, bin ich gelaufen und habe das Geſchäft mit ihm gemacht. Wollen Sie auch wiſſen, was für ein Geſchäft das war? Ein Geſchäft, in das ſich der Teufel ſelber verſteckt hatte, um mir dadurch den Garaus zu machen. Und morgen wird es ſich entſcheiden. Morgen wird das Exempel auf Ihre Probe ſtatuiert werden."

„Was wird geſchehen?" fragte ſie in atemloſem Schrecken.

„Nichts Beſonderes", höhnte er noch. „Entweder bin ich fertig, oder ich bin ein reicher Mann und kann mit Herrn Reizenhold ein Abſchiedswort reden. Sie ſehen, daß ſoweit alles in beſter Ordnung iſt . . . bis auf eines nämlich, Marie, bis darauf, daß ſich ein Geſpräch erübrigt, ein ganz bedeutungsloſes Geſpräch, eines, nach dem ich mich länger als fünf Jahre wie nach einer Erlöſung geſehnt habe."

„Glauben Sie, daß ſich irgend etwas ändert", ſagte ſie trotzig, „wenn Sie diesmal zufällig glücklich ſpekuliert haben ſollten? Glauben Sie, daß das, was Sie

dadurch aus der Welt ſchaffen, auch nur um ein Haar geändert werden kann?"

„Darüber brauche ich mir meinen Kopf nicht mehr zu zerbrechen", ſagte er herriſch, „meine Schuld wird bezahlt werden und eine ‚Probe' brauche ich dann nicht mehr zu beſtehen."

„War es ſo ſchlimm, was ich getan habe?" bat ſie ihn in ſchuldbewußter Ergebenheit.

„Ja, das war es", ſagte er bitter und ernſt. „Sie durften nicht mit mir ſpielen, Sie nicht. Sie hätten anders mit mir ſprechen müſſen. Sie wußten, wer ich war, und wonach ich mich ſehnte, Sie haben geſehen, was ich vorhatte. Sie konnten nicht daran zweifeln, daß ich nicht anders konnte, als um mein Glück haſardieren. Sie durften mich nicht fragen, wann Sie endlich erfahren würden, was Sie ganz deutlich ſchon wußten. Sie durften nicht mit ſich ſelbſt kokettieren und einer Marotte zuliebe meine Exiſtenz riskieren."

„Einer Marotte zuliebe?" wiederholte ſie entſetzt.

„Jawohl, einer Marotte zuliebe", beharrte er. „War ich ein Narr, als ich Sie auf ein Piedeſtal ſetzte, als ob Sie anders wären, als irgendeine Frau? Was tragen Sie mir nach, Marie, wenn Sie den Schlußſtrich ziehen und Ihre moraliſche Rechnung machen, Sie Rechenmaſchine Sie? Ich will es Ihnen ſagen, was mir in Ihren Augen fehlt. Das Duell fehlt mir, die Wunde im Unterleib, die mir irgendein Tölpel von einem Ehrenritter n i c h t geſchoſſen hat. Was verſöhnt Sie denn mit Heinrich Batt, wenn nicht ſeine Schußwunde? Sein Liebesabenteuer coram publico

wohl kaum, dazu ſind Sie wohl doch zu geſchmackvoll. Jetzt weiß ich wenigſtens, wo meine Hoffnung liegt. Wenn der beleidigte Ehegatte ihm nur die Haut geſchürft hat, dann wird er in Ihren Augen nichts vor mir voraus haben."

„Laſſen Sie mich jetzt gehen", wehrte ſie ihm ab. „Um Ihrer ſelbſt willen bitte ich Sie darum."

Er blieb einen Augenblick regungslos mitten im Zimmer ſtehen. Dann trat er mit kurzem Entſchluß zum Schreibtiſch, riß einen Fetzen Papier von dem erſtbeſten beſchriebenen Bogen und notierte etwas darauf. „Hier haben Sie Batts Adreſſe", ſagte er mit einer ſeltſam beklommenen Stimme. Ich halte Sie nicht, ich glaube nicht mehr an Wunder. Wollen Sie einen Diener zur Begleitung haben, bis Sie einen Wagen finden?"

„Nein, danke", ſagte ſie kurz und ſchritt ohne Gruß hinaus. Sie vergaß ſogar, die Türe hinter ſich zu ſchließen.

Er ſtarrte ihr nach. Einen Augenblick lang ſchien es, als ob er ihr folgen wollte, dann aber ſtampfte er wie zur Abwehr vor ſich ſelbſt mit dem Fuße auf.

Verſtört blickte er um ſich, als könnte er ſich in ſeinem eigenen Raum nicht zurecht finden. Sein Blick fiel auf den telephoniſchen Apparat, der umgekippt auf der Erde lag. Sorgfältig hob er ihn auf, entwirrte die grüne Schnur, die ſich verknotet hatte und legte den Hörer auf die Gabel.

Dann richtete er ſich empor und ſchritt entſchloſſen der Türe zu, um zu ſeinen Gäſten zurückzukehren.

Heinrich Batt ſaß lächelnd im Lehnſtuhl und ließ ſich von der hübſchen Olla Fantulla pflegen, die in einer reizenden hellblauen Matinee um ihn herumging.

Die beiden hatten vor zwei Tagen noch eine ihrer friedlichen Waldpromenaden unternommen und waren nach dem Liebesrauſch ihres erſten Beiſammenſeins bereits auf dem beſten Wege ſich zu langweilen. Für Batt beſtand die einzige Kurzweil in der heimlichen Lektüre der Zeitung, die er beim Penſionsportier ſofort nach ihrer Ankunft mit Beſchlag belegte. Aber es war nur ein dresdner Blatt, das ſeiner Affäre mit der Fantulla täglich nur eine mehrzeilige Notiz widmete und ſich mit der kürzeſten Wiedergabe deſſen begnügte, was die berliner Zeitungen offenbar in großer „Aufmachung" brachten. An einem Tage ſtand überhaupt nichts mehr über die Affäre im Blatt, ſo daß es den Anſchein hatte, als ſchliefe das öffentliche Intereſſe an dem pikanten Kontraktbruch der Künſtlerin allmählich ein.

Wenn es ſo lag, ſo war es höchſte Zeit, daß ſie entdeckt wurden und den Zeitungen neuen Senſationsſtoff lieferten.

Eine kurze Weile bevor ſie auf ihrem Spaziergang Rober begegneten, den die Erfolge ſeiner Kollegen augenſcheinlich bis zur Nervoſität abgeſpannt hatten, ſo daß er ſich in ein Sanatorium zurückziehen mußte, gab es die erſte ernſtliche Verſtimmung zwiſchen ihnen.

Olla, die in der Nacht offenbar zu gut geſchlafen hatte, ſchien es ſich in den Kopf geſetzt zu haben, ihn wieder einmal ſo ausführlich und beharrlich wie möglich mit der Sorge um ihren Gatten zu langweilen. Ein Wort gab das andere, bis er ſich ſoweit vergaß, daß er mitten in ihr poetiſches Idyll eine recht unpoetiſche Bemerkung hineinwarf, die dazu angetan war, alle Illuſion zu ſtören.

„Das hätteſt du früher überlegen müſſen, Kind. Du warſt dir doch wohl kaum darüber im unklaren, daß die Zeitungen eine Weltreklame für dich machen werden. Daß dein Mann mit demſelben Tamtam vor der Welt als Hahnrei bloßgeſtellt ſein wird, war mindeſtens ebenſo ſelbſtverſtändlich."

Einen Augenblick ſtand ſie verblüfft da, als ob er ſie mit ſeiner Bemerkung tief getroffen hätte und ſchien weinen zu wollen. Aber ſeine bei ſo vielen anderen Anläſſen bewährte Deutlichkeit mußte ſie doch darüber belehrt haben, daß er ſich nichts von ihr vormachen ließ. Sie beſann ſich noch rechtzeitig, bevor ſie ihr hübſches Geſicht durch Tränen entſtellte und begnügte ſich damit, ihm alles mögliche vorzuwerfen, deſſen ſie ſich in ihren reuigen Mußeſtunden wohl ſelbſt beſchuldigte. Und dann, als er ſie auslachte, wurden ſie ſchneller als er hoffte einig und freuten ſich darüber, wie programmäßig der glänzende Streich ſich erfüllt hatte.

Wenn Batt in den letzten Tagen je Bedenken wegen ſeiner Gewiſſenloſigkeit gehabt hatte, ſo fielen ſie jetzt von ihm ab. Sie hatte ihn verſtanden, war eine verdammt kluge Frau und hatte ſich, ſo ehrbar ſie erſt zu

tun verſtand, als eine luſtige Kameradin entpuppt, die bei einem flotten Spaß mitzumachen wußte.

Und noch netter als er es ſich ausgedacht hatte, erfüllte ſich alles bis zum ſchönen Ende. Die kleine Streifwunde gehörte auch dazu. Die machte ſich intereſſant und hielt die Öffentlichkeit in Spannung. Er zweifelte natürlich keinen Augenblick daran, daß Kober gleich nach Berlin telegraphieren würde. Olla war bald mit ihm einig, daß ſie allein nach Berlin fahren und die Ankunft ihres empörten Gatten nicht abwarten ſollte. Ganz wider Erwarten gab es noch einen rührſeligen Abſchied. Olla hatte Angſt um ihn. Aber er wußte ſo hoch und hehr und drollig auf die Korrektheit ihres Gatten zu ſchwören, daß ſie ſchließlich ihre Angſt um ſein Leben aufgab, ſelber nicht mehr an einen Racheakt oder verborgenen Überfall glaubte und beruhigt abfuhr.

Pünktlich, wie es zu erwarten war, erſchien Doktor Winteruhr im Bratenrock feierlich zur Stelle.

So luſtig, wie Batt ſich die Begegnung mit dem betrogenen Gatten vorgeſtellt hatte, war ſie allerdings nicht verlaufen. Der Doktor hielt es für nötig, ein paar ſehr deutliche und impertinente Worte über Batts Vorſtrafe fallen zu laſſen, ſprach von ihm als von einem längſt überführten Hochſtapler, auf deſſen Komödiantentum ſeine Frau hineingefallen war und erklärte ſchließlich, daß er ſeiner ehemaligen Gattin, nicht aber Batt die Ehre erwies, wenn er ihn trotzdem für ſatisfaktionsfähig gelten ließ und ihm ſeinen Sekundanten ſchickte.

Batt raſte innerlich, begnügte ſich aber nach außen hin eine ironiſche Ruhe zu zeigen. Er empfand eine

innige Genugtuung darüber, daß er dieſem taktloſen Geſellen ſo übel mitgeſpielt hatte und dachte nicht daran, ſein Opfer zu bedauern.

In Berlin fand beim nächſten Morgengrauen in aller Heimlichkeit das Duell ſtatt. Einer der Sekundanten (Batt hatte einen von den ſeinigen in Verdacht) mußte indiskret geweſen ſein, denn ein paar Reporter bekamen Wind davon und hatten ſich ſchon am ſpäten Abend bei ihm melden laſſen. Batt verweigerte jede Aufklärung und verwies den Journaliſten auf den ihn behandelnden Arzt. Es machte ſich beſſer ſo, als wenn die Zeitungen ein Interview von ihm ſelbſt brachten.

Wenn die Streifwunde am rechten Oberarm nicht geweſen wäre, ſo hätte er ſich in ſeinem jetzigen Zuſtand recht behaglich gefühlt, ſo aber mußte er im Lehnſtuhl ſchlafen und kam ſich plump und unbeholfen vor, wenn er ſeine Zigarette zwiſchen den Fingern der linken Hand hielt, während der rechte Arm bandagiert und unbeweglich in der Schlinge ruhte.

„Woran denkſt du?" fragte ihn Olla, nur um ihn nicht ſchweigend und nachdenklich ſitzen zu ſehen.

Wie ſo viele kluge Frauen hatte ſie Angſt vor den ſtummen Gedanken des Mannes.

Er ſah ſie lächelnd an, mit jenem Lächeln, das ſie nicht an ihm liebte, weil ſie darin eine Gefahr für ſich witterte. „Ich denke an jemand, dem ich einen Abſchiedsbrief geſchrieben habe — für den Fall natürlich nur, daß mich dein Mann gründlich niedergeknallt hätte. Der Brief hätte alſo ungeſchrieben bleiben können. Schade. Es war ein langer, ſchöner Brief, und ich ſchreibe ſo ſelten lange Briefe."

„An eine Frau?“ fragte ſie eifrig.

„An eine Frau.“

„Du liebſt ſie?“

„Bah, was ſind das für große Worte“, ſagte er faſt wegwerfend, während er den Rauch ſeiner Zigarette in die Luft blies. „Es machte mir Spaß, ihr einen Abſchiedsbrief zu ſchreiben, das iſt alles.“

„Wann haſt du ſie zum letztenmal geſehen?“

„Du haſt keinen Grund zur Eiferſucht“, lächelte er überlegen, „ich habe ſie ſeit Jahren nicht geſehen.“

„Iſt ſie weit weggereiſt oder lebt ſie in der Nähe?“

„Sie lebt in der Nähe.“

„In Berlin?“

„In Berlin.“

Es lag eine quälende Ironie in der Art, in der er ihr durch die tonloſe wörtliche Wiederholung ihrer eigenen Fragen antwortete.

„Du liebſt ſie, natürlich liebſt du ſie. Wenn du es nicht ſelbſt weißt, ſo weiß ich es“, ſagte ſie haſtig. „Warum haſt du es mir verſchwiegen? Und wenn du es mir ſchon verheimlicht haſt, warum erzählſt du es mir jetzt? Du willſt mich eiferſüchtig machen, du haſt nur mit mir geſpielt, und ich . . . ich liebe dich wirklich . . . ich kann nicht ohne dich leben . . .“ Sie weinte los.

Batt wunderte ſich. Sie hatte in den letzten Tagen ſchon viele Gelegenheiten zum Weinen gehabt und ſich doch immer tapfer gehalten. Seine Mitteilung mußte ſie tiefer treffen, als er erwartet hatte. Das wollte er nicht, nein, gewiß nicht. Er hatte ein klein wenig mit ihr plänkeln wollen, nichts mehr. Das verdiente die

kleine Olla nicht, daß er ſie ohne Grund quälte. Es tat ihm leid, und er verſuchte, ſie mit Heiterkeit zu verſöhnen.

„Du kleines Dummerchen du", redete er ihr zu, während er aufſtand und mit ſeiner linken Hand über ihr Haar ſtreichelte. „Weißt du denn nicht, daß es nur Spaß war? Du hätteſt es doch längſt bemerkt, wenn ich eine andere Frau liebte."

„Ich habe es auch bemerkt, längſt habe ich es geahnt", beharrte ſie weinend.

Er ſchwieg eine Weile und begann zu erkennen, daß er nicht nur ſie, ſondern auch ſich ſelbſt mit ſeinen Erinnerungen quälte. Er war wütend und hatte das Gefühl, daß er ſich mit ſeiner Bemerkung vor Olla bloßgeſtellt hatte. Es fiel ihm nicht ein, daß Olla nichts von „jener andern" wiſſen konnte, daß ſie kaum etwas von ſeiner Vergangenheit ahnte und an nichts anderes dabei dachte, als daß ſie eine Rivalin hatte, die ihm mehr bedeutete als ſie ſelbſt.

Oder ſollte am Ende Olla wirklich recht haben? Sollte er Marie in der Tat heute noch lieben?

Nein, das wäre unſinnig, demütigend, grotesk, das konnte und durfte nicht ſein.

Um ſich ſelbſt zu beweiſen, wie grotesk es war, begann er die weinende Olla davon zu überzeugen.

„Komm Kind, ich will dir die Geſchichte erzählen. Setz dich ganz dicht zu mir. Nein, auf meinen Schoß, aber vorſichtig, auf die linke Seite. Wenn wir ganz ſtill ſitzen, dann brauche ich mit meinem rechten Arm nicht anzuſtoßen. Nein? Gut, wie du willſt. Dann ſetz dich daneben. Soll ich erzählen?"

Sie ſah zweifelnd zu ihm auf, bat ihn aber mit einem Kopfnicken doch darum.

„Ich war einmal jung . . . nein, ich mache keinen Spaß. Du glaubſt, ich bin heute noch jung? Nein, das iſt keine Jugend mehr, verteufelt jung war ich damals, wo die Geſchichte anfängt. Zehn Jahre ſind es noch nicht her, aber viel wird nicht daran fehlen. Alſo damals lernte ich ſie kennen. Sie war hübſch, ſie war ſogar ſchön, aber das war bei ihr eigentlich Nebenſache, eine Zugabe, nicht das Wichtigſte. Weißt du, wie ſie ausſah? Du wirſt lachen, aber ich habe kein anderes Wort dafür: wie eine Madonna ſah ſie aus. Das wäre an ſich noch kein Malheur geweſen, aber das Malheur ſteckte darin, daß gerade ich ihr begegnen mußte. Ich habe immer ſo etwas Katholiſches in mir gehabt. Ich bin evangeliſch, und meine verehrten Vorfahren waren es auch. Aber in meinem Gefühl war etwas Katholiſches. Ich liebe Kirchen, liebe Weihrauch und Kerzen und feierliche Altäre, und ich liebte wohl deshalb damals auch ein Madonnenbild. Ich will es nicht leugnen. Es war keine Leidenſchaft, keine Spur von einer Leidenſchaft, es war einfach Anbetung. Keuſch, platoniſch, ſchuljungenhaft. Ich glaube, wenn die Geſchichte nicht ſo plötzlich und ſo gründlich aufgehört hätte, ich hätte Kirchenmuſik ſtatt Operetten geſchrieben."

„So möchte ich geliebt ſein", ſeufzte ſie theatraliſch.

Er lachte auf. „Das wäre dir viel zu langweilig! Kind, denke dir, alle Tage eine Teeſtunde von drei Uhr nachmittags bis neun abends, und dabei haſt du keine andere Rolle zu ſpielen als dazuſitzen und mit langen

Pauſen ſtille liebe Worte zu ſprechen und dich angucken zu laſſen, wenn ich am Flügel herumhantiere. Denkſt du dir das amüſant?"

„Sie war deine einzige Liebe", ſpielte Olla die ſentimentale Rolle weiter und ſchüttelte ihren mit ſoviel Sorgfalt friſierten „wilden" Blondkopf.

„So einzig war ſie als Liebe", lachte er, „daß ich in der Zeit ſogar drei Geliebte neben ihr hatte. Drei richtige Lieben, Kind, mit allem, was dazu gehört."

„Iſt es wahr?" fragte ſie zweifelnd.

„Mein Wort darauf", ſagte er ernſt, als verbürgte er ſich für eine ehrenvolle Behauptung. „Aber jetzt, wo ich dich habe, Olla, liebe ich keine andere, oder zweifelſt du auch daran?"

„Du biſt ein ſehr ſchlechter Menſch", ſagte ſie zärtlich und kokett. „Aber wie ſeid ihr auseinandergekommen?"

„Sehr einfach. Eines Tages iſt etwas vorgefallen, und als ich zu ihr kam, um ſie zu verſöhnen, hat ſie mir einen Korb gegeben."

„Aus Eiferſucht?"

„Nein. Aus . . . einem andern Grunde." Er ſchwieg ſtill und auch ſie blieb nachdenklich eine Weile ſitzen.

„War das das große Erlebnis, von dem du mir damals erzählt haſt, als mein Mann auch dabei war, und als du ſo furchtbar frech warſt, daß man ſich in dich verlieben mußte?"

„Ja", nickte er eitel. „Das war es. Und du warſt mein zweites Erlebnis."

„Wenn du mich damit nur nicht belügſt."

„Habe ich dir nicht verſprochen, daß ich dich nach der Scheidung heiraten werde?“ fragte er ſie mit leiſer Verachtung.

Sie merkte den Ton ſeiner Frage. „Ja, — aber das beweiſt bei dir nichts. Du würdeſt vielleicht doch noch zu ihr zurückkehren.“

„Ich ſage dir doch, daß ſie mich gar nicht haben will“, lachte er ſich ſelbſt aus.

„Und wenn ſie zu dir käme?“ fragte ſie plötzlich wieder atemlos und ſprang hoch, „wenn ſie in den Zeitungen lieſt, daß du verwundet biſt und Angſt um dich hat?“

„Sie kommt nicht, du kannſt dich darauf verlaſſen.“

„Du weichſt mir aus, du weißt, daß ſie kommen wird, einen Mann wie dich vergißt man nicht ſo leicht. Und wenn ſie kommt, was wirſt du tun?“

Auch er erhob ſich und ſtreckte ſeinen linken geſunden Arm ſo feſt und entſchloſſen aus, daß es ausſah, als wollte ſich auch der rechte verwundete von all ſeinen Bandagen befreien und kraftvoll emporrecken. „Wenn ſie käme, dann wäre ich der Stärkere, dann wäre ſie die Unterlegene, dann könnteſt du ruhig und ſicher ſein, Olla . . .!“

„Warum?“ fragte ſie und ſah ihn ſo ſtrahlend an wie ein Durchſchnittsweibchen einen Kraftmenſchen. „Warum könnte ich dann ſicher ſein?“

„Ihr Frauen ſeid alle dumm, ſelbſt in der Liebe“, erklärte er. „Weißt du denn nicht, was mich an ſie feſſelt? Sie iſt mir die letzte Ausſprache ſchuldig geblieben. Das iſt es. Sie hat recht behalten, weil ſie als Letzte das Wort hatte. Meine Antwort muß ich

an ſie los werden, dieſe verdammte Antwort, an der ich ſo viel Jahre herumwürge, weil ich ſie nicht los werden kann. Die Antwort muß ſie hören, bevor ich ganz von ihr frei bin."

Sie ſchmiegte ſich zärtlich an ihn. „Komm, ſetz' dich wieder. Du ſollſt dich nicht aufregen. Du mußt jetzt ſchlafen. Sieh mal, es iſt bald drei Uhr."

Er begann wieder den heftigen Schmerz im Arm zu fühlen und folgte ihr willig.

„Aber das muß ich dir noch ſagen, bevor du ſchläfſt", erklärte ſie, während ſie ſich um ihn bemühte. „Du denkſt, daß ich dir gefolgt bin, weil . . . nein, das iſt nicht wahr. Ich liebe dich wirklich. Ich habe erſt durch dich erfahren, wie leidenſchaftlich ich lieben kann."

Sonſt hätte ihn ihre Verſicherung verſtimmt, heute aber lächelte er dankbar mit dem Lächeln eines Patienten. „Ja, Olla, ich hab' dich ja auch lieb, du biſt ein Prachtweib. Aber jetzt mußt du mich allein laſſen. Ich mag nicht ſchlafen, wenn einer neben mir wach iſt und mir zuſieht."

„Biſt du ſo eitel?" fragte ſie kokett. „Ich gehe ja ſchon, ich will draußen vor deiner Türe wachen."

Marie mußte einen ihr endlos ſcheinenden Weg zu Fuß zurücklegen, bevor ſie hinter dem Bahnhof Halenſee am Ende des Kurfürſtendamms eine Droſchke fand, vor die ein müder Klepper geſpannt war. Ein Kutſcher war nicht zu entdecken. Erſt als ſie ungeduldig den Wagenſchlag öffnete, fand ſie den Mann, der im Innern eingeſchlafen war. Er erwachte und kroch brummend vor. Der muffige Dunſt und die ſchwere Luft, die aus dem Innern des Wagens drangen, benahmen ihr den Atem, ſo daß ſie den Kutſcher aufforderte, die Decke zurückzuſchlagen und dann ſo ſchnell wie möglich loszufahren.

Als ſie endlich im offenen Wagen ſaß und der Mann ſich ſchlaftrunken umdrehte und nach der Adreſſe erkundigte, gab ſie ihm den Zettel, den ihr Wehrmann überreicht und den ſie die ganze Zeit über in der Hand gehalten hatte.

Umſtändlich prüfte der Kutſcher im ſpärlichen Licht ſeiner Wagenlaterne die Schriftzüge, bevor er das Pferd anziehen ließ.

Im gleichmäßigen Rhythmus erklang der Aufſchlag der Pferdehufe auf dem Aſphaltpflaſter des breiten Fahrdamms. Nur ganz ſelten tauchten vereinzelte Fußgänger auf den Bürgerſteigen auf und von Zeit zu Zeit huſchte ein Kraftwagen in ſchneller Fahrt

vorüber. Sonſt ſah ſie nur, am Rücken des Kutſchers vorbei, die endloſe Straße des Kurfürſtendamms mit der fernen Silhouette der Gedächtniskirche vor ſich. In der Nähe der Kirche lag ſeine Wohnung.

Wie aber ſollte ſie in das Haus kommen? Sie konnte unmöglich vor dem Tore warten, bis man am Morgen öffnen würde. Das Bedenken tauchte nur für einen Augenblick auf und verſchwand dann, weil es ihr zu kleinlich ſchien. Der Portier würde ſchon zu erklingeln ſein, und ſie konnte als gutgekleidete Dame keinen Verdacht erwecken, auch wenn ſie als Unbekannte ins Haus wollte.

Wenn Franz nur recht behielt und ſie Heinrich lebend wiederfinden würde! Alles andere war gleichgültig. Franz hatte häßlich zu ihr geſprochen. Wer weiß, ob er ſie nicht belogen hatte, um . . . nein, gelogen hatte er wohl doch nicht, aber er konnte ja falſch unterrichtet ſein.

Sie war ſo vollſtändig von dem Gedanken beherrſcht, möglichſt ſchnell zu ihm zu gelangen, daß ſie gar nicht überlegte, was ſie ihm ſagen und wie ſie ihr Erſcheinen erklären wollte. Es wäre ihr auch wie eine Sünde erſchienen, ſich auf ein Geſpräch mit einem Sterbenden vorzubereiten und ſozuſagen ſeine Worte zu berechnen. Das mußte der Augenblick geben, der ſelige, beglückende Augenblick, in dem ſie ihn wiederhaben würde.

Oder lag das Glück, wenn es ſich erfüllte, nur auf ihrer Seite?

Der Gedanke erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie ſich halb erhob und in der erſten Aufwallung den Kutſcher um-

kehren laſſen wollte. Wie, wenn ſie ihm unwillkommen kam, wenn er längſt nicht mehr an ſie dachte, wenn ſie verlegen nur ihre Bitte um Verzeihung ſtammeln würde und er ihr mit höflichem Staunen verſicherte, daß er ihr längſt nichts mehr nachtrug?

Ihr Stolz wehrte ſich gegen dieſe ſchmachvolle Möglichkeit, ohne daß ſie den furchtbaren Gedanken, der ſie noch vor dem Ziel warnte, niederzuſchlagen vermochte. Sie fühlte, wie ſie willenlos Schickſalsfügungen preisgegeben war, gegen die ſich ihre eigne Kraft als machtlos erwies.

Welch qualvolle Lage: ſie eilte in der Nacht zu einem Menſchen, der vielleicht nichts von ihr wiſſen wollte, und daheim mußte ein Mann, der ihr lieb und wert war, und deſſen Lebensglück ſie durch ihre Flucht vernichtet haben mochte, ſeinen Gäſten ein freundlich harmloſes Geſicht zeigen und neugierigen Fragen ſtandhalten.

Was trieb ſie von dem Menſchen, deſſen Liebe ſie ſicher war, zu einem Fremden, der ſie nicht gerufen hatte?

Woran lag es, daß ſie früher immer ſo klar und ſicher wußte, was ſie zu tun hatte und daß ſie jetzt keine Ruhe zur Überlegung mehr fand? Geſtern noch, heute noch, bis zum ſpäten Abend bedeutete ihr Franz ſo viel, und jetzt war er vergeſſen? Vergeſſen . . . weil . . . Wehrmanns Worte fielen ihr ein . . . weil ſich irgendeiner gefunden hatte, der ihm um einer Soubrette willen eine Kugel in den Leib geſchoſſen hatte?

„Häßlich war es von Franz, daß er mir das ſagte", dachte ſie. „Aber, aber . . . aber, mein Gott, er hatte

ja recht. Nichts anderes als die Gefahr, in der er ſchwebt, reißt mich zu ihm."

Sie hatte ſich ſo tief in ihre grübleriſchen Selbſtquälereien verloren, daß ſie ſich der Nähe des Zieles gar nicht bewußt wurde. Erſt als der Wagen ſtill ſtand, ſchreckte ſie auf. „Sind wir ſchon da?"

Der Kutſcher holte das Papier vor und hielt es unter das Laternenlicht. „Sechzehn, det is doch hier", brummte er. „Is et denn nich richtig?"

„Doch, ich weiß nicht, ich kenne das Haus nicht", ſtammelte ſie und ſtieg aus. Sie gab dem Kutſcher ein Zehnmarkſtück, ohne nach dem Preis zu fragen und wartete, bis er weiter gefahren war.

Er ſah ſie erſt lange an, ob die Sache auch ihre Richtigkeit hatte und fuhr dann dankend los.

Ein paar Schritte weiter hielt er an und rief ihr zu, ob ſie ihren Zettel wiederhaben wollte. Nein, nein, winkte ſie ihm ab.

Dann zog ſie kräftig und anhaltend die Klingel. Sie blickte durch die Scheiben in den dunklen Torweg und wartete, ob man drinnen Licht machte. Aber es blieb dunkel und nichts rührte ſich. Sie zog ein zweites Mal am Griff und lauſchte geſpannt, ob ſie irgendein fernes Klingeln hören würde. — Nichts. Hinter ihr kam jemand langſam und ſchwankenden Schrittes die Straße herauf. Sie blickte ſich um. Es ſchien ein gutgekleideter Herr zu ſein, der mit einem Schwips heimkam und geradezu auf das Haus zuſteuerte. Vielleicht wohnte er hier und ließ ſie ein. Der ſchwankende Herr kam direkt auf ſie zu. Sie grüßte zuerſt, um ſich ihn günſtig zu ſtimmen. „Verzeihen Sie, ich muß in das

Haus, und der Portier kommt nicht, trotzdem ich ſchon eine Ewigkeit klingle."

Er legte mit einer unſicheren Bewegung die Finger an ſeinen Hutrand. „Wohnen Sie im Hauſe?"

„Nein, aber Herr Heinrich Batt wohnt hier, und ich muß unbedingt noch in der Nacht zu ihm."

Batt mußte ſich als Junggeſelle im Hauſe keines guten Rufes erfreuen, denn der Angeheiterte begann zu ſchmunzeln und ihr unverſchämte Blicke zuzuwerfen, die verſtändnisvoll ſein ſollten. Sie hielt es für das beſte, ſehr energiſch aufzutreten. „Wollen Sie ſo gefällig ſein, mich hineinzulaſſen oder nicht", fragte ſie beſtimmt.

„Aber gewiß, gerne", erklärte er ſchon höflicher. „Wollen Sie Herrn Batt von mir grüßen?"

Sie gab keine Antwort und wartete, bis er mit ſeiner unſicheren Hand glücklich das Torſchloß gefunden hatte. Dann ging ſie kurzerhand an ihm vorüber.

Er ſchaltete die Treppenbeleuchtung hinter ihr ein, ſo daß ſie ſchnell zur Treppe gelangte. An den beiden Wohnungen des Erdgeſchoſſes ſtanden fremde Namen. Links im erſten Stockwerk ebenfalls, aber rechts las ſie die vier Buchſtaben „Batt".

Sie wußte nicht, ob ſie klingeln ſollte und pochte erſt ganz leiſe an. Lautloſe Stille herrſchte ringsum, der Menſch, der ihr aufgemacht hatte, mußte wohl vom Torweg direkt ins Gartenhaus gegangen ſein, denn ſie hörte ihn nicht die Treppe hinaufkommen.

Sie pochte ein zweites Mal etwas lauter und lauſchte geſpannt. Irrte ſie ſich oder näherten ſich wirklich

Schritte. Jetzt erhellten sich auch die kleinen Butzenscheiben der Tür. Aber die automatische Treppenbeleuchtung ging aus, und sie stand im Dunkeln. Sie suchte verwirrt nach dem elektrischen Knopf, konnte ihn aber nicht finden. Vor ihr öffnete sich die Türe. Eine hübsche Frau in eleganter, hellblauer Matinee stand vor ihr.

Sie war im ersten Augenblick so überrascht, daß sie kein Wort der Erklärung hervorbringen konnte. „Die Treppenbeleuchtung ist ausgegangen", stammelte sie dann verwirrt.

„Sie haben sich also in der Etage geirrt?" vermutete die junge Frau. „Das hätte um diese Stunde fatal werden können. Es ist ein Zufall, daß ich noch wach bin."

„Verzeihung, ich glaubte ganz deutlich den Namen Batt an der Türe gelesen zu haben", entschuldigte sie sich und fühlte doch eine verborgene Freude bei dem Gedanken, daß ihr ihr Irrtum die Möglichkeit bot, jetzt noch umzukehren.

„Herr Batt wohnt allerdings hier", erklärte die Dame mit spitzer Betonung. „Mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich heiße Erlebach", stammelte Marie verschüchtert.

„Und was wünschen Sie?"

Marie wurde sehr kleinlaut. „Ich hörte, daß Herr Batt schwer krank ist. Ich bin mit ihm befreundet und wollte mich nach seinem Befinden erkundigen. Ich sehe ein, daß ich nicht die richtige Stunde gewählt habe, natürlich nicht . . ."

„Treten Sie näher", forderte ſie die Dame auf.

Marie wollte ſich mit einer nochmaligen Entſchuldigung zurückziehen, als die junge Frau kurz entſchloſſen an ihr vorbeiſchritt und die Treppenbeleuchtung einſchaltete. Einen Augenblick ſah ſie ſie ganz ſcharf an. Dann zuckte etwas, das wie ein Erkennen ausſah, über ihr Geſicht. „Jetzt weiß ich, wer Sie ſind. Ich glaube, ich hätte Sie auf der Straße erkannt. Kommen Sie."

Sie wartete keine Antwort ab und trat vor Marie in die Wohnung. „Er ſchläft hier in der Nähe", flüſterte ſie. „Wir wollen nach hinten gehen."

Marie war es, als träumte ſie dies alles. Die junge Frau verwechſelte ſie gewiß mit einer andern, ſie konnte ſie ja nicht wiedererkennen.

„Gnädige Frau, Sie irren ganz beſtimmt, Sie haben mich nie geſehen", verſicherte ſie.

„Nein. Ich habe Sie nie geſehen", beſtätigte ihr die Dame, während ſie ihr vorausſchritt und die Türe zu einem Zimmer vor ihr öffnete. „Aber ich hätte Sie doch erkannt. Woher wußten Sie, daß er verwundet iſt, und wie ſind Sie in der Nacht in das Haus gekommen?"

„Ich war in Geſellſchaft, ein Journaliſt erfuhr es von ſeiner Redaktion. Es wird morgen ſicher in den Zeitungen ſtehen, und irgendein Herr, der hier im Hauſe wohnt, hat mich hereingelaſſen."

„So eilig hatten Sie es alſo, ſo ſehr ſorgten Sie ſich um ihn?"

Marie widerſprach nicht. „Wie ſteht es mit ihm?" fragte ſie nur.

Olla zögerte eine Weile, bevor ſie antwortete. Vielleicht war ſie ſich nicht im klaren darüber, ob ſie die Wahrheit ſagen oder lügen ſollte, ob ſie dieſer gefährlichen Frau mit dem Madonnengeſicht ein Glück ſchenkte, wenn ſie ihr ihre Angſt um den Geliebten ließ, oder ob ſie ſie damit um ein Stück Glück betrügen konnte.

„Ich weiß es nicht", ſagte ſie dann ausweichend und ärgerte ſich, daß ſie ſich dadurch ſchon im ungünſtigen Sinne feſtgelegt hatte.

„Iſt er in Gefahr?"

„Nein", ſagte Olla kurz und empfand eine Genugtuung darüber, daß ſie dadurch ihrer erſten Auskunft widerſprach und ſo „die Madonna" im unklaren ließ.

„Gnädige Frau, Sie verkennen mich", kam Marie in ihrer Unſicherheit noch einmal auf ihr erſtes Geſpräch zurück.

„Nein, Sie waren ſeine erſte Liebe und . . ." in offener Feindſchaft kam es heraus, „und ich bin ſeine letzte. So, nun wiſſen wir, was wir voneinander zu halten haben."

„Ich wollte nicht eintreten, gnädige Frau, es war ein Fehler von mir, daß ich gekommen bin. Laſſen Sie mich wieder gehen."

„Warum? Etwa, weil Sie mich zufällig getroffen haben? Glauben Sie, daß ich ihm verſchweigen will, daß Sie hier waren? Nein, ich bin nicht ſo feige, aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mich dabei ſein laſſen, wenn er Sie wiederſieht."

Ein qualvolles Schweigen trat ein. Aber ſo ſcharf Olla ihre vermeintliche Gegnerin anſah, ſo konnte ſie

doch nichts anderes in ihrem Geſicht leſen, als eine maßloſe Verwirrtheit.

„Sie haben ſich jahrelang nicht um ihn gekümmert", nahm Olla das Geſpräch wieder auf. „Warum kommen Sie jetzt, wo er ſich meinetwegen geſchoſſen hat?"

„Ich komme nicht aus Eiferſucht, gnädige Frau", ſagte Marie und konnte dabei ſogar lächeln.

„Weshalb alſo?"

„Ich glaube Ihnen gerne, daß er ſich aus Liebe zu Ihnen geſchoſſen hat . . . Ich bin nur gekommen, um ihn wegen einer Schuld, die ich an ihm begangen habe, um Verzeihung zu bitten."

„Jetzt in der Nacht? Von einer Geſellſchaft weg? In ein Haus, in das Sie nur durch einen Zufall hineingekommen ſind?"

„Ja. Ich dachte, daß er in Gefahr ſchwebte."

Wie ein Triumph kam jetzt Ollas Herausforderung. „Und wenn er Ihnen durch mich ſagen läßt, daß er Sie gar nicht ſprechen will?" ſagte ſie in theatraliſchem Pathos, als ob ſie einen dramatiſchen Höhepunkt kurz vor einem Aktſchluß zu bringen hätte.

Marie fühlte ſich von der pathetiſchen Theatralik abgeſtoßen, aber ſie wollte nicht ungerecht ſein. Vielleicht war das, was bei jedem anderen Menſchen wie Unnatur geklungen hätte, bei einer Schauſpielerin nur der Ausdruck eines ehrlichen Empfindens. Sie fühlte wohl, daß dieſe Frau ihren nächtlichen Beſuch wie ein perſönliches Unglück empfand, aber ſie konnte den Gedanken weder feſthalten, noch zu Ende denken.

„Warum antworten Sie mir nicht?" fragte ſie die

Fantulla, die in der Sicherheit ihres Triumphes durch ihr Schweigen allmählich erſchüttert wurde.

„Hat er mich denn erwartet und Ihnen geſagt, daß er mich nicht empfangen will?“ fragte Marie.

„Nein, er will Sie ſprechen! Heute abend hat er mir zum erſten Male von Ihnen erzählt.“

Marie fragte nicht, was er von ihr erzählt hatte. Sie ſetzte ſich nur, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, in einen nahen Stuhl und blickte zu Boden. Aber ſie dachte nicht an die Frau, die vor ihr ſtand und ihr einen Vorteil abgewinnen wollte. Sie mußte an Franz denken, der ſie gelehrt hatte, an Schickſalsfügungen zu glauben. In derſelben Stunde, in der ſie nach Jahren plötzlich mit unwiderſtehlicher Kraft zu Batt getrieben wurde, in derſelben Stunde hatte auch Batt zum erſten Male nach langer Friſt an ſie gedacht. Wie ſtark war doch das Schickſal gegen den menſchlichen Willen!

„Er ſagte, daß Sie ſchön ſind“, erzählte ihr Olla, als auch ſie ſich ihr gegenüber geſetzt hatte und ſah ſie mit forſchenden, faſt lauernden Blicken an. „Er ſagte, daß das aber bei Ihnen nicht das wichtigſte iſt, er ſagte, daß Sie wie eine Madonna auf ihn wirken. Bilden Sie ſich nicht ein, daß er Sie erwartet hat. O nein, ich habe ihm geſagt, daß Sie kommen werden und habe ihn gefragt, was er dann täte.“

Marie blickte auf und ſah die Schauſpielerin mit einem abwehrenden Staunen an. Was mochte dieſe Frau veranlaſſen, ihr das zu erzählen? War ſie ſo krankhaft überreizt, daß ſie ſich ſelbſt quälen wollte, oder glaubte ſie, ihr damit Schmerzen zu bereiten?

„Nur eines hat ihn an Sie gefeſſelt, ſagte er mir.

Ich habe ihn wohl nicht ganz verſtanden, aber Sie werden ihn ſchon verſtehen. Er ſagte, daß Sie ihm eine Unterredung ſchuldig geblieben ſind, und daß er eine Antwort an Sie los werden muß, an der er ſchon ſeit Jahren würgt."

„Er hat recht", nickte Marie ſtill und traurig wie im Selbſtgeſpräch, als hätte ſie die Anweſenheit der Frau, die ihr von ihm erzählte, vergeſſen. „Ich bin ihm eine Unterredung ſchuldig geblieben." Dann aber blickte ſie auf und konnte beim Anblick der Soubrette nicht begreifen, wie Batt gerade ihr das Geheimnis ihrer gemeinſamen Vergangenheit verraten konnte.

„Er ſagte, daß er von Ihnen erſt für immer loskommen könnte, wenn er Ihnen ſeine Antwort gegeben haben würde. Er liebt Sie nicht, er haßt Sie, mir können Sie es glauben. — Er liebt auch mich nicht, er kann gar nicht lieben, kein Genie kann lieben."

Marie ſaß nur ſchweigend und unbeweglich da und empfand ein Grauen vor dieſer Frau. Verfolgte ſie einen Plan, oder konnte ſie nicht anders, weil ſie ſich auch in ihrem intimſten Privatleben auf der Bühne fühlte? Oder war ſie hyſteriſch, daß ſie ſich ſo wenig in ihrer Gewalt hatte und alles herunterplappern mußte, was ihr durch ihren verwirrten Kopf ging?

„Glauben Sie nicht, daß er mich aus Liebe erobert hat", redete die Soubrette weiter, „aus Eitelkeit hat er mich erobert. Ein Sport war es für ihn, ein Reklametrick: er wollte nur von ſich reden machen, ſich intereſſant in Szene ſetzen, ich . . . ich war dabei Nebenſache, ich war nur eine, die den Vorteil der Reklame mitgenießen ſollte, eine, der er zum Dank eine Welt-

reklame verſchaffen konnte, weil er, der berühmte Heinrich Batt, ſie entführte. Sie glauben mir nicht? Er hat es mir ſelbſt geſagt, daß ich ihm nur deshalb gefolgt bin, weil ich wußte, welche Reklame es mir machen wird. Er glaubt wirklich, daß er mir nur ein Mittel zum Zweck war, er hat keine Ahnung, wie wahnſinnig ich ihn liebe."

Sie brach in konvulſiviſches, hyſteriſches Schluchzen aus.

Marie erhob ſich und wandte ſich von ihr ab. Sie wunderte ſich ſelbſt darüber, daß ſie kein Mitleid für dieſe Frau empfinden konnte.

Die Fantulla kam ihr nach. „Wiſſen Sie, warum ich Sie haſſe? Nicht, weil er Sie geliebt hat, oder weil Sie ſich einbilden, daß er Sie noch liebt. Nein, weil Sie es fertig gebracht haben, ſich ihm zu weigern. Ich habe mich ſelbſt erniedrigt aus Angſt, daß ich ihn verlieren könnte, ich habe ihm eine Komödie vorgeſpielt und ſo getan, als ob er recht hätte. Nein . . . er hatte ja auch recht; ich wußte ja, welche Folgen es haben wird, als ich mit ihm geflohen bin, aber damals, als ich ihm ja geſagt habe, damals habe ich ihn noch nicht ſo geliebt, wie ich ihn jetzt liebe."

„Sie haben keinen Grund mich zu haſſen, gnädige Frau", wehrte ihr Marie kalt ab, „ich weiß nichts von Ihnen, und ich bin auch keine Gefahr für Sie. Wenn Sie meine Gegenwart ſo aufregt, ſo will ich ein andermal kommen, da er ja nicht in Gefahr iſt."

„Nein, Sie ſollen nicht gehen, Sie ſollen mit ihm ſprechen. Jetzt gleich. Er ſchläft vielleicht gar nicht", hielt die Fantulla ſie heftig zurück. „Warten Sie, ich

will nachſehen." Sie ſprach die letzten Worte ſchon an der Türe und verſchwand.

Marie atmete auf, als ſie allein war und öffnete beide Flügel des Fenſters, um ſich in der feuchten, kalten Herbſtluft wiederzufinden.

„Wohin bin ich geraten", fragte ſie ſich verwirrt, „war dieſe Frau ſchon ſo, als er ſie kennen lernte, oder hat er ſie dazu gemacht?"

Eine ſeltſam erſchreckende Miſchung von Leidenſchaft, Eiferſucht, Hyſterie und Schauſpielerei mußte jedenfalls in dieſer Soubrette ſtecken. Wieviel von dem, was ſie erzählte, war wahr und wieviel entſtellt oder erlogen? Das meiſte davon war wohl Theater.

Eines jedenfalls ſchien Marie ſicher. An dieſer Frau hatte Batt nicht ſchwer geſündigt. Die war ſo voll von Senſationsluſt, daß ſie ſich nur in einer Liebe wohl fühlte, bei der ſie Vorſtellungen auf dem Podium in bengaliſcher Beleuchtung geben konnte, die brauchte Zuſchauer, wenn ſie leidenſchaftlich wurde. Und wenn es keine Beifallsfreudigen im Parkett gab, ſo wollte ſie wenigſtens die Zeitungsleſer zu Zeugen ihrer Liebesabenteuer machen.

Wenn das wirklich Heinrich Batts letzte Liebe war, ſo war ſie ſelbſt nie ſeine erſte geweſen.

„Sie haben das Fenſter aufgemacht? Es iſt ganz kalt hier geworden. Ich friere", hörte ſie die Stimme der Soubrette hinter ſich jammern. „Kommen Sie ſchnell, er iſt wach und erwartet Sie. Aber ich will dabei ſein, Sie haben es mir verſprochen."

„Ich habe nichts verſprochen", ſagte Marie beſtimmt. „Wenn er es wünſcht, ſollen Sie dabei ſein."

Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er ſich zu dieſer Taktloſigkeit nie hergeben und die Sängerin hinausſchicken würde.

Die Soubrette ging vor ihr her und trat in ein Zimmer. Heinrich Batt ſtand aufrecht da. Nur den rechten Arm trug er in einer Binde, ſonſt ſchien er völlig unverletzt geblieben zu ſein.

Er kam ihr entgegen und reichte ihr lächelnd die Hand. Beide ſprachen kein Wort; er lud ſie nur mit einer Handbewegung ein, ſich zu ſetzen. Sie ſah erſt ihn an und dann die Soubrette, die ſich in einer Sofaecke niedergelaſſen hatte und keinen Blick von ihm wandte.

Er ſchien Maries Wink nicht verſtehen zu wollen. „Ich war nicht ſo unbeſcheiden, mir je ein ſo romantiſches Wiederſehen zu erhoffen oder auch nur auszumalen", ſagte er. „Als ich das letztemal nicht der Ehre teilhaftig wurde, von dir empfangen zu werden, da dachte ich nicht, daß ich von meiner ſtolzen Dame unerwartet eines nachts Beſuch bekommen würde."

Sie wollte ſich gegen ſeine Ironie zur Wehr ſetzen und ihm erklären, daß ſie ihn in Gefahr glaubte und ihn wegen ihres Stolzes um Verzeihung bitten wollte, aber alle ihre guten Vorſätze verließen ſie. Dort in der Ecke ſaß ſeine Geliebte und begann ihre Angſt zu verlieren und mit glänzenden, fiebernden Augen über ihren Sieg zu triumphieren. Er wollte offenbar jener hyſteriſchen Kuliſſenheldin, die ihr eben noch im Überſchwang ihrer Redſeligkeit Geſtändniſſe gemacht hatte, eine Vorſtellung geben. So alſo wollte er ſich an ihr rächen. Das hatte ſie freilich anders erwartet. Sie hätte blind oder geſchmacklos ſein müſſen, um ihren Irrtum nicht zu

erkennen. „Das Unwahrſcheinlichſte trifft am eheſten ein", hatte ihr Franz zum Abſchied geſagt, und das Unwahrſcheinlichſte, das, was ſie für unmöglich gehalten hatte, das trat wirklich ein. Heinrich Batt bot ſeiner Geliebten das Schauſpiel, wie er „ſeine Madonna" abzukanzeln verſtand. Sie hätte bei dem Gedanken, daß ſie um dieſes Zieles willen Franz verlaſſen hatte, aufſchreien mögen.

Und doch wollte ſie an das, was ſie ſah und erlebte, nicht glauben. Er wollte ſich nur einen Racheakt leiſten. Ja, aber war er nicht dazu berechtigt, ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Sie ſuchte nach Entſchuldigungen für ihn, ſie ſehnte ſich danach, ihn vor ſich ſelbſt erhöhen zu können, um ſich das Bewußtſein ihres demütigenden Irrtums zu erſparen.

„Ich glaubte, daß du ſchwer krank biſt", ſagte ſie, „ich hielt es für meine Pflicht . . ." ſie ſtockte. So ſehr ſie ſich auch dazu zwang, es ging nicht, ſie konnte in Gegenwart dieſer Frau, die ſie anſtarrte, nicht mit ihm ſprechen. Fühlte er denn nicht ſelbſt, daß es geſchmacklos von ihm war, ihr das zuzumuten.

„Was hielteſt du für deine Pflicht?" fragte er, „wollteſt du mich pflegen?"

„Nein", überwand ſie ſich noch einmal, „ich wollte dir ſagen, daß ich meinen Stolz bereut habe. Ich habe dir unrecht getan."

„Sieh mal an", ironiſierte er ſie, „die Selbſterkenntnis kommt dir, ſcheint es, langſam. Womit habe ich denn mit einem Male deine Gnade verdient? Willſt du mir das nicht auch verraten?"

„Wir wollen ein andermal darüber ſprechen", ſchlug

ſie vor, „jetzt, hier, kann ich nicht. Ich bin hier Gaſt, ungebetener Gaſt, ich habe dich und . . . die gnädige Frau überrumpelt. Ich kann dich in deiner Wohnung nicht zwingen, daß du mich allein empfängſt. Ich habe dir geſagt, was ich dir ſagen wollte; ich möchte jetzt gehen. Willſt du mir nicht das Haus öffnen laſſen?"

„Nein, das will ich nicht tun", ſagte er, „ich habe dich nicht gebeten, du biſt von ſelbſt gekommen. Ich habe gehört, was du mir ſagen wollteſt, jetzt ſollſt auch du hören, was ich dir zu ſagen habe."

„Bitte", ſagte ſie trotzig und fand in dieſem Augenblicke die Sicherheit, ſich über die Situation zu erheben. „Es macht dir Spaß, eine Vorſtellung mit mir zu geben, ich ſtehe zu deiner Verfügung."

„Ich denke nicht daran, eine Vorſtellung zu geben, wie du es zu nennen beliebſt, aber ich ſehe nicht ein, warum Olla nicht dabei ſein ſollte. Sie wünſcht es, und ich habe keinen Grund, es ihr abzuſchlagen."

„Weiter, über dieſen Punkt wären wir ja ſchon einig."

„Du irrſt, wenn du glaubſt, daß du mich mit dieſem Ton einſchüchterſt. Du haſt es für recht befunden, mir, Heinrich Batt, die Türe zu weiſen, und jetzt finde ich es für recht, dir in Gegenwart der Frau, die ich liebe, zu ſagen, warum du heute zu mir gekommen biſt. Du haſt dich in die romantiſche Idee hineingelebt, an das Sterbelager eines Verehrers zu eilen. Es war dir angenehm, daß dieſer vermeintliche Verehrer ein berühmter Mann geworden iſt. Du wollteſt ſchon lange kommen, ſchon als du von meinem Erfolge gehört

haſt, wollteſt du kommen, aber dein Stolz hat es bis jetzt nicht zugegeben. Du brauchſt mir nicht zu widerſprechen."

„Ich widerſpreche dir nicht", ſtellte ſie ruhig feſt.

„Und heute biſt du gekommen, weil die Eiferſucht in dir ſtärker war als dein Stolz, weil eine Frau überhaupt nur ſo lange ſtolz ſein kann, bis ſie eiferſüchtig wird. Jetzt würde es deiner Eitelkeit ſchmeicheln, dir ſelber zu beweiſen, daß du nur mit dem Finger zu winken brauchſt, um wieder die einzige zu ſein. Die ſchönen Phraſen, mit denen du gekommen biſt, ſind nur eingelernt, meine Liebe, in Wirklichkeit biſt du noch genau ſo, wie du früher warſt. Du kommſt in ein fremdes Haus, du kommſt zu einem Menſchen, von dem du jahrelang nichts wiſſen wollteſt und trittſt gleich als Herrin auf. Du nimmſt dir das Recht, einer Frau die Türe weiſen zu wollen, die tauſendmal mehr für mich bedeutet, als du."

„Iſt das alles, was du mir zu ſagen haſt", fragte ſie ruhig. „Man führt ein Geſpräch, wie dieſes, kein zweites Mal; es wäre ſchade, wenn dir nachher noch etwas einfiele, wenn ich ſchon auf der Treppe ſein ſollte."

„Soll ich dir noch einmal ſagen, daß du mir gleichgültig biſt", höhnte er um ſo heftiger, je unſicherer ihn ihre Ruhe machte.

„Nein, das weiß ich ſchon."

„Sie ſind unverſchämt", fuhr Olla auf, die bis jetzt mit triumphierender Miene im Hintergrunde geblieben war.

„Wünſchen auch Sie etwas zu bemerken, gnädige Frau?" fragte Marie mit unveränderter Ruhe.

Die kleine Olla Fantulla trat wütend dicht an ſie heran, als wollte ſie ihr irgendein Wort ins Geſicht ſchleudern, das ſie in ihrer Verwirrung vergeblich ſuchte.

„Laß uns allein", fuhr Batt jetzt herriſch auf, ſo daß ihn die Soubrette wie verſteinert anſah und im erſten Augenblick überzeugt war, daß der Befehl der Madonna und nicht ihr gelten mußte.

Batt aber wies ſie energiſch zur Türe, ſo daß ſie den Wechſel ſeiner Stimmung nicht verſtehen konnte und ſich beinahe auf ihre Rivalin geſtürzt hätte.

Er faßte ſie mit ſeinem geſunden linken Arm um und führte ſie ſelbſt zur Türe; dann ſchloß er mit einem Schlüſſel hinter ihr ab.

„Laſſen Sie mich jetzt gehen", forderte Marie, die regungslos der Szene zugeſehen hatte.

„Nein", ſchrie er, „ich laſſe dich nicht, ich wußte nicht, was ich tat. Ich habe Jahre daran gewürgt, es mußte heraus. Es war nur die Wut in mir, du darfſt nicht glauben, was ich dir geſagt habe, kein Wort davon war wahr."

„Ich nehme es nicht ſchwer", ſagte Marie ernſthaft und ohne jede Ironie. „Wenn dir jetzt wohler iſt, ſo will ich mich gerne damit zufrieden geben. Was willſt du ſonſt noch von mir?"

„Dich will ich, Marie, dich ſelbſt! Seit damals, in den langen Jahren, habe ich keine andere Frau gewollt, als dich, ich bin mir ſelber über geworden, ich

kann nicht arbeiten, nichts ſchaffen, ich werde dich nicht los."

„Du belügſt dich ſelbſt. Dein eigenes Leben ſtraft dich Lügen", wehrte ſie ihm ruhig, „fällt dein großer Erfolg nicht in die Zeit, in der du mich nicht hatteſt? Du haſt geſagt, daß ich eiferſüchtig bin. So wenig kennſt du mich, daß du glaubſt, ich könnte auf deine Soubrette eiferſüchtig ſein? Nein, du darfſt nicht glauben, daß ich irgendwie eine Bitternis gegen ſie empfinde. Ich ſpreche auch nicht ironiſch, wenn du das etwa meinen ſollteſt."

„Es iſt nicht wahr, daß ich dir gleichgültig bin", behauptete er, „du wäreſt nicht gekommen, wenn ich dir gleichgültig wäre."

„Die Erinnerung war mir nicht gleichgültig. Ich war ſo wenig frei von dir wie du von mir. Bis jetzt. In dieſer Stunde ſind wir beide frei geworden. Ich habe dich damals abgewieſen. Aus Stolz? Nein, aus Dummheit, weil ich das Leben noch nicht kannte. — Du haſt mich aus Wut abgewieſen, wie du ſelbſt ſagſt: Wir ſind quitt!"

„Du haſt mir nicht aus Eiferſucht verziehen", fragte er, „weshalb denn, Marie, weshalb denn?"

„Weil ich mir heute nicht mehr das Recht zuſpreche, über Menſchen zu richten."

Er winkte ihr ſich zu ſetzen, und ſie tat es, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein.

„Du liebſt einen anderen", ſagte er.

„Muß denn eine Frau immer lieben?"

„Ich bin wie ein gehetztes Wild zu dir gekommen, wie ein Ertrinkender, der ſich an eine Planke klammern

will, und du haſt mich zurückgeſtoßen. Ich will es dir nicht mehr vorwerfen, ich will dir nur zeigen, wie du dich verändert haſt. Das war damals. Und heute ſagſt du, daß du kein Recht haſt, Menſchen zu richten. Wenn eine Frau ſich ſo verändert, weil ſie das Leben kennen gelernt hat, wie du ſagſt, dann hat ſie das Leben durch einen Mann kennen gelernt. Du haſt einem anderen verziehen und biſt zu mir gekommen, um die Erinnerung an deine Härte los zu werden. — Warum ſchweigſt du? Sag' mir nein, wenn es nicht wahr iſt."

„Ich habe einem andern nein geſagt, um zu dir zu kommen."

„So liebſt du mich doch?" frohlockte er und wollte zu ihr eilen.

Sie wehrte ihm mit der Hand. „Nein, es war ein Irrtum. Ich habe geglaubt, daß ich zu dir muß und jetzt . . . jetzt ſehe ich, daß du mir nichts mehr biſt."

Er erfaßte den Arm, den ſie erhoben hielt und ſenkte ihn, um ihr ganz nahe zu kommen. „Nein, es war kein Irrtum, du belügſt dich, ich bin dir nicht gleichgültig, ich kann dir nicht gleichgültig ſein. Du biſt mir zu viel, als daß ich dir nichts ſein könnte."

„Doch, doch", verſicherte ſie ihm ſo ernſthaft und ruhig, daß er ſtutzen mußte.

„Du ſprichſt ſo kalt, Marie."

„Ich belüge mich nicht, und ich belüge dich nicht", ſagte ſie. „Ich weiß, daß es ein Irrtum war. Ich täuſche mich nicht, nur du täuſchſt dich, wenn du glaubſt, daß du mich brauchſt. Ich bin ganz anders geworden, als du vermuteſt, du würdeſt mich nicht

wiedererkennen. Glaub' nicht, daß ich dir deine Heftigkeit nachtrage, nein, ich bin froh darüber. Es war gut ſo, es mußte ſo kommen, damit wir beide frei voneinander werden."

Sie hatte in ihrer ruhigen Sicherheit nichts von jenen Frauen an ſich, für die er ſeine gewinnenden Antworten bereit zu haben pflegte, ſo daß er ihr gegenüber verlegen wurde und ſie nicht faſſen konnte.

„Du willſt mich verlaſſen?" fragte er.

„Ja", nickte ſie, „aber ohne Pathos und ohne Sentimentalität, verlaſſen wie ein Krankenbeſuch einen Patienten verläßt. Nur will ich dir keine gute Beſſerung wünſchen. Du biſt ſo, wie du ſein mußt, und du könnteſt nichts Dümmeres tun, als dich zu beſſern. Du wirſt ſo wie du biſt am eheſten glücklich werden. Vielleicht ſogar als Gatte der Dame da draußen."

„Ach die!" ſagte er wegwerfend.

„Die oder eine andere", meinte ſie mit einem ernſten Lächeln. „Bei dir kommt es nicht ſo darauf an. Eine wird ſchließlich die legitime ſein müſſen, warum nicht ſie?"

„Du haſt dich noch mehr verändert, als ich geglaubt habe", ſagte er kopfſchüttelnd.

Sie lächelte bitter. „Ich bin lebensklug geworden. Ich habe einmal geglaubt, daß ich glücklich geworden wäre, wenn zwiſchen uns beiden . . . manches anders gekommen wäre. Heute kann ich dir ſagen: von allen Frauen, die es in der Welt gibt, von den wenigen, die ich kenne und von den vielen, die ich nicht kenne, wäre ich die unrichtigſte Frau für dich geweſen."

„Das iſt nicht wahr", beſchwor er ſie noch einmal in einer letzten Aufwallung.

„Doch, doch, du kannſt es mir glauben. Aber ſprechen wir nicht mehr davon. Du biſt Patient und mußt dich ſchonen. Laß mir das Haus öffnen und leg' dich zur Ruhe."

Er fühlte ſelbſt, wie recht ſie hatte und wie es in ſeinem Arm unter der Nachwirkung ſeiner Aufregung zu zucken begann, ſo daß er ſich in ſeiner körperlichen Erſchlaffung nach Ruhe ſehnte.

„Ich bin ſehr matt, und ich habe nicht die Kraft, dir alles zu ſagen, was ich dir ſagen möchte und was dich überzeugen würde", ſagte er. „Du haſt es jetzt nicht ſchwer, dich von mir frei zu machen."

„Das tut mir leid", ſagte ſie mitfühlend und freundlich. „Aber glaube mir, du würdeſt es morgen und in einem Jahr und in aller Ewigkeit nicht leichter haben mich zu überzeugen. Mit uns beiden iſt es vorbei, und du kannſt nur froh darüber ſein."

„Ich kann dir jetzt nicht antworten, und ich kann dich nicht frei geben. Du mußt mir verſprechen, daß du morgen wiederkommen wirſt."

„Hierher? Nein, das darf ich ſchon deiner . . . künftigen Frau wegen nicht. Aber ich will mich herzlich freuen, wenn du mich beſuchſt, ſobald du wieder ganz geſund biſt."

Sie nickte ihm freundlich und verſöhnlich zu und ſchritt zur Türe. Er hatte ſich im Gefühl ſeiner Schwäche in den Lehnſtuhl geſetzt und wollte wieder aufſtehen. Sie hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Morgen ſchon will ich kommen und dich holen“, rief er ihr nach.

Sie winkte ihm freundlich und bejahend zu, wie man einem Kranken recht gibt, um ihn nicht zu beunruhigen. Dann ging ſie.

Länger als ſonſt blieben die Gäſte diesmal beim Baumeiſter Wehrmann.

Als ſie ſich ſchließlich doch empfahlen und Wehrmann allein ließen, war es vier Uhr morgens. Er blieb einen kurzen Augenblick allein vor dem Hauſe ſtehen, bis der letzte Wagen ſeiner Gäſte verſchwunden war. Dann lachte er kurz auf und trat in das Haus.

In den letzten Stunden ſeit Maries Flucht war er ſich darüber klar geworden, daß er den Reſt der Nacht dazu verwenden wollte, ſeine Papiere in Ordnung zu bringen. Bevor er in ſein Arbeitszimmer trat, befahl er Friedrich, die Dienerſchaft zu Bett zu ſchicken. Zum Aufräumen war morgen Zeit genug. Er wollte ganz ungeſtört ſein und ſich als einzig Wachender im Hauſe wiſſen.

Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und legte einen großen Bogen weißen Papiers vor ſich hin.

Erſt als er die Feder ergriff, fragte er ſich, was er eigentlich als ſeinen letzten Willen beſtimmen wollte. Was er auch tat, es war ſinnlos und konnte von den Ereigniſſen widerlegt oder unmöglich gemacht werden. Mißglückte die Spekulation, dann bedurfte es nur eines Briefes an Margot, glückte ſie, dann konnte er ihr ihr Vermögen übergeben und über das, was er ſelbſt beſaß,

verfügen. Sein Eigentum ſollte Marie gehören, wenn ſie ſich verpflichtete, nichts davon den Gläubigern ihres Vaters zuzuwenden, ſonſt fiel auch das an Margot. —

Selbſt die erſten allgemeinen einleitenden Worte ſeines Vermächtniſſes mußten anders lauten, wenn er ein Vermögen hinterließ und anders, wenn er als Bankerotteur ſtarb. Er konnte jetzt noch nichts unternehmen.

Er ſchloß das unbeſchriebene Blatt wieder ein, als ob ein Unberufener jetzt ſchon aus der weißen Fläche den künftigen Inhalt erraten könnte. Dann erhob er ſich, zündete ſich eine Zigarette an und ſetzte ſich in eines der Fauteuils in der Rauchtiſchecke.

Ohne die Augen zu ſchließen, ohne ſich auch noch ein einziges Mal zu erheben, ſaß er länger als eine Stunde unbeweglich da und ſtarrte im Licht des erwachenden Morgens das Muſter eines der vielen kleinen Perſerteppiche an, die den Parkettboden bedeckten.

Erſt als der Diener, der das Zimmer leer glaubte, eintrat, ſtand er auf und befahl ihm, das Frühſtück zu bringen. Dann erklärte er Friedrich, daß das gnädige Fräulein in der Nacht zu einer kranken Freundin gerufen wurde.

Er war nicht wenig überraſcht, als ihm Friedrich mitteilte, daß das gnädige Fräulein ſchon in der Nacht zurückgekommen war.

„Wann iſt ſie heimgekommen?"

„Ich habe nicht ſelbſt das Haus aufgeſchloſſen", berichtete Friedrich, „ich will mich gleich bei Karl erkundigen, Herr Baumeiſter."

„Iſt nicht nötig", winkte der Baumeiſter ab.

Friedrich zog ſich zurück und kam nach einer Weile wieder. „Ich habe mit Karl geſprochen", meldete er, „er glaubt, daß es fünf Uhr war, als das gnädige Fräulein nach Hauſe kam."

„Sie ſtehen ſo da, als ob Sie noch etwas ſagen wollten."

„Ja, Herr Baumeiſter, Karl ſagt, daß er heute nacht ſelbſt das Haustor und die Gartenpforte geſchloſſen hat, und daß beide Schlöſſer heute früh offen waren."

„Na, und weiter?"

„Ich habe erſt beim gnädigen Fräulein mehrmals an die Türe geklopft, und weil ich keine Antwort bekommen habe, bin ich in das Zimmer getreten. Das gnädige Fräulein muß in der Nacht gleich wieder weggegangen ſein."

„Hat ſie Karl etwas davon geſagt, daß ſie wieder weg will?"

„Nein, Herr Baumeiſter."

„ s iſt gut", ſchloß Wehrmann das Geſpräch und erhob ſich. „Ich fahre jetzt in die Stadt und bin gegen ſechs Uhr zu Hauſe."

* * *

Er traf Otto Gronau ſchon bereit vor. Sie fuhren gemeinſam in die Stadt. Unterwegs ſprachen ſie nicht viel. Sie hatten einander nichts Neues zu ſagen. Um zehn Uhr vormittags fand eine Konferenz ſtatt, die, ohne daß ſie etwas dazu oder dagegen tun konnten, über

ihr Schickſal entſcheiden ſollte. Wenn auch Gronau geſtern noch ſo überlegen getan hatte, ſo brauchte ihn Wehrmann heute nur anzuſehen, um zu wiſſen, daß dieſes Geſchäft auch ſein Ruin war, wenn es fehlſchlug. Sie hatten beide ihr Letztes auf eine Karte geſetzt. Einen Komplex von ſechs Häuſern in der beſten Geſchäftsgegend der Stadt hatten ſie überzahlt, weil ſie ſicher zu ſein glaubten, daß ein internationales Warenhauskonſortium, das ſeit langem ein geeignetes Grundſtück ſuchte, ſich geheim bereits für dieſes entſchieden hatte. Alles war programmäßig verlaufen, wenige Tage, nachdem ihre Namen in das Grundbuch eingetragen wurden, war man mit Kaufanträgen an ſie herangetreten, und gleich auf den erſten Anhieb hatte man ihnen ein Angebot gemacht, bei dem ſie trotz der überhaſtet teuren Kaufpreiſe ſchon einen tüchtigen Batzen verdient hätten.

Und dann war die Überraſchung gekommen. Die Käufer zogen ihr Angebot zurück und gleichzeitig brachten einige Zeitungen eine Notiz über den bevorſtehenden Kauf eines Grundſtückskomplexes desſelben Konſortiums in einer anderen Stadtgegend.

Ein Schachzug natürlich. Solche Tricks, mit denen man die Eigentümer einſchüchtern wollte, kamen täglich vor. Als ſie der Sache aber mit aller Gründlichkeit nachgingen, kamen ſie zu der Überzeugung, daß es ſich um keinen Trick handelte und daß das Konſortium mit den Eigentümern der anderen Grundſtücke durchaus nicht zum Schein verhandelte.

Der Rechtsanwalt, der das Konſortium vertrat, hatte ſie für denſelben Tag um zwei Uhr beſtellt, an-

geblich, weil er einen anderen Käufer für ein einzelnes der ſechs Grundſtücke hatte. Über die Verhandlungen zwiſchen den anderen Eigentümern und dem Rechtsanwalt fanden um zehn Uhr ſtatt, und Gronau hatte den Bureauchef des Anwalts beſtochen, um rechtzeitig von dem Ergebnis unterrichtet zu ſein.

„Wann werden wir es erfahren?“ fragte Wehrmann, ohne natürlich ernſtlich eine Antwort zu erwarten.

„Wenn der Bureauchef bei den Verhandlungen perſönlich dabei iſt und ſich die Geſchichte nicht lange hinzieht, gegen zwölf Uhr.“

„Die Sitzung um zwei Uhr iſt jedenfalls Humbug“, ſagte Wehrmann.

„Davon bin ich auch überzeugt“, ſagte Gronau und ſah dabei ſo wenig überzeugt und ſo gründlich zweifelnd drein, daß ſein Freund das Gegenteil aus ſeiner Bemerkung heraushören mußte.

„Geſtern hatteſt du noch Courage“, ermutigte Wehrmann.

„Hab' du erſt einmal ſo eine Nacht hinter dir, wie ich heute“, brummte Gronau.

Dann ſtiegen andere Reiſende in den Stadtbahnwagen, ſo daß die beiden bis zur Friedrichſtraße kein Wort mehr miteinander wechſelten. Beim Ausſteigen ſchlug Wehrmann vor, ſich für zwei Stunden zu trennen. Er glaubte die Qualen des Wartens in Geſellſchaft Gronaus, deſſen große dicke Geſtalt mit ſeinem ängſtlichen Geſicht wie ein Häufchen Unglück wirkte, nicht überſtehen zu können.

„Ich fahre ſchnell nach meinem Bureau und bin

Punkt zwölf Uhr bei dir; früher hat es ja doch keinen Zweck."

Gronau nickte nur verzweifelt, reichte ihm die Hand und trottete die Treppe rechts zur Weidendammer Brücke hinunter, während Wehrmann nach links ging.

Erſt wollte er einen Wagen nehmen, dann aber ſah er auf die Uhr und entſchloß ſich, zu Fuß die Friedrichſtraße hinaufzugehen. Vor dem Schaufenſter einer Waffenhandlung blieb er verſonnen ſtehen. Dann beſann er ſich: warum eigentlich? Genügten die beiden Revolver nicht, die in ſeinem Schreibtiſch verſchloſſen waren?

Im Vorbeigehen kaufte er bei einem Straßenhändler die Morgenausgabe des Stadtanzeigers und begann, langſamer vorwärtsſchreitend, zu leſen. Da ſtand es richtig groß und breit: „das Duell Heinrich Batt-Doktor Winteruhr . . . Batt verletzt . . . zwar nur Streifſchuß im rechten Oberarm, keine Gefahr, aber nach Ausſage des Arztes wird der Komponiſt doch noch wochenlang an der Arbeit verhindert ſein."

Er lachte auf. „Sie brauchte es nicht ſo eilig zu haben", ſagte er vor ſich hin und merkte nicht, daß ein Vorbeigehender ihm erſtaunt nachblickte. Er zweifelte nicht daran, daß ſie unter dieſen Umſtänden nicht lange bei Batt bleiben und bald zu ihm zurückkehren würde, aber er empfand keine Freude darüber. „Jetzt nicht!" ſagte er. „Nicht deshalb weil ſeine Wunde zufällig leicht iſt. Jetzt überhaupt nicht mehr."

Auf der Treppe zu ſeinem Bureau traf er mit von Harlem zuſammen. Der Prokuriſt grüßte eifrig und

fragte ſchon auf der Treppe leiſe, ob es etwas neues in der Warenhausſache gab.

„Sie ſind eine Spekulantennatur", ſagte ihm Wehrmann, mehr ermahnend als ärgerlich. „Sobald ein Geſchäft riskant wird, fangen Sie an, ſich dafür zu intereſſieren."

Von Harlem merkte, daß heute ein ungünſtiger Wind wehte und hielt den Mund, während er ſeinem Chef die Türe öffnete.

Wehrmann ließ ſich ſofort die eingegangene Poſt geben und zog ſich in ſein Privatkontor zurück.

Aber die Briefe langweilten ihn und vermochten ihn nicht von ſeinen Gedanken loszureißen. Er klingelte und ließ ſich die wichtigſten Geſchäftsbücher hereinbringen. Dann verſuchte er, eine Aufſtellung über ſeine Vermögenslage zu machen, begann Ziffern aneinander zu fügen und gab es ſchließlich auf. Was nützte das alles! Welcher von den Werten beſtand denn ernſthaft, wenn ihn ein Nachlaßverwalter in die Hand bekam? Das war ja das Gottverfluchte an ſeiner Exiſtenz und an ſeinem Berufszweig, daß alles unter der Hand zu ſchwanken begann, wenn man es einmal derb und reell anfaſſen wollte!

Wieder wie daheim des morgens ſaß er unbeweglich feſt und ſtarrte hoffnungslos vor ſich hin.

Er wußte nicht, wie lange er ſchon ſo daſaß, als plötzlich die Klingel an ſeinem Tiſchapparat ertönte. Ärgerlich darüber, daß ſeine Leute weiß Gott wem, der ihn zu ſprechen wünſchte, gleich, ohne bei ihm anzufragen, die Verbindung gaben, ergriff er den Hörer.

„Ja, ich bin ſelbſt am Apparat . . . Du, Gronau?

. . . Ungeſtört? Gewiß. Warte nur einen Augenblick."

Er legte den Hörer hin und ſprang zur Tür. „Das Geſpräch jetzt nicht unterbrechen", befahl er, „niemand ſoll zum Apparat." Dann ſchloß er die Türe und nahm den Hörer wieder in die Hand: „Was iſt los?"

„Der Mann glaubt ganz ſicher zu ſein, daß die Verhandlungen um zehn Uhr ergebnislos verlaufen werden, er glaubt, beſtimmt zu wiſſen, daß es nur ein Manöver iſt", hörte er Gronau mit einer von Erregung zitternden Stimme ſprechen.

„Glaubſt du, daß man ſich auf ihn verlaſſen kann?" fragte er ſelbſt und fühlte, wie das Blut in ſeinen Schläfen hämmerte.

„Er verliert bei uns zuviel, wenn er uns falſch unterrichtet und kann bei keinem anderen etwas dafür gewinnen."

„Alſo iſt unſere Konferenz um zwei Uhr nur ein Vorwand?" fragte Wehrmann. „Man hat uns nur einſchüchtern wollen und wird uns gleich feſtlegen, wenn wir nachlaſſen?"

„Bombenſicher", hörte er Gronau ſo überzeugt behaupten, daß er ſich ſelbſt von der plötzlichen Zuverſicht ſeines eben noch verzweifelten und gebrochenen Freundes mitreißen ließ. Er fühlte, wie ihm der innere Jubel die Kehle zuſchnürte. „Ich bin in zwanzig Minuten bei dir", ſagte er nur noch und verließ ſein Kontor.

Das war eine peinvolle Stunde, die die beiden Freunde, Otto Gronau und Franz Wehrmann durchmachten. Ein Zwieſpalt zwiſchen Hoffnung und Angſt erſt bis zu dem Augenblick, in dem ſie beim Rechtsanwalt vorſprachen, ein ewiges Wagen und Wägen und Verſuchen während der Verhandlung und ein verborgenes Aufatmen in Geſellſchaft der anderen, als der Abſchluß, der mit verkappten Vorſchlägen angefangen hatte, glücklich zuſtande gekommen war. Sie warteten nur noch den Austauſch der vorläufigen Schlußbriefe ab und empfahlen ſich dann, um endlich mit ihrem Jubel und ihrer Freude allein zu ſein und ſie nicht mehr verbergen zu müſſen.

Auf der Treppe ſprachen ſie kein Wort. Auf der Straße ſahen ſie einander nur an und ſchritten ſchweigend weiter. Erſt als ſie um die nächſte Straßenecke bogen und niemand ihnen mehr aus dem Fenſter des Rechtsanwalts nachſehen konnte, blieben ſie wie auf ein Kommando gleichzeitig ſtehen. Gronau ſtreckte Wehrmann unwillkürlich die Hand hin und ebenſo impulſiv erfaßte ſie Wehrmann und ſchien ſie in der ſeinigen beinahe erdrücken zu wollen.

„Das mache ich nicht noch einmal durch“, atmete Gronau ſo tief auf, als ob er durch dieſen Seufzer die

letzten Reſte von Sorgen, die noch in ihm ſtecken geblieben waren, ausſchöpfen wollte.

Wehrmann ſchüttelte den Kopf. „Ich wahrhaftig auch nicht.“

„Eine Million ſteckt jeder von uns in die Taſche, und mehr braucht ein vernünftiger Menſch nicht zu haben“, meinte Gronau ſo beſtimmt, als wollte er dadurch einen Schlußſtrich hinter ſein geſchäftliches Streben ſetzen. „Ein ſchlechter Kerl will ich ſein, wenn ich jemals noch ſo eine Geſchichte anfaſſe.“

„Ich auch“, lachte ihn Wehrmann an.

„Fährſt du gleich nach Hauſe?“ fragte Gronau.

Der Baumeiſter dachte nach. Er war ſich ſelbſt noch nicht darüber klar, was das nächſte war, das er zu tun hatte. „Ja“, entſchied er dann, „ich möchte vorher nur noch irgendwo ungeſtört telephonieren.“

„Ich auch, es wäre eine Sünde, wenn ich meine Alte noch länger in Unruhe ließe. Sie weiß zwar nichts Genaues, aber ſoviel hat ſie doch gemerkt, daß es diesmal um die Wurſt geht.“

Sie traten in ein nahes Hotel und ließen ſich zwei Telephonzellen geben.

Der Baumeiſter telephonierte nach ſeiner Wohnung und erkundigte ſich bei Friedrich, ob Marie unterdeſſen nach Hauſe gekommen war. Als er eine verneinende Antwort hörte, biß er ſich auf die Lippen. „Telephonieren Sie ſofort an Herrn Profeſſor Reizenhold“, befahl er, „ich möchte den jungen Herrn unter allen Umſtänden noch heute abend in meiner Wohnung ſprechen. In einer Stunde bin ich zu Hauſe.“

Dann legte er den Hörer hin.

Er blieb in der Zelle ſtehen, um noch eine Weile vor den verwunderten Blicken ſeines Freundes ſicher zu ſein. „Alſo auch das“, dachte er, „ich habe es nicht nötig gehabt, mich gegen ſie zu wappnen“, ironiſierte er ſich ſelbſt, „ſie ſetzt mich gar nicht in Verlegenheit. Trotzdem er nur leicht verwundet iſt, hat ſie es doch nicht eilig, zurückzukommen.“

Der Jubel, der über den kaum mehr erhofften geſchäftlichen Sieg in ihm aufgeſtiegen war, wurde mit einem Male niedergeſchlagen. Freudlos verließ er die Zelle und konnte ſich über das ſtrahlende Geſicht ſeines Freundes nur noch wie über etwas Unfaßliches wundern.

Gronau gab dem Telephonjungen einen ganzen Taler und begann, angeregt und lachend zu erzählen. „Du hätteſt meine Frau hören ſollen. Wer der heute in die Quere kommt, den redet ſie vor Freude tot.“

„Das kann ich mir denken“, lächelte Wehrmann gezwungen.

„Junge, was haſt du, du ſiehſt ja wie ein Leichentuch aus“, ſagte Gronau erſchreckt, als ſie wieder auf die Straße getreten waren.

„Nichts“, wehrte Wehrmann ſeine Sorge ab. „Das iſt die Reaktion auf die erſte Freude. So etwas ſetzt ſich nicht in den Hoſenboden.“

„Wollen wir jetzt einen Wagen nehmen?“

„Meinetwegen.“

Sie riefen einen vorbeifahrenden Kraftwagen an.

„Hol mich der Teufel, wenn ich dich verſtehe“, begann Gronau wieder. „Wir machen eine waghalſige Sache durch, brechen uns nicht nur nicht das Genick da-

bei, ſondern verdienen ſo viel, daß wir das Verdienen von jetzt ab als vernünftige Menſchen aufgeben müßten, und du machſt ein Geſicht dazu, als ob dir die Felle weggeſchwommen wären."

„Unſinn", lachte Wehrmann. „Kennſt du das nicht, wenn man nachher, wenn alles glücklich abgelaufen iſt, ſozuſagen die ganze Aufregung mit den Nerven noch einmal durchmacht? Mir iſt jedenfalls ſauwohl zumute."

Gronau kam ſein Freund nicht ganz geheuer vor, aber er ſchob es den Aufregungen der letzten Tage zu und gab ſich zufrieden.

An der Ecke, an der ſich in der Kolonie ihre Wege kreuzten, ſtieg Wehrmann aus und ging den letzten Reſt zu Fuß nach Hauſe.

„Herr Reizenhold iſt ſchon da", meldete ihm Friedrich in der Diele. „Er kam gleich eine halbe Stunde, nachdem ich telephoniert habe und wartet im Empfangszimmer."

„Gut, ſchicken Sie ihn mir in mein Arbeitszimmer", verfügte der Baumeiſter, trat ſelbſt ein und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Mit freudiger Erwartung blickte er auf die Türe, durch die der junge Menſch eintreten mußte.

Da war er ſchon. In Gehrock und Lackſchuhen, mit ſeinem tadelloſen Scheitel und dem goldenen Zwicker auf der Naſe.

„Guten Tag", begrüßte ihn Wehrmann, „ich danke Ihnen, daß Sie gleich gekommen ſind. Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Reizenhold verbeugte ſich und folgte der Einladung.

Er zeigte keinerlei Verlegenheit, ſondern trat ſehr ſelbſtſicher auf. „Sie haben mich rufen laſſen, Herr Baumeiſter. Darf ich Ihre Aufforderung in günſtigem Sinne deuten?"

„Ich denke doch, was mich betrifft, gewiß. Das übrige werden Sie mir ſelbſt ſagen. Alſo Sie lieben meine Nichte, junger Mann?"

„Gewiß Herr Baumeiſter, und ich hoffe, daß ſie an meiner Seite glücklich werden wird."

„Das hoffe ich auch. Mein einziges Bedenken iſt nur, ob das Vermögen, das meine Nichte beſitzt, nicht ein gut Teil Ihrer Liebe ausmacht."

„Wie können Sie vermuten, Herr Baumeiſter", erhob ſich Reizenhold entrüſtet. „Was veranlaßt Sie zu einer ſolchen Verdächtigung?"

„Ich dachte nicht im Traume daran, Sie zu verdächtigen; im Gegenteil, ich freue mich darüber, daß Sie eine ſolche Möglichkeit entrüſtet zurückweiſen. Es beruhigt mich ſogar, denn, ſehen Sie, ich fühle mich verpflichtet, ein offenes Wort mit Ihnen zu ſprechen, und Sie haben mir meine Mitteilung eben erſt ſehr erleichtert."

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Baumeiſter."

„Sie werden mich gleich verſtehen. Ich habe mal vor Jahren im Theater eine Poſſe geſehen, bei der ein Mitgiftjäger dadurch abgeblitzt wurde, daß ihm ſein künftiger Schwiegerpapa erzählte, er hätte ſein Vermögen verloren. Sehen Sie, mein Lieber, das war eine Poſſe; aber das, was ich Ihnen erzählen muß, das iſt das Leben ſelbſt."

„Hat Fräulein Margot ihr Vermögen verloren?“ fragte Reizenhold erſchreckt und erhob ſich unwillkürlich.

„Ja, Margot war ſehr vermögend, war es noch geſtern und iſt es heute nicht mehr. Ich war der Verwalter des Geldes, ich hatte das Recht, es nach meinem beſten Ermeſſen anzulegen und zu verwerten. Fünf Jahre lang habe ich das mit Erfolg getan, und jetzt habe ich nicht nur mein Geld, ſondern auch Margots ganzes Vermögen bei einem einzigen großen Geſchäft verloren.“

„Aber wie iſt das nur möglich!“ fuhr Reizenhold auf.

„Ich brauche Ihnen nicht zu verſichern, daß mir dieſe Feſtſtellung ſchmerzlicher iſt, als Ihnen. Sie ſind ein Menſch, dem die Welt auch ohne Margots Vermögen offen ſteht. Mir bleibt freilich kein anderer Troſt als das Bewußtſein, daß Margot nicht allein die Leidtragende iſt, ſondern daß auch ich mein Vermögen verloren habe.“

„Verzeihen Sie, Herr Baumeiſter, aber das ſtimmt nicht ſo ganz“, wahrte Reizenhold energiſch ſein Intereſſe. „Sie konnten Ihr Geld in Gefahr bringen, aber nicht das Ihrer Fräulein Nichte. Solche Geſchäfte ſind nicht zur Anlage von Mündelgeldern geeignet.“

„Soll ich Ihnen wirklich erſt verſichern, daß ich über die Sicherheit meiner geſchäftlichen Unternehmungen nicht den geringſten Zweifel hegte? Margots Vater hat mir ausdrücklich das Recht eingeräumt, nach meiner beſten Überzeugung über das Geld zu verfügen. Wenn das Geſchäft anders ausgegangen wäre,

und ich Ihnen heute ſagen könnte, daß Margots Vermögen ſich verdoppelt hat, ſo würden Sie mir wohl ſchwerlich Vorwürfe darüber machen."

„Das weiß ich nicht, Herr Baumeiſter, darin haben Sie vielleicht recht, es mag ſein", gab Reizenhold gewunden zu, „aber . . ."

„Da gibt es kein aber. Wenn man die Chancen für ſich in Anſpruch nimmt oder wenigſtens anerkennen will, ſo muß man ſich auch mit dem Riſiko abzufinden wiſſen. Ich bedaure es nicht minder ſchwer als Sie, aber ich kann es nicht ändern."

„Das iſt eine ſehr billige Verteidigung, Herr Baumeiſter, Sie verzeihen ſchon, aber als Margots Verlobter habe ich ein gewiſſes Recht, danach zu fragen . . ."

Wehrmann unterbrach ihn: „Ihr Herr Vater hat für Sie um Margots Hand angehalten, nicht um ihr Vermögen."

„Gewiß, gewiß", ſtotterte Reizenhold, „aber bedenken Sie, Herr Baumeiſter, ich will eine Gelehrtenlaufbahn einſchlagen. Die Wiſſenſchaft iſt leider kein ſehr einträgliches Brot und die klaſſiſche Philologie noch am wenigſten. Wovon ſollen wir leben? Was ich in den erſten Jahren als Privatdozent und nachher als außerordentlicher Profeſſor verdienen werde, davon können wir nicht leben. Sie ſtellen mich durch Ihre Mitteilung vor eine Wahl . . . Ich halte es für meine Pflicht, das ganz offen zu ſagen, jawohl, vor eine Wahl zwiſchen der Wiſſenſchaft und Fräulein Margot."

„Darüber bin ich mir klar", ſagte Wehrmann ernſthaft, „deshalb habe ich Sie an demſelben Tage ver-

ſtändigt, an dem das unglückſelige Geſchäft ſich entſchieden hat. Wenn Sie mir nicht gleich anfangs geſagt hätten, daß Ihre Liebe für Margot von dem Gelde unabhängig iſt, ſo hätte ich vielleicht gezögert, es Ihnen zu ſagen."

Der junge Menſch ſaß ſehr verlegen da und nahm, wie er es immer zu tun pflegte, wenn er eine kurze Bedenkfriſt gewinnen wollte, ſeinen Kneifer ab, um die Gläſer zu putzen.

„Ich will Ihnen perſönlich keine Vorwürfe machen, Herr Baumeiſter", begann er dann zögernd, „aber ſo einfach, wie Sie meine Lage hinſtellen, iſt ſie leider nicht. Ich bin es meinem Vater und meinen künftigen Aufgaben ſchuldig, meine wiſſenſchaftliche Laufbahn nicht preiszugeben."

„Wollen Sie damit ſagen . . .?"

„Verzeihung, Herr Baumeiſter, ich wollte Ihnen keine Vorwürfe machen, aber es geht ſchließlich nicht an, daß ich die Folgen Ihrer Leichtfertigkeit trage. Sie haben Margots Lebensglück vernichtet und nicht ich. Wenn Margot ſo mittellos iſt wie ich ſelbſt, ſo können wir nicht heiraten. Es wäre gewiſſenlos von mir, wenn ich Ihnen das nicht offen ſagen würde und Margot ohne Ziel auf mich warten ließe."

„Ich werde verſuchen, Margot darüber zu tröſten", lachte der Baumeiſter plötzlich auf und erhob ſich. „Sie ſind ein ſchlechter Spekulant, mein Lieber; wenn Sie ein reicher Mann werden wollen, dann müſſen Sie erſt lernen, ſich nicht einſchüchtern zu laſſen. Plumper als ich Sie hereinfallen ließ, konnte man es doch wirklich nicht tun. Margot hat ihr Vermögen nicht verloren;

es liegt ſo ſicher und feſt da, wie Sie jetzt eben vor mir ſtehen, ſo ſicher, wie Sie jetzt gleich vor meinem Hauſe auf der Straße ſtehen werden."

„Das iſt eine Hinterliſt, Herr Baumeiſter", erklärte Reizenhold mit einem verblüfften und dummen Geſicht, während er an ſeinem Zwicker herumtaſtete. „Ihr Fräulein Nichte wird es Ihnen nicht danken, daß Sie ſich dieſen Ulk mit mir erlaubt haben."

Wehrmann antwortete nicht mehr. Er lachte nur noch, lachte ſein erſtes befreiendes Lachen nach langer Zeit. Er ſchritt zur Tür, hielt ſie offen und zeigte mit dem Finger nach dem Ausgange.

Reizenhold zog ab.

Als Wehrmann die Türe hinter ihm geſchloſſen hatte, wurde er mit einem Male wieder ganz ernſt.

„Das Geſpräch wäre alſo erledigt", ſagte er halblaut, „jetzt nur noch Margot, dann bin ich fertig." Er wollte den Diener klingeln und ſie zu ſich bitten, entſchied ſich aber doch anders und ging ſelbſt zu ihr.

Sie legte die Zeitung, die ſie geleſen hatte, beiſeite und kam mit einer Flut von Fragen auf ihn zu. „Wo iſt Marie? Sie ſoll in der Nacht zu irgend jemand gefahren ſein, der ſchwer erkrankt iſt, aber ſie hat doch keine Freunde; wann kommt ſie zurück?"

„Ich werde es ſelbſt erſt am Abend erfahren."

„Wo iſt ſie denn aber?"

„Laß das jetzt", ſchnitt er ihr die Frage ab, „ich bin gekommen, um mit dir über dich ſelbſt zu ſprechen. Ich habe mir deinen jungen Herrn kommen laſſen, um ihn ſelbſt erſt beſſer kennen zu lernen."

„War er hier?" fragte ſie und vergaß in ihren eigenen Herzensangelegenheiten plötzlich alle Fragen, die ſie wegen Marie noch an ihn richten wollte.

„Ja, er iſt eben erſt gegangen. Ich habe dir verſprochen, daß ich nichts dagegen haben will, wenn ich mich davon überzeuge, daß es zu deinem Glück iſt. Jetzt weiß ich, daß es zu deinem Unglück geweſen wäre. Du brauchſt dich darüber nicht zu kränken, Margot, alle reichen Bräute müſſen dieſe Erfahrung machen. Er hat nicht dich heiraten wollen, ſondern deine Mitgift."

„Das iſt nicht wahr, Onkel", weinte ſie los, „du haſt eine Antipathie gegen ihn, das weiß ich ſchon lange."

„Selbſt wenn ich eine Antipathie gegen ihn hätte, und es iſt ſehr wohl möglich, daß ich ſie habe, ſo kannſt du mir glauben, daß ich mich nicht davon beeinfluſſen ließe. Ich würde nicht mit dir darüber ſprechen, wenn ich nur Vermutungen hätte. Aber ich habe Beweiſe, Kind, und denen wirſt auch du dich fügen müſſen."

„Es iſt nicht wahr", blieb ſie weinend bei ihrer Überzeugung, „du haſt nur die Verlobung aufheben wollen."

Er lachte ſie freundlich aus. „Warum hätte ich ſolange gewartet, wenn nicht, um mir ſelbſt den Beweis zu ſchaffen, du dummes Mädel, du. Laß dir doch erſt einmal erzählen, bevor du deinem Bräutigam ſo viele Tränen nachweinſt. Soll ich dir ſagen, woran ich ihn erkannt habe?"

Sie blickte mit ihren verweinten Augen zu ihm auf und ſah ihn mehr neugierig als ſchmerzlich an.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich das Geld, das dir dein Vater hinterlassen hat, verwalte, und daß ich es in einem unglücklichen Geschäft verloren habe."

„Ist es denn auch wahr?" fragte sie so ahnungslos und so kindisch, daß es trotz aller seiner Bitternis plötzlich in ihm aufjubelte und ihm beinahe Tränen in die Augen getrieben hätte, weil es nicht wahr war, und weil es doch so leicht hätte wahr sein können.

„Natürlich nicht", sagte er mit so gepreßter und doch so freudiger Stimme, daß selbst sie in ihrer Erregung seinen veränderten Ton wahrnahm und ihn erstaunt ansah. „Aber er hat es geglaubt und hat mir ganz offen erklärt, daß er bei der Wahl zwischen der Wissenschaft und dir seiner Laufbahn wegen die Wissenschaft vorziehen muß. Du kannst das nicht ganz verstehen, du dummes Mädel, du bist am Ende wirklich in ihn verliebt und bildest dir ein, daß seine Wissenschaft, von der er so selbstgefällig spricht, vielleicht wirklich einen Pfifferling wert sein könnte."

„Er hat mich verleugnet?" fragte sie pathetisch.

„Ja, er hat dich verleugnet", nahm auch er scherzhaft ihr Pathos an.

„Und ich hätte ihm nie die Treue gebrochen", deklamierte sie.

„Weil ich das für möglich gehalten habe, habe ich ihm sie für dich gebrochen", lachte er.

„Du hast ihn abgewiesen?" erkundigte sie sich immerhin bestürzt.

„Ich habe ihn sogar so gut wie hinausgeworfen", gestand er und streichelte ihr das Haar.

Da weinte ſie bitterlich los, ſo daß ſie ihm trotz ihrer kindiſchen Dummheit herzlich leid tat. „Haſt du ihn denn wirklich lieb gehabt? Das vergißt ſich bald", tröſtete er ſie. „Wenn es auch hart war, ſo war es doch eine recht gute Erfahrung für dich. Mit der Liebe mußt du dir jetzt ein paar Jahre Schonzeit gönnen. Du haſt zu früh angefangen. Wenn du älter geworden biſt und dich ein wenig auf Menſchen verſtehen wirſt, dann findeſt du vielleicht einen, von dem ich am Ende glaube, daß ich heute ſchon ſeinen Namen weiß."

Sie vergaß weiterzuweinen und ſah plötzlich eine Möglichkeit, Hede Fipps doch noch zuvorzukommen. Neugierig intereſſiert und dabei doch ſtolz auf die Auszeichnung, von ihrem Onkel als Braut, wenn auch als künftige, anerkannt zu werden, fragte ſie: „Wer denn?"

„Errätſt du nicht, wen ich meine?" ermunterte er ſie freundlich.

„Wen denn nur, Onkel?"

„Felix heißt er mit dem Vornamen, und für den Charakter glaube ich bei ihm auch gutſagen zu können. Haſt du nicht bemerkt, daß er ſich ein wenig in dich vergafft hat?"

„Doch", geſtand ſie, die noch über den Verluſt des erſten weinte, ſchon halb lachend bei dem Gedanken an die Verlobung mit dem anderen. „Doch — ich habe ihn auch ganz gerne, aber es war zu ſpät, weil ich doch ſchon verlobt war."

„Ach ſo", lachte er, „ihr ſeid mir aber eine ſchöne Geſellſchaft. Er hat dir alſo auch ſchon eine Liebeserklärung gemacht?"

„Ja, aber ich mußte ihm einen Korb geben, weil ich doch Herrn Reizenhold die Treue nicht brechen wollte."

„Darum keine Bange nicht", lachte er herzlich, „wenn wir beide, du und ich, uns nur einig ſind, dann wird ſich das andere ſchon finden."

Als Wehrmann wieder allein in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch saß, kam es ihm erst voll zum Bewußtsein, wie furchtbar es gewesen wäre, wenn er Reizenhold während seiner Auseinandersetzung mit einem Schuldgefühl gegenübergestanden hätte, wenn das, was er ihm vorlog, wahr gewesen, wenn Margots Vermögen in seinen Händen wirklich verloren gegangen wäre.

Das Possenspiel hätte sich zur Tragik gewandelt und er wäre den Redensarten des grünen Jungen wehrlos ausgesetzt gewesen. Nie auch hätte er die Sicherheit und den Humor gehabt, Margot zu überzeugen, nie hätte er sie so freundlich und harmlos trösten können, wenn er in ihrer Schuld geblieben wäre.

Dieses herrliche Bewußtsein ließ ihn für Augenblicke für seine innere Leere und sein eigenes Unglück vergessen. Das Schicksal meinte es besser mit ihm, als er gehofft hatte und besser auch, als er es vielleicht verdiente. Die letzte Schmach war ihm erspart geblieben. Nun hatte er reinen Tisch gemacht und den letzten Flecken von seinem Namen abgewaschen, nun war es ein leichtes, vom Schauplatz abzutreten.

Nachher mochte man von seiner Feigheit oder von seinem Mut sprechen, ihm war es gleich. Er tat, was er mußte, er hatte nichts mehr vom Leben zu erhoffen.

„Nur Marie, als einzige, wird wiſſen, warum ich es getan habe", dachte er.

Er glaubte ihre Worte zu hören, er ſah ſie vor ſich, wie ſie ihm trotzig geantwortet hatte: „Glauben Sie, daß das, was Sie getan haben, auch nur um ein Haar anders werden kann, wenn Sie einmal zufällig mit Glück ſpekulieren?"

Nein, an ſeiner Tat wurde dadurch nichts beſſer, nur Batts Vergehen bekam einen Glorienſchein in ihren Augen.

Daß ſie es fertig gebracht hatte, ihm das zu ſagen, darüber konnte er nicht hinwegkommen, über dieſe Erinnerung konnte ihn kein Erfolg hinwegtragen.

Er holte das Papier vor, das er heute nacht verſchloſſen hatte.

„Mein letzter Wille", da ſtand es noch als Überſchrift auf dem weißen Bogen. „Mein letzter Wille."

Was wollte er denn noch beſtimmen, was er nicht ſchon in Ordnung gebracht hatte? Warum hatte er ſich geſtern wie zu einer großen Arbeit dazu gerüſtet? Mit ein paar Zeilen war alles getan:

„Ich beſtimme meinen langjährigen Freund, den Architekten Otto Gronau zum Vollſtrecker dieſes meines letzten Willens. Als Verwalter des Erbteils meiner Nichte Margot beſtimme ich weiter, daß die ihr zukommende Summe in mündelſicheren Papieren oder Hypotheken angelegt werden ſoll. Die Zinſen des Kapitals fallen von meinem Todestage an zugunſten meiner Nichte. All mein anderes Eigentum an beweglichen und unbeweglichen Gütern ſoll meiner Schwägerin Marie Erlebach zufallen. Doch knüpfe

ich hieran die Bedingung, daß die Erbin ſich verpflichtet, nichts von meinem Nachlaß den Gläubigern ihres Vaters zuzuwenden, ſonſt . . ."

Er ſtockte in der Niederſchrift. Sonſt — was ſollte denn ſonſt geſchehen? War es denn nicht ebenſogut, wenn ſie das Geld den Gläubigern gab ſtatt an Batt, ihren künftigen Gatten? Sie ſollte tun, was ſie für richtig hielt.

Kurz entſchloſſen zerriß er das Blatt und begann die Beſtimmung noch einmal ſauber und ſorgfältig, aber ohne die einſchränkende Klauſel, abzuſchreiben.

Er war ſo völlig bei ſeiner Arbeit, daß er es gar nicht merkte, als ſich die Tür leiſe öffnete, und zuſammenſchreckte, als er eine Stimme hörte.

Marie ſtand im Türrahmen und blickte ängſtlich und doch dabei glücklich darüber, daß ſie ihn geſund wiederfand, zu ihm hin.

„Marie, Sie? Wann ſind Sie gekommen?"

„Eben erſt."

„Haben Sie mit Margot ſchon geſprochen?"

„Nein, ich wollte erſt zu Ihnen. Ich mußte erſt wiſſen, wie dieſer Tag für Sie geendet hat."

„Wie geht es Herrn Batt?" fragte er, ohne ſich zu erheben und ballte die Fäuſte unter dem Tiſch.

„Ich bin nur eine Stunde bei ihm geblieben", ſagte ſie und ſenkte verſchämt die Augen.

„Und wo waren Sie die übrige Zeit, wenn ich auch das noch fragen darf?"

Sie überging ſeine Frage.

„Wie hat es ſich entſchieden? So ſagen Sie es mir

doch, Franz, ſehen Sie denn nicht, wie ich auf Ihre Antwort warte?"

„Ich habe verſpielt", ſagte er dumpf und preßte ſeine Fäuſte hart an die Tiſchplatte und ſtarrte ſie an.

„Sie haben alles verloren?"

„Ja".

„Wieviel iſt es denn?"

„Finden Sie das nicht gleichgültig?" fragte er ſie. „Es iſt jedenfalls ſo viel, daß mir nicht mehr zu helfen iſt, und wenn ich ſelbſt heute den großen Auftrag bekommen hätte, von dem ich Ihnen erzählt habe, ſo wäre mir auch dann nicht mehr zu helfen. Ich habe verſpielt."

„Hat ſich auch der Wettbewerb entſchieden?" fragte ſie.

„Nein. Ich will Ihnen ſogar geſtehen, daß ich Anzeichen dafür habe, daß ich den Auftrag bekommen würde. Aber es iſt zu ſpät."

„Nein!" ſchrie ſie auf, „nein, es iſt nicht zu ſpät. Es kann nicht zu ſpät ſein."

„Haben Sie Ihre Zeit vielleicht dazu verwendet, Geld für mich aufzutreiben?" lachte er auf.

Es wurde ſtill im Zimmer. Er ſtarrte das Tintenfaß auf ſeinem Schreibtiſch an und ballte die Fauſt in einer Verbitterung, die ihm beinahe das Bewußtſein raubte. Ihm war, als löſte ſich die lautloſe Stille im Raume zu einem leiſen Sauſen auf, das immer lauter und lauter anzuwachſen begann und in ſeinen Ohren dröhnte und ſein Hirn lähmte und ſeine Gedanken verwirrte.

Wo war er, was war mit ihm geſchehen? Hatte er nicht eben kaltblütig dem Tod ins Auge ſehen wollen? Nein, nein, das war es nicht . . . irgend etwas anderes . . . etwas Erſchütterndes, etwas, das ſtärker war als der Tod. Er hatte doch eben erſt mit Marie geſprochen, mit Marie, die ihn verlaſſen hatte und dann eben noch leiſe zu ihm ins Zimmer geſchlichen war . . .

Er rang mit ſeiner Verwirrung, er wollte aufſchreien, um dieſes Sauſen in ſeinem Kopf zu übertönen. Aber er brachte keinen Laut aus der Kehle.

Ganz langſam, mit unwiderſtehlicher Gewalt angezogen, begann er ſeinen Kopf zu erheben. Ganz langſam wurde es auch ſtiller in ſeinem Gehirn.

Nur die Augen . . . die konnten wohl doch noch nicht klar ſehen. Es war ja nicht möglich, daß ſich dieſes Zimmer plötzlich zu drehen begonnen hatte, ſo ſinnlos, ſo raſend, daß er keinen Ruhepunkt fand. Nein, das war nicht möglich, das mußte eine Täuſchung ſein.

Er wollte jetzt nicht mehr denken. Es hieß jetzt nur noch alle ſeine Kraft zuſammenreißen, um ſeiner ſelbſt Herr zu werden. Es war ja auch nicht wahr, daß ſich alles vor ſeinen Augen drehte.

Dort . . . dort . . . war ein Punkt . . . eine Fläche, eine Geſtalt, die ſtand ſtill, die . . .

Sonderbar! Das war ja Marie, Marie, die ganz verwandelt zu ſein ſchien, die ganz klein und haltlos in ſich zuſammengeſunken war, die — mein Gott, ſie ſchwankte ja . . .

Er ſchlug mit der Hand hart gegen die Tiſchkante,

daß einer ſeiner Finger zu bluten begann. Da hatte er ſich wieder. Da ſah er klar, was um ihn vorging.

Nun hielt er ſie in ſeinen Armen und fühlte, wie ſie ſich ſchutzbedürftig an ihn ſtützte, nun konnte er ſie zu dem Eckfauteuil leiten, das ihnen am nächſten ſtand.

„Marie . . . was haben Sie denn?"

Sie rang mit ſich, ſie wollte nicht weinen. Hilflos ſtrich ſie ſich mit der Hand eine Haarſträhne aus der Stirn.

„Nichts . . . mir iſt nur einen Augenblick . . ." und dann begann ſie zu weinen. Erſt ganz leiſe, wimmernd, mit trockenen Augen. Und dann allmählich von ſeinen beſänftigenden, zärtlichen Handbewegungen eher aufgewühlt als beruhigt, mit lautem Schluchzen, das ihr den Atem benahm.

Er redete ihr zu. Mit zuſammenhangloſen, wirren Worten. Aber ſie hörte nicht auf ihn. Es war, als laſte eine ſchwere Schuld auf ihr, von der ſie ſich erſt durch eine Beichte befreien mußte.

Stoßweiſe, wie ein Kind, unter Tränen berichtete ſie.

Es war eher rührend als komiſch, was ſie tagsüber ſeit dem frühen Morgen getrieben hatte. Wie hätte er ahnen ſollen, daß erwachſene Menſchen geſchäftlichen Dingen ſo weltfremd gegenüberſtehen konnten, daß es noch ſoviel ungetrübte Naivität gab.

„Ich wollte Ihnen helfen . . ." kam es unter Schluchzen heraus. „Mein Gott, ich ſah es doch, daß Sie verzweifelt waren. — O ja, wie recht hatten Sie damals — — — aber ich war ja verblendet . . . ich

kannte das Leben noch nicht, ich bildete mir nur ein, daß ich es kannte . . ." Und wie eine kindliche Bitte um Verzeihung kam es heraus: „Ich hätte es sonst gewiß nicht getan."

„Aber was denn nur, Marie, was denn nur? Ich verstehe Sie nicht."

Sie sah ihn mit erstaunten, großen, feuchten Augen an. Verstand er sie wirklich nicht?

„Damals, als ich das viele Geld erbte, — ich hätte es nicht den Gläubigern meines Vaters zuwenden sollen."

Er ging auf ihren Gedankengang nicht ein. „Aber was haben Sie nur den ganzen Tag über getan, wo waren Sie denn?"

„Nein, fragen Sie mich nicht . . . bitte, nein. — Wozu . . . soll ich es Ihnen erzählen? Ich habe ja nichts erreicht, natürlich nicht. Wie sollten diese Menschen auch . . .?"

„Wucherer?"

Sie senkte nur den Blick und nickte.

„Einer . . .? Mehrere . . .?" Er wußte, daß er sie quälte, aber er sehnte sich danach, von ihr zu hören, was sie getan hatte.

„Ich weiß nicht mehr, wieviele es waren . . ."

„Wie kamen Sie zu den Menschen?"

„Aus Zeitungen . . .", hauchte sie so leise, daß er die Silben mehr erriet als hörte.

Nun gönnte er ihr eine kurze Pauſe. Es tat ihm ſelbſt weh, daß er ſie quälte, wenn er die Einzelheiten, deren ſie ſich ſchämte, aus ihr herauspreßte. Er rang mit ſich, ob er ihr die Wahrheit ſagen ſollte, die glückliche, befreiende, ſelige Wahrheit, daß er gerettet war. Mußte er es ihr jetzt nicht ſagen, wo er ſah, wie ſie um ihn litt?

Und dann . . . dann wurde die Erinnerung wieder in ihm lebendig, ſo daß er die Schmerzen, die er ihr bereitete, wie eine Wolluſt empfand. Ja, er wollte eine Genugtuung für all das Leid, das ſie ihm zugefügt hatte.

„Und wenn Sie mir alles gebracht hätten, und wenn Sie mich wirklich hätten retten können, ich hätte es von Ihnen nicht angenommen."

Es traf ſie ſo hart, daß ſie ſich mit einem Male deſſen ſchämte, daß ſie ſich in ſeiner Gegenwart ſo völlig vergeſſen und ſich ihm ſo reſtlos offen gezeigt hatte. Haſtig ſprang ſie aus dem weichen Stuhl empor und wich vor ihm zurück. Wie auf der Flucht vor ſeinem Haſſe näherte ſie ſich rittlings langſam den Fenſtern.

„Sie hätten es nicht genommen . . .?" fragte ſie nur.

„Nein, nein . . . Aber ich brauche es ja auch nicht. — — Ich habe Sie auch einmal auf die Probe ſtellen wollen, ich wollte Sie auch einmal belügen."

Noch erfaßte ſie es nicht ganz, noch konnte ſie nicht daran glauben, daß ſie nicht mehr um ſein Leben zu

bangen hatte. Aber der Klang ſeiner Stimme ließ ſie aufhorchen und verriet ihr, daß es nicht Haß ſein konnte . . . daß es etwas anderes ſein mußte, das ihn dazu trieb, ſie zu quälen.

„Sie haben mich belogen?" fragte Sie, um es ſich noch einmal von ihm beſtätigen zu laſſen.

„Ja, ich habe nichts verloren, ich habe mehr gewonnen, als Margots Geld, aber . . ."

„So ſind Sie gerettet?" unterbrach ſie ihn und fühlte, wie es, allen Kränkungen zum Trotz plötzlich wieder in ihr aufjubele.

„. . . Aber daß meine Spekulation glücklich ausgefallen iſt, das ändert ja wohl nicht ein Haar an dem, was ich getan habe.

„Das ſind meine eigenen dummen Worte, die Sie da ſagen, Franz", bat ſie ihn um Verzeihung.

„Können Sie auch dumme Worte reden, Marie?" fragte er gerührt. „Ich habe gedacht, daß Sie dazu zu überlegt ſind."

„Ich habe in den letzten vierundzwanzig Stunden ſo viel dumme Worte geredet, daß es für mein ganzes künftiges Leben ausreicht", klagte ſie ſich verſchämt an. „Sie ſollen nicht mehr daran denken, Franz. Ich war ſo unerfahren zu glauben, daß man ſein ganzes Leben lang vernünftig ſein kann. Aber jeder Menſch muß wenigſtens einmal in ſeinem Leben eine große Torheit begehen."

„Und Heinrich Batt?"

„Batt war meine erſte Jugendtorheit", ſagte ſie und lächelte in einem Schuldbewußtſein, das ihn entwaffnete, „ſogut wie Reizenhold Margots erſte Torheit war."

„Sie ſind alſo fertig mit ihm?" fragte er und konnte ſeine Freude nicht verbergen.

„Ja, fertig für immer", geſtand ſie und blickte ſo verſchämt zu Boden, wie ein Mädelchen, daß ſeiner erſten Liebeserklärung entgegenharrt.

Er ſtand einige Schritte von ihr entfernt und ſah ſie an. Noch einmal kämpfte er einen kurzen Kampf mit ſich. Dann war es ſtärker als ſein Stolz und ſein Trotz und als ſeine Erinnerung.

Noch einen, noch zwei Schritte kam er ihr näher. „Marie . . ." ſagte er dann nur.

Sie horchte beim Ton ſeiner Stimme auf und ſah ihn an.

Eine Sekunde noch, dann hatten ſie ſich gefunden.

Er hob ſie hoch und trug ſie in ſeinen Armen zur Rauchtiſchecke in eines der Lederfauteuils, in denen er ſo oft einſam geſeſſen und erbittert und ſehnſüchtig und ringend an ſie gedacht hatte.

Lange küßten ſie ſich und ſprachen kein Wort.

Dann ſahen ſie plötzlich Friedrich in der Türe. Keine Miene verzog ſich im Geſicht des alten Dieners bei dem überraſchenden Anblick. Lautlos, wie er gekommen war, wollte er ſich zurückziehen.

„Was gibt es?" fragte Wehrmann und hielt Marie, die ihren Kopf verſchämt an ſeiner Schulter barg, feſt.

„Ein Herr Batt wollte das gnädige Fräulein ſprechen, und ich wollte mich bei Herrn Baumeiſter erkundigen, wann das gnädige Fräulein wiederkommt."

„Beſtellen Sie, daß das gnädige Fräulein dem Herrn gleich zur Verfügung ſtehen wird", ſagte Wehrmann.

Ende.

89008358897

b89008358897a

b89008358897

b89008358897a